Europäiſche Bibliothek

der

neuen belletriſtiſchen Literatur

Deutſchlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 443. Band.

V. Serie. 43.

Memoiren von Lola Montez.

Erſter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Memoiren

von

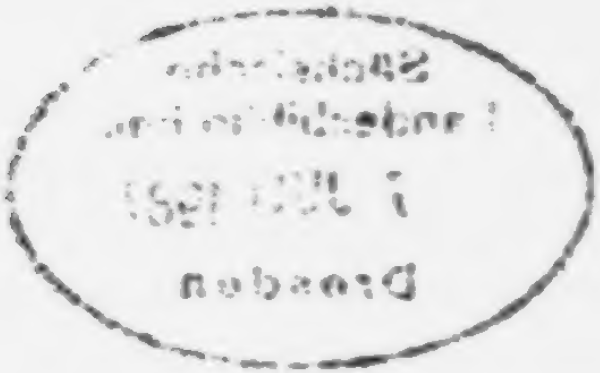
Lola Montez,

Gräfin von Landsfeld.

Aus dem Franzöſiſchen übertragen

von

Ludwig Fort.



Erſter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Sächsische
Landesbibliothek
7 JULI 1987
Dresden

Vorwort.

Schreiben an Seine Majeſtät den König Ludwig von Baiern.

Sire!

Es ſind meine Memoiren, die ich veröffentliche ... es ſind Ihre Ideen als Dichter, als Künſtler, als Philoſoph, es ſind Ihre, zuweilen ſtrengen, aber immer gewichtigen Urtheile, es ſind die erhabenen Gefühle des liberalen, des intelligenten und groß-müthigen Königs, die ich dem Europa darlegen will, das jetzt in einen ſtupiden Materialismus verſunken iſt, das nicht mehr glaubt, nicht mehr denkt, nicht mehr handelt!

Dieſes Buch, Sire, iſt geſchrieben unter Ihrer Inſpiration, unter der Inſpiration der bedeutenden Männer, welche der Zufall, der ſtets

wohlwollende Gönner meiner jungen Jahre, mir zu Rathgebern und zu Freunden gegeben hat.

Es wird sich in diesem Buche von Allem etwas finden. Ich werde von Ostindien, von Spanien, von Deutschland, von Bayern, von England sprechen und besonders von Frankreich, das noch immer das kosmopolitische Vaterland der Intelligenz und der edlen Herzen ist, obgleich es während der unerwarteten Ereignisse des Februar auf einen Augenblick das Vaterland der Thorheit und der Furcht, der bösen Leidenschaften und der Laster, der politischen Schändlichkeiten und der revolutionairen Feigheiten geworden ist.

Ich werde nicht zu viel von Politik sprechen, um meine Leser nicht zu ermüden.

Ich werde gerade nur sagen was nöthig ist über die Buhlerin von 1848, die weder einen Blick noch eine Verachtung verdient, die sich weggeworfen hat, indem sie mit gemeinen Menschen in Lumpen auf der Straße gegangen ist, mit falschen Republikanern, welche den schönen Namen des Volkes usurpirten, um sich selbst zu den einträglichsten Stellen zu ernennen und die Brosamen unserer Budjets in ihrem eigenen Nutzen zu vergeuden.

Es wird mir jedoch Mühe kosten, die pikanten

Anekdoten, die feinen Scherze mit Stillschweigen zu übergehen, mit denen der König von Preußen — der für einen König zu viel Poesie besitzt — und besonders Ihre Majestät die kleinen vertraulichen Zusammenkünfte ausschmückten, bei denen Sie in dem reizenden Palaste zu München, den ich Ihrem gnädigen Wohlwollen verdankte, so viele interessante Details über die Komödianten von Staatsmännern mittheilten, welche das arme unschuldige Europa so gütig ist, für wichtig zu halten und die Sie so vortrefflich demaskirten. O, wie nackt, wie klein, wie häßlich erschienen sie, diese Minister gewisser europäischer Kabinette, wenn Sie und Ihr Bruder, der Prinz Karl, ihnen mit derben Wahrheiten voll philosophischen Geistes ihren goldenen Flitterstaat, ihre Ordensbänder, ihre Sterne entrissen, unter denen die Könige die Leere und die Eitelkeit dieser Komödianten hatten verbergen wollen. Und dies Alles, ohne daß man es ahnet, zum Nutzen der Republik, denn diese Komödianten sind es, wie Ihre Majestät es so treffend sagten, die als schlechte betrunkene Kutscher die Monarchien in den Geleisen der Republik zum Wanken bringen.

Wenn ich Ostindien durchwandert haben werde,

mein erstes poetisches Vaterland, diesen köstlichen Himmelsstrich, dieses bezaubernde Bengalen, von dem Sie, dessen Künstlergeist so oft von der Schilderung der dramatischen Ereignisse meiner Kinder- und Jugendjahre ergriffen wurde, meine reizenden Erinnerungen gern erzählen hörten — wenn Sie meine vollständigen Bekenntnisse empfangen haben, dann werden wir wohl nach Europa zurückkehren müssen.

Wir werden in Frankreich verweilen, das Sie gekannt haben, das Ihr Vater Maximilian, der erste König Bayerns, so sehr geliebt und nach dem er sich so sehr zurückgesehnt hat, als er auf dem Strafsessel mit goldenen Nägeln saß, den man einen Thron nennt und auf den ihn der Kaiser Napoleon in der Absicht erhoben hatte, die Ihre Majestät Sich selbst vorgesetzt haben: Bayern dem überwältigenden Einflusse Oesterreichs zu entreißen.

Ich habe nicht die Absicht, in meinen Memoiren die üble Laune des boshaften Fontanelle nachzuahmen, der immerwährend wiederholte, daß er zwar die Hand voll Wahrheiten habe, aber sich wohl hüten werde sie zu öffnen. Ich bin im Besitz von Wahrheiten und von ganz vortrefflichen, über

mich selbst und ein wenig über alle Welt, aber ich werde sie ohne Rückhalt sagen.

Die Welt, wie sie heutzutage ist und wie sie seit den eleganten Orgien der Regentschaft gewesen, ist überall Lüge und Heuchelei.

Die pariser Gesellschaft, die sich schmeichelt, überall den Despotismus ihrer Moden und ihrer Ideen einzuführen, ist jetzt eben so verderbt, als unter dem Kardinal Dubois, aber sie ist weniger liebenswürdig.

Das Laster von **1850** ist das nämliche, als sein Großvater, das Laster von **1720**. Aber anstatt mit prächtigem, glänzendem Atlas bedeckt zu sein, ist es mit ärmlichem, wohlfeil fabricirtem bürgerlichem Stoffe bekleidet.

Seit fünfzig Jahren schreit Frankreich und Europa über die Jesuiten, und sind nicht Europa und Frankreich überall ein wenig Jesuiten, das heißt ein wenig Heuchler? Heuchler auf der constitutionellen Tribune, Heuchler in der Diplomatie, Heuchler im Salon, wie im Comptoir, in den Sitten, in den Handlungen, in den Worten.

Die Welt befolgt wörtlich die Regel dieses Macchiavels, des Fürsten Talleyrand, welcher

ſagte: „Die Sprache iſt dem Manne (à l'homme) gegeben, um ſeine Gedanken zu verbergen.“

Die Frauen ſind aus Achtung mit Stillſchweigen übergangen, aber ſie haben in der Phraſe des Diplomaten einen guten Platz erhalten! Die Geſellſchaft thut Alles was ſie kann, um Heuchlerinnen aus uns Frauen zu machen. Sie zwingt uns ohne Unterlaß, das Gegentheil von dem zu ſagen, was wir denken.

Die Geſellſchaft iſt voll Unregelmäßigkeiten und Widerſprüche. Sie verzeiht dem ſcheinheiligen Laſter, nie aber der aufrichtigen Leidenſchaft. Sie iſt nachſichtig gegen den berechneten Fehltritt, der ſich verbirgt, und unerbittlich gegen den offenherzigen Fehltritt, der ſich ertappen läßt. Sie nimmt die reiche Frau in Schutz, die ſich aus Laune hingiebt, und ſchmäht die Arme, welche die Noth zum Fallen bringt.

Das junge Mädchen iſt in dem Augenblicke, wo es in die Welt tritt, rein und wahr; es ſtellt das ſchöne, vollendete Ideal dar, wie die Natur es geſchaffen hat. Aber die Erziehung, die man ihm giebt, verwiſcht ſchnell dieſe angeborene Offenheit und Friſche; die Beiſpiele, die man ihm vor die Augen führt, die Erbärmlichkeiten, zu denen man

ſeinen Geiſt ausbildet, die nutzloſen und doch gefährlichen Dinge, mit denen man ſeine Einbildungskraft anſtrengt, rauben ihm ſchnell die Jungfräulichkeit des Herzens, die Poeſie der Gefühle, dieſen koſtbaren Schmuck des jungen Mädchens.

Ich habe Ihre Majeſtät eben ſo treffend als mit weiſer Philoſophie die Unſchuld des jungen Mädchens mit dem Königthum in der Wiege vergleichen hören, das ſchuldlos iſt an allen Thorheiten, an allen Leidenſchaften der Parteien und das gleichwohl von der Rache, von dem Zorne, von den Verleumdungen getroffen wird.

Eben ſo ungerecht, ſagten Sie, iſt die Geſellſchaft gegen das junge Mädchen. Sie läßt den frechen Ehebruch unangefochten, der Arm in Arm, mit erhobener Stirn in den eleganteſten Salons erſcheint, und brandmarkt das arme verlaſſene Mädchen, weil es nicht verſtanden hat, ſein Herz gegen die immer ſo ſüßen Verſuchungen einer erſten Liebe zu ſchützen.

Dieſe Heucheleien als Normalzuſtand und viele andere, von denen ich die Hände voll habe, vollendete Thatſachen, welche die moderne Geſellſchaft als ſolche angenommen hat, ſind die entſcheidenden Urſachen der europäiſchen Umwälzung

geweſen, zu der Frankreich im Jahre 1848 das Signal gegeben hat.

Um ein Land wie Frankreich in einer Regierungsform mit erkünſtelten Inſtitutionen zu erhalten, welche den Materialismus zum Idol, die Habſucht zum Zweck, alle Mittel zum Mittel hat, reichen gute Beiſpiele ſo wenig aus als die patriarchaliſchen Sitten einer Familie, die als Nachbarin des Thrones auf denſelben berufen wurde. Die Tugenden einer Dame, die eine Krone wie einen Gewiſſensbiß trug, waren nicht hinreichend; es wäre mehr Rechtſchaffenheit, weniger Heuchelei, weniger Egoismus, weniger Verderbtheit unter den Hofbeamten dieſer Monarchie nöthig geweſen, die nichts war als eine gemeine Schaar von Söld[illegible]gen, die alle widrigen Fehler der Bedienten vornehmer Häuſer hatten, die habſüchtig und unehrlich, ohne Treue und Glauben waren.

Ich werde manche kleine Skandale zu enthüllen haben, welche bisher in der Verborgenheit geblieben ſind.

In dem kleinen traulichen Winkel dort in München wurden wir durch die Depeſchen Wallerſteins, Ihres Geſandten in Paris, und durch die confidentiellen Noten Metternichs beſſer als man

es in Frankreich war von den politiſchen Hülfsmitteln, von den Anecdoten der großen Welt unterrichtet, welche der komiſchen Revolution, die Niemanden mehr als die Urheber derſelben überraſcht hat, unmittelbar vorhergingen.

Wie Vieles habe ich Ihnen über dieſe improviſirten Republikaner, über dieſe Revolutionäre ohne ihr Wiſſen zu ſagen!

Wenn ich Skandal mache, ſo wird der Skandal nur der Gerechtigkeit und der Wahrheit zum Vortheil gereichen.

Ich werde ſtets an der Grenze der Entehrung ſtill zu ſtehen wiſſen. Wenn ich gezwungen ſein werde, in das Privatleben öffentlicher Perſonen zu greifen, wenn beſonders von Frauen die Rede ſein wird, werde ich es ſtets mit ſchonender Rückſicht thun.

Wenn ich von dem jungen Sprößling des Hauſes Bourbon ſprechen werde, von dem jungen Prinzen, den Deutſchland und Bayern in dem Exil achtet, indem er die Fehler blinder, unverbeſſerlicher Freunde büßt, dann werde ich ſein Unglück von den Fehlern Anderer, von der lächerlichen Umgebung, die ihn compromittirt hat, zu trennen wiſſen

Ich werde, aber ſtets mit Anſtand, richtige That-

ſachen enthüllen, bei deren pikanter Erzählung durch Ihre Schweſter, die Königin von Preußen, durch den verſchlagenen Diplomaten, die am beſten unterrichtete Zeitung der deutſchen Kanzleien, und durch Ihre geliebte zweite Schweſter, die Prinzeſſin Amalie von Sachſen, die auch eine Dichterin iſt und in reizenden Schilderungen die Spuren ihres hochgebildeten, glänzenden Geiſtes zurückgelaſſen hat — Sie das Geſicht mit den Händen verhüllten.

„Welches Unglück," ſagte oft jener Diplomat, „daß dieſes junge, ſo vielen Prüfungen unterworfene Königthum auf immer zwiſchen zwei Nachtmützen, zwei Muſterlichtlöſchern erdrückt werden ſoll, von denen die eine es ruinirt, die andre es betrügt!"

Ich werde die von der liebenswürdigen Herzogin von Parma, der Schweſter des Herrn Grafen von Chambord, ſelbſt entworfenen Bilder dieſer zwei Burggrafen ohne Anſtellung geben, von denen der eine, ein Wühler in den Geſchäften, in Spekulationen mit einfältigen Journalen die Fahne und das Glück ſeines Herrn compromittirt, und der andre, ein überlebter Partiſan des „göttlichen Rechts in den Windeln," durch unſinnige Rundſchreiben ſeine Popularität vernichtet und ſein Exil verlängert.

Obgleich ich Sie oft habe ſagen hören, daß Sie weder die Journale noch die Journaliſten riechen können, mit denen es mir gleichwohl gelungen iſt, Sie ein wenig auszuſöhnen, werde ich doch die traurigen und ſchmerzlichen Kataſtrophen vor Ihnen entrollen müſſen, in die ich während meines Aufenthalts in Paris ganz wider meinen Willen verwickelt worden bin.

Wenn ſie ſich jemals aus meinem Gedächtniſſe verwiſchen könnten, ſo würde Ihrer Majeſtät allein das Verdienſt gebühren, ſie vernichtet zu haben. Denn indem ich den verfluchten Schauplatz heißer Schmerzen floh, wurde ich, die arme Verſtoßene, von Allem und von Allen Verlaſſene, von der wunderbaren Vorſehung, die den Unglücklichen hienieden niemals verläßt, zu Ihnen geführt, wie zu einem unbekannten Freunde, wie zu dem ſchützenden Geſtirn, das den Wandrer vor den Klippen des Weges bewahrt.

Als Sie mir Ihre gaſtliche Hand reichten, fühlte ich ſogleich, auf meine jüngeren Jahre zurückblickend, daß ich nicht vergebens gelernt hatte, auf Gott zu vertrauen, daß ich wohl daran gethan hatte, immer Troſt im Gebete zu ſuchen, welches den Geiſt in der Stunde großer Leiden ſtärkt.

Ich bin Spanierin, Sire, und Sie wissen, daß selbst die heftigsten Leidenschaften in dem Herzen der Frauen meines Vaterlandes das religiöse Gefühl nie entwurzeln.

Wie die Königin Hortensia bin ich ein wenig abergläubisch. Erlauben Sie mir daher Sie zu erinnern, daß alles Glückliche, Feenhafte, Unerwartete, das mir in Bayern begegnet ist, mir vorhergesagt worden war.

Wie Ludwig Napoleon, dem seine Mutter, wie Ihnen bekannt ist, selbst während seiner schlimmsten Tage oft prophezeit hatte, daß er einst berufen werden würde, Frankreich zu regieren, hat eine Frau einige Wochen vor meiner Abreise nach Deutschland mir gesagt, daß ich in Kurzem eine Zauberkraft auf einen hochgebildeten König ausüben und Einfluß auf das Schicksal eines Königreichs gewinnen würde.

Diese Prophezeiungen sind in Erfüllung gegangen und Ihre Majestät werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie mich weder eitel noch ehrgeizig gemacht haben; sie haben mir mächtige Feinde gemacht, das ist Alles ... und dies ist immer etwas.

Die Feinde gehören jedem Zeitalter, jedem Lande an.

Fast alle sind es nur in Folge eines verwerflichen Gefühls, das tief im menschlichen Herzen wurzelt.

In der Welt der Journalisten und der öffentlichen Blätter, auch in der der Männer der Politik, in dieser Sphäre der lebhaften Eindrücke, der lockeren Sitten, der heftigen Leidenschaften erzeugt jene Geisel das größte Unglück und tödtet die meisten Menschen.

Der Neid, welcher in der Gesellschaft herrscht, ist das Dreieck der Gleichheit mit der rothen Mütze, das die demokratische und sociale Republik als Emblem und die Aristokratie aller Klassen als Wappen führt.

Es ist der Neid, welcher die tödtliche Kugel gegossen hat, die den jungen Journalisten getroffen, dem ich in diesen Memoiren eine Erinnerung und ein Bedauern widmen werde.

Er hieß Dujarrier. Von Nebenbuhlern beneidet, weil es ihm gelungen war, zu Reichthum zu gelangen, während sie im Schlamme geblieben waren, mußte er den Fehler büßen, den die Mittelmäßigkeit niemals verzeiht: das Niveau der Gleichheit überschritten zu haben.

Welche politiſchen Geheimniſſe ſind zu enthüllen, welche überraſchenden Eröffnungen ſind zu machen über Männer, welche von ſehr weit her und von ſehr hoch herab bei dieſem Duell, oder richtiger geſagt: bei dieſem ſchändlichen, kalt überlegten Morde thätig geweſen ſind!

Ich habe von dem Neide geſprochen, Sire, welcher tödtet und will nun auch ein Wort über die Eitelkeit ſagen, welche lebendig macht.

Mit dem Neide in naher Verwandtſchaft ſtehend, wird dieſe Leidenſchaft eine große Rolle ſpielen in den Mittheilungen und den unbekannten Dramen, die ich aus gewiſſen großen Salons zu erzählen haben werde, in denen ſich viele Sollicitanten bewegen und viele Intriguen angeknüpft werden; ferner in den tauſend Anekdoten von gewiſſen Geſandtſchaften, die, ohne daß man es ahnet, nicht ſelten verſteckte Verbannungen ſind, welche die Höfe erfunden haben, um ſich von Ehrſüchtigen zu befreien, die ihnen läſtig werden, oder von Schwachköpfen, die ihnen zuwider ſind.

Wenn ich von der Eitelkeit ſpreche, dann werde ich vergebens überall Geſichter ſuchen, ich werde nur Masken finden; ich werde Leidenſchaften ſuchen und nur Laſter finden.

Wieviel gehaltloſen Staub, wieviel Lügen, wieviel Verſtellung werde ich aufwühlen, wenn ich dieſe beſternten, geſtickten und mit Ordensbändern behangenen Röcke ſchütteln werde!

Wieviele eingeſchmuggelte vornehme Damen werde ich finden, die geſtern noch ganz beſcheiden im Laden ſaßen und heute ſich ſtolz im Salon brüſten!

Wieviele verfälſchte Wappen! wieviele zweifelhafte Pergamente und Tugenden! wieviele falſche große Herren und falſche Diamanten!

Ich werde Sie auch oft zum Lachen bringen, indem ich von der Stellenjagd ſpreche, dieſer unter der Republik noch ſchlimmere Wunde als unter der Monarchie, welche an die Stelle des Rechts zur Arbeit im Intereſſe des Volks, in den großen Grundvertrag in ihrem eigenen Intereſſe das Recht zur Anſtellung hat ſetzen laſſen, unter dem lügneriſchen Pſeudonym des Rechtes zur Mitberathung.

Ich werde Ihrer Majeſtät dieſe kleinliche Leidenſchaft nicht allein in den Individuen zeigen, ſondern auch in den organiſirten Körperſchaften und in den Inſtitutionen.

Ich erinnere mich, Ihnen geſagt zu haben,

daß, wenn ich jemals meine Memoiren ſchreiben ſollte, ich ein wenig über eine Einrichtung ſpotten würde, welche von den conſtitutionellen Regierungen erfunden worden iſt, um die Eitelkeit der mittleren Klaſſen zu benutzen.

Man kann ſich übrigens ganz nach Willkür über ſie luſtig machen; ſie iſt gutmüthig genug, es nicht übel zu nehmen und nöthigenfalls über ſich ſelbſt zu lachen.

Sie iſt, wie die Töchter aus guten Häuſern, öffentlich und bei wichtigen Gelegenheiten ein wenig ſchüchtern, aber daheim ſehr redſelig.

Es iſt die Nationalgarde, von der ich ſpreche, Sire.

Ich erinnere mich, daß ſie zuweilen den Stoff zu ſehr beluſtigenden Discuſſionen zwiſchen Ihnen und Ihrem Bruder gab.

Ihr Herr Bruder, der große, ſchöne Oberfeldherr Ihrer Armee, vertheidigte theils aus Corpsgeiſt, theils auch aus wirklicher Ueberzeugung dieſes liebenswürdige Inſtitut.

Sie griffen es an, nur um mir beizuſtimmen, und weil es Ihnen Vergnügen machte, mich bei der Erzählung der komiſchen Vorfälle, die ich Ihnen davon mittheilte, noch mehr zu ermuthigen.

Wir haben auch nicht wenig gelacht über Ihre „Nachäffungen conſtitutioneller Regierungen“ in Deutſchland, die ſich das Vergnügen gemacht haben, ſich eine Nationalgarde aus ehrlichen Bürgern zu bilden, welche nach der Art und Weiſe, wie ſie es anfangen, nie in ihrem Leben ein Gewehr handzuhaben lernen werden.

Erinnern Sie ſich, daß es einmal feſtgeſetzt wurde, ich ſollte die gute Münchener Bürgergarde, welche die nämliche Eitelkeit, aber nicht die nämlichen Prätentionen, wie die franzöſiſche, hat, im Exerciren unterrichten?

Die Münchener Nationalgarde beſchränkt ihre Eitelkeit darauf, bei großen öffentlichen Feſtlichkeiten zu paradiren; ihre Anforderungen gehen aber nicht ſo weit, die Wache zu beziehen und auf der Pritſche zu ſchlafen. Sie hält ſich nicht, wie die Pariſer, für unentbehrlich, um die Aufſtände zu nähren und den Revolutionen den Paß zu unterſchreiben.

Ich will indeſſen nicht zu viel Böſes von dieſer vortrefflichen Korporation ſagen, weil ſie in Frankreich eine große Rolle im häuslichen Leben ſpielt; ſie wird von den Frauen in Schutz genommen, welche eine ganz beſondere Hochachtung für

ſie an den Tag legen, und ich weiß, daß man die Fehler, für deren Beſchützerinnen ſich die Frauen erklärt haben, nicht ungeſtraft verſpotten darf.

Dieſe kleinen, ſo verſchiedenartigen Bilder, dieſe Sittenſtudien werden mich ganz natürlich dahin bringen, einige Worte über den berühmten General zu ſagen, der in Paris jenes naive Inſtitut commandirt.

Von dieſer koſtbaren Schutzwehr der Geſellſchaft werde ich Ihnen eine pikante Biographie geben, die von einer parlamentariſchen Notabilität der frühern Pairskammer herrührt, von einem edlen Herzoge, deſſen Name, wie Frau von Sevigné geſagt haben würde, in Frankreich ſynonym iſt mit Geiſt, Feinheit und Diſtinction, mit Einem Worte, von dem Herzoge von Mortemart, einem liberalen und für die Jugend wohlwollenden Charakter, der im Jahre 1835 den jungen Kapitain erfunden hat, indem er ſeinen, bis dahin völlig unbekannten Namen zur Publicität brachte.

Ich werde die republikaniſchen Phaſen erzählen, welche der glänzende Offizier durchgemacht hat, ehe er zu dem Protectorpoſten gelangte, den er gegenwärtig bekleidet.

Als politiſcher Charakter iſt der General nicht

ſchwer zu klaſſificiren; als Diplomat aber iſt es etwas Anderes.

Seine Meinung beſteht darin, gar keine Meinung zu haben. Für ihn wird diejenige Regierung die beſte ſein, die ihm ſein Commando auf immer ſichert. Unabſetzbarkeit von ſeinem Poſten — das iſt ſeine Deviſe, darin beſteht ſeine Politik.

Nachdem wir dieſes ſo merkwürdige und immer ſo neue Paris verlaſſen haben, welches die ſtolze Eitelkeit beſitzt, ſich Frankreich zu nennen, werden wir nach Bayern kommen. Hier ſind wir auf unſerem Grund und Boden und völlig ungenirt. Ich werde nicht ohne Rührung von den ſüßen Rückerinnerungen ſprechen, die ich dem königlichen Wohlwollen Ihrer Majeſtät verdanke; ich werde nicht ohne Stolz dem ſtaunenden Europa die wegen ihrer Natürlichkeit und Einfachheit bewundernswürdigen Blätter überliefern, auf denen der geſunde Sinn des Philoſophen, der ſcharfe Verſtand des Weltmanns überall die wechſelnden Launen des Dichters begleiten.

Ich werde über Bayern Alles ſagen, was ich weiß, Alles, was ich geſehen habe.

Ich werde gegen Ihre Feinde, die mir die

große Ehre erzeigt haben, auch die meinigen zu ſein, ohne Galle, aber ohne Schonung ſein.

Ich werde Allen die Wahrheit ſagen, ohne Rückhalt und ohne Umſchweife.

Wie Sie haſſe ich von Natur, wie Ihnen bekannt iſt, die vergoldete jeſuitiſch-diplomatiſche Sprache jener intriguanten großen Herren, jener Paladine des Vorzimmers, die geſtern in München um die Gunſt einer Audienz, um das Privilegium eines Wortes von der kleinen Spanierin baten, von der beſcheidenen und einfachen Künſtlerin, die nichts Anderes wieder geworden, als was ſie geweſen war: eine vornehme Dame — und die am folgenden Tage, nachdem ein Volksaufſtand vor der Thür ihres Palais vorübergezogen war, ſie theils durch ihre Gleichgiltigkeit, theils durch ihre Beſchimpfungen inſultirten.

Ich werde hier weder eine Klage noch ein Bedauern laut werden laſſen; worüber ſollte ich mich auch beklagen?

Iſt nicht der Menſch, gehöre er dem Volke oder dem Bürgerſtande an, ſei er Künſtler oder vornehmer Herr, Republikaner oder Monarchiſt, überall der Nämliche?

Iſt nicht das Benehmen Ihrer Höflinge, Ihrer

Münchener Oeſterreicher gegen mich genau das jener feigen Pariſer Höflinge gegen die mächtigſte und gefeiertſte Monarchie Europa's?

Ihre Münchener Bürger haben mir das Nämliche gethan, was zwei Monate ſpäter dieſe aus Krämern beſtehende Nationalgarde, die ſich an die Fenſter ſtellte, um die Republik vorbeiziehen und die Monarchie verſcheiden zu ſehen, dem Könige der Franzoſen gethan hat, deſſen Regierung keineswegs ruhmlos iſt.

Sie hatten wohl Recht, oft zu ſagen, es ſei an dieſen Kronen nichts zu bedauern, die jetzt ihren Zauber verloren haben, noch an dieſen Thronen — mögen ſie conſtitutionell oder abſolut ſein, — jetzt, wo das Prinzip der geſetzlichen Macht verkannt iſt, wo die Nationen nicht mehr zu regieren ſind, ſeitdem die Verderbtheit und der Macchiavellismus das unmoraliſche Geſetz der nicht regierenden Miniſter geworden ſind.

Die Throne ſind nichts mehr als die ſchiefen Flächen, auf denen das populairſte Königthum unfähig iſt, ſich lange zu halten, ſeitdem das conſtitutionelle Räderwerk die ehrgeizigen Oppoſitionen erfunden hat, die es herabſetzen und verleumden.

Man kann dieſe heuchleriſchen Landplagen,

welche in allen Ländern die constitutionelle Regierung nach und nach vernichten, nicht besser definiren, als indem man sie die Habsuchten nach der Gewalt nennt.

Ihre Majestät sind zu einsichtsvoll und zu philosophisch, um sich jemals nach einer Krone zurückzusehnen, zu deren Niederlegung Sie veranlaßt zu haben man mich beschuldigt und ich nie bereuen werde. Wenn ich noch einmal höre, daß die **Gazette de France** mir Ihre Thronentsagung vorwirft, die sie mir vor Kurzem vorgeworfen hat, so habe ich eine Antwort für sie in Bereitschaft, auf die sie mir wohl nichts als Phrasen zu erwiedern wissen wird.

Wenn mein Einfluß auf den Geist eines intelligenten und liberalen Königs demselben zur Niederlegung der Krone gerathen hat, so hat er wenigstens dem präsumtiven Thronerben genützt, während die **Gazette de France** und ihre Freunde ihre Könige seit zwanzig Jahren zweimal zur Abdankung im Interesse der Republik gezwungen haben.

Wenn die öffentliche Meinung, die überall zu ihrem größten Theile aus zwei Arten von Menschen: aus Einfältigen und aus Neidischen besteht, eine neue Emeute von Verleumdungen und Lügen

verſuchen will, indem ſie mir die Verantwortlichkeit für die Ereigniſſe, deren Schauplatz München geweſen iſt, aufbürdet; wenn die öſterreichiſche Diplomatie, deren Einfluſſe Bayern zu entreißen, wir gemeinſchaftlich unternommen haben; wenn eine religiöſe Korporation — welche zwar für die Arbeiten, mit denen ſie die Wiſſenſchaft bereichert hat, achtungswürdig iſt, aber ſchweren Tadel verdient wegen des Inquiſitionsſyſtems, mit deſſen Hilfe ſie durchaus die Welt beherrſchen will — mich, eine arme, unbedeutende Frau, ihres Zornes für würdig hält: dann, Sire, wird wenigſtens der Gedanke eine edle Rache für mich ſein, daß die Zurückgezogenheit, die Sie erwählt haben, weder durch einen Gewiſſensbiß, noch durch eine Reue, deren unfreiwillige Urſache ich wäre, geſtört wird.!

Sie wiſſen es, jene vertraulichen Plaudereien, jene angenehmen Unterhaltungen, jene ſchnell vergangenen Abende, an denen in dem Palais, das Sie mir gegeben, Prinzen, vornehme Männer, Diplomaten Theil nahmen, wo ſich neben dem liebenswürdigen Fürſten von Thurn und Taxis, dem angenehmen und muthigen Fürſten von Wallerſtein — zu deſſen Berufung in's Miniſterium ich das Unrecht gehabt habe, Sie zu veranlaſſen — Ge-

lehrte wie Thiersch, der tiefe Forscher des menschlichen Herzens, berühmte Künstler wie Kaulbach, Ihr beliebter Geschichtsmaler, der Baron von Cornelius, dieser große Genius, den Ihnen der König von Preußen entführt hat, Peter Heß, der geschickte Pygmalion der weiblichen Schönheit, Schnorr von Carolsfeld, der Schlachtenmaler, Stieler ꝛc. ꝛc. einfanden — Sie wissen es, jene Unterhaltungen waren sehr unschuldiger und immer ernster Art. Am häufigsten sprachen wir über schöne Künste und Poesie, Ihre Lieblingsthemata; zuweilen über Politik, aber so selten als möglich.

Die Namen unserer großen französischen Künstler kamen immer wieder auf Ihre Lippen. Es waren die Namen Horace Vernets, Ingres, Jacquandy, dessen geistreiche Lebensgefährtin einen so großen Einfluß auf Gudin's Talent gehabt hat, Dantans ꝛc., die Sie Alle Ihre Freunde nannten; die Namen unserer berühmten Pianisten: Liszts, Thalbergs, Cavallo's, Ihres jungen Schützlings.

Ohngeachtet des ernsten Stoffes meines Werks, den ich unter leichtfertigen Formen zu verbergen bemüht sein werde, werden sich doch satyrische, boshafte und spottsüchtige Menschen finden, welche nicht unterlassen werden zu sagen, daß diese strafbaren

Blätter, dieſe ſchwachen Nachahmungen der ſchlüpfrigen Erzählungen aus der Zeit der Regentſchaft, von der Feder einer Pompadour oder einer Dubarry geſchrieben ſind. Ich werde, um auf die Angriffe, denen ich mit erhobener Stirn und muthigem Herzen entgegentrete, zu antworten, die Anſicht der ſo erleuchteten und ſo gewiſſenhaften Dame haben, welche den Thron mit Ihnen theilt; der Königin, welche meine Handlungsweiſe durch ein Zeichen hoher Achtung und Auszeichnung anerkannt hat: durch das Band des Thereſienordens, deſſen Inſignien ſie mir mit eigener Hand zu überreichen die Gnade gehabt hat.

Ich werde außerdem zu meiner Vertheidigung und zu meinem Schutze gegen die ſtupiden Verleumdungen, welche die unvermeidlichen Begleiter jeder Größe, jedes vorübergehenden Glückes ſind, die Erinnerung an den Beweis aufrichtiger Zuneigung und ſchmeichelhafter Achtung haben, den Sie mir officiell an dem Tage gegeben, an dem Sie die vornehmſten Perſonen Ihres Hofes um Sich verſammelten und mit lauter Stimme, Ihre Hand in der meinigen, zu ihnen ſagten: „Meine Herren, ich ſtelle Ihnen meine beſte Freundin vor!“

In diesen königlichen Worten, Sire, lag mehr als es bedurfte, um eine Frau würdig zu rächen.

Jener Tag war der schönste meines ganzen Lebens!

Sie haben mir viele Beweise von Zuneigung gegeben, Sie haben mir viele Titel verliehen, viele Ehre erzeigt, aber nie haben Sie mehr für mich gethan, als an jenem Tage!

Gestützt auf die Kraft dieser würdigen und ehrenvollen Protection, stolz auf Ihre dauernde Freundschaft, das Gute achtend und das Böse brandmarkend, überlasse ich diese Blätter dem strengen Publicum, das sie nach Belieben würdigen und verlästern möge.

Wenn Europa das Ohr an die Thür meines schönen Hauses in München legt, das Sie oft zum Vertrauten Ihrer Herzensgedanken, Ihrer Urtheile über Menschen und Dinge gemacht haben, dann wird Europa sehr belehrende, zuweilen sehr pikante, sehr originelle und sehr merkwürdige Dinge, aber es wird stets die Wahrheit vernehmen.

Ich bin mit tiefer Verehrung

Ihrer Majestät

unterthänige Dienerin

Marie Gräfin von Landsfeld,

(Lola Montez).

Paris, im December 1850.

Memoiren

von

Lola Montez.

Erſter Theil.

Erſtes Kapitel.

Meine Herkunft, die meines Vaters und meiner Mutter.

Ich werde von der Laſt alltäglicher Dinge zu Boden gedrückt, denn die Phantaſie, die mich früher aufrecht erhielt, hat ihre Flügel eingezogen. Die Wirklichkeit erſcheint mir in ihrer ganzen bleichen Geſtalt; ſie durchkältet Alles, was ſie berührt.

(**König Ludwig von Bayern** — Dichtungen.)

Ich beginne dieſe Zeilen mit einer gewiß nicht koketten, aber wenigſtens originellen Bemerkung! ich will geſtehen, was eine Frau niemals ganz offen geſteht — ihr Alter!

Ich bin jetzt ſiebenundzwanzig Jahre alt. Mein Vaterland iſt Spanien. Ich bin im Jahre 1823 in Sevilla, der Hauptſtadt Andaluſiens, des Landes der Serenaden und der Balkons, der Troubadours und der Romanzen, des Vaterlandes des Miguel Cervantes, des Las Cazes und der römiſchen Kaiſer Trajan und Theodoſius, geboren.

Irländerin von Seiten meines Vaters, Spanierin von Seiten meiner Mutter, Franzöſin aus angeborener

Vorliebe, und Kosmopolitin durch Verhältniſſe, kann ich ſagen, daß ich allen Nationen der Welt angehöre, ohne irgend einer ausſchließlich anzugehören.

Wenn ich nicht fürchtete, das Evangelium zu beleidigen, welches dem ewigen Juden ein von dem meinigen verſchiedenes Geſchlecht gegeben hat, ſo würde ich verſucht ſein, mich für dieſen zu halten, denn von den erſten Tagen meiner Kindheit bis heute, iſt mein Leben immer unſtät, dramatiſch, romanhaft und bewegt geweſen.

Die Vorſehung ſcheint mich in der That dazu beſtimmt zu haben, an keinem Orte dauernd zu bleiben. Die Bewegung und Veränderung iſt meiner zarten und ſchwächlichen Conſtitution ein unentbehrliches Bedürfniß.

Ich habe immer geglaubt, daß bei meiner Geburt eine Fee Räder an meiner Wiege befeſtigt habe, damit ich unaufhörlich von einem Ende der Welt zum andern reiſen ſollte, denn ſchon im Alter von fünf Monaten verließ ich mit meinen Eltern, die ſich in Indien niederlaſſen wollten, meine Vaterſtadt Sevilla.

Die Verleumdung hat von meiner früheſten Kindheit an eine ganz beſondere Vorliebe für meine Perſon gehabt; ſie hat meine Geburt geſchmäht, wie mein ganzes ſpäteres Leben.

Mag die Fabel bei dem Urtheile der Welt über den Charakter und den Lebenswandel einer Frau zu entſchuldigen ſein, ſo iſt ſie dies wenigſtens nicht in Hinſicht der Geburt der Perſonen und des Urſprungs der Familien.

Die Genealogicen ſind mathematiſch, wie die Budgets, und die Angriffe der Verleumdung ſind in dieſem Punkte bei vernünftigen Leuten machtlos.

Mein Vater war ein irländiſcher Edelmann von ſehr vornehmer Herkunft.

Pflichten der Convenienz verbieten mir, den Namen des hochgeſtellten Mannes zu verſchweigen, deſſen Sohn er war. Ich darf nicht vergeſſen, daß Memoiren dem Publikum zwar die Wahrheit, in Betreff gewiſſer Familienverhältniſſe, aber nicht die ganze Wahrheit ſchuldig ſind.

Mein Vater ſtammte zur linken Hand von einem hochadeligen Geſchlechte ab. Er war unter dem Namen ſeiner Mutter bekannt, den er ſtets geführt hat.

Er war ein Sohn der Lady Guilbert, die einer vornehmen irländiſchen Familie angehörte, und die eine Frau von ſeltener Schönheit und ausgezeichneten Geiſtesgaben war.

Da mein Vater unter den Augen ſeiner Mutter aufwuchs, ſo erhielt er eine glänzende Erziehung, und in Folge hoher Protektionen, die er ſeiner Geburt verdankte, trat er noch ſehr jung in eines der ſchönſten Regimenter der engliſchen Armee.

Sein Vater, der Herzog von ***, kaufte nach und nach, wie dies in England gebräuchlich iſt, alle Offiziergrade für ihn, ſo daß er ſchon in ſeinem zwanzigſten Jahre Kapitain im 44. Regiment der Königin war, eines von

denen, welche in ganz England wegen ihrer Tapferkeit und ihrer ausgezeichneten Offiziere berühmt sind.

Als mein Vater in den Militairdienst trat, war er ohngefähr achtzehn Jahre alt. Er war noch kein junger Mann, sondern fast nur ein Knabe. Sein Gesichtsausdruck war offen und sanftmüthig, sein Charakter leutselig, sein Benehmen einfach und elegant, wie es in England bei den jungen Leuten, deren Erziehung von einsichtsvollen Müttern geleitet wurde, gewöhnlich der Fall ist.

Ein hübsches, jugendliches Gesicht, von hellblonden Haaren umgeben, ein leichter Flaum auf der Oberlippe, feine Züge, sanfte, ausdrucksvolle Augen gesellten sich bei ihm zu einer schlanken Gestalt, deren tadellose Formen durch die Uniform noch bedeutend gehoben wurden. Sein lebhafter und feuriger Charakter war ein ächter Soldatencharakter. Es floß mehr irländisches als englisches Blut in seinen Adern, obgleich sein Vater letzteren Ursprungs war.

Er besaß ein natürlich heiteres Gemüth, ohne die Beimischung von britischem Phlegma, das sich zur Entschuldigung seiner steifen Manieren für Ernst ausgibt.

Der junge Kapitain Guilbert vereinigte in sich alle Tugenden des irländischen Edelmanns: die Einfachheit, Leutseligkeit und Offenheit. Er war freimüthig in seinen Reden, gutherzig in seinen Handlungen, zeigte sich gegen Niemanden stolz, und besaß hauptsächlich nicht den hochmüthigen aristokratischen Dünkel, der mehr Revolutionen auf seinem Gewissen hat, als die Revolutionaire selbst.

Mein Vater wurde allgemein von den Männern geschätzt, von den Frauen geliebt und von seiner Mutter vergöttert. Sie hatte zu ihm eine, ich möchte sagen, ausschließliche Liebe, wenn man dies nicht von allen Müttern behaupten könnte. Das Gesicht ihres Sohnes erinnerte sie zu sprechend an die Züge seines Vaters! ... Der Knabe war das kostbare Andenken an eine lange und poetische Episode im Leben der Lady Guilbert. Und solche Erinnerungen vergißt eine Frau schwer, wenn das Verhältniß zugleich ihre Liebe und ihre Eitelkeit befriedigt hat, diese beiden Gefühle, die im weiblichen Herzen unzertrennlich sind! ...

Meine Mutter, welche gegenwärtig noch lebt, ist eine von jenen reizenden Spanierinnen, die in ihrem achtzehnten Jahre den blendenden Teint und die lebhaften Gesichtszüge besitzen, welche von den Dichtern aller Nationen besungen worden sind; mit ihren dunkeln Augen, ihren rabenschwarzen Haaren, ihren feinen Zügen, ihrer schlanken Gestalt und ihren ätherischen Formen, ist sie die schöne Andalusierin der Romanze, die nur der Pinsel eines Murillo oder der Meisel eines Canova darzustellen vermag.

Meine Mutter ist eine geborene Oliverras von Montalvo, und stammte aus der Familie der Grafen dieses Namens, welche früher in Spanien große Güter besaßen, die aber ihr Vermögen in den ehemaligen Kriegen der Halbinsel verloren hatten. Die Familie stammt von den Mauren ab, diesem uralten afrikanischen Volke, das in der

Geſchichte des Mittelalters die Spuren ſeiner männlichen Energie und ſeiner unbezähmbaren Kraft zurückgelaſſen hat.

Der Urſprung des Geſchlechts Montalvo fällt in die Zeit Ferdinands und Iſabellens der Katholiſchen. Sein Gründer war ein junger mauriſcher Krieger von großer Tapferkeit, der ſich bei der Belagerung von Granada auszeichnete.

Wie vor Zeiten der römiſche Kaiſer, hatte der junge Maure plötzlich in dem Augenblicke, als er eine glänzende That zu vollbringen im Begriff war, eine überirdiſche Erſcheinung, und er entſagte dem Heidenthume, um zum katholiſchen Glauben überzugehen. Seine Bekehrung öffnete ihm das Haus einer ſpaniſchen Familie, in der er ſich eine Gattin wählte. Von dieſer Zeit her ſchreibt ſich ein wenig afrikaniſches Blut, deſſen glühendes Feuer ich in meinen Adern fühle.

Die Familie meiner Mutter war zahlreich. Mein Großvater hatte zwei Söhne und drei Töchter.

Der älteſte von dieſen beiden Söhnen, der Graf Juan von Montalvo, iſt in Spanien als einer der treueſten Anhänger Don Carlos bekannt.

Er war lange in Gefangenſchaft für dieſe Sache, der eine unlängſt geſchloſſene erlauchte Verbindung mit dem neapolitaniſchen Königshauſe größeres Vertrauen zur Eroberung ihrer Rechte auf den ſpaniſchen Thron gegeben hat, und er hat durch das Anſehen ſeines Namens, wie durch die gerechte Achtung, in der ſein Charakter ſteht

nicht wenig dazu beigetragen, die politiſche Meinung zu Gunſten des Prätendenten aufrecht zu erhalten.

Ein ächt ritterlicher Typus, vom ſtrengſten Pflichtgefühl durchdrungen, unerſchütterlich in ſeinen Ueberzeugungen und feſt verwachſen mit den alten monarchiſchen Gewohnheiten, iſt mein Oheim den heut zu Tage ſo häufigen Gewiſſenskapitulationen, welche die Urſache der Auflöſung der modernen Geſellſchaft ſind, ſtets unzugänglich geweſen. Dieſer ältere Bruder meiner Mutter hat eine Tochter, Frau von Garailles, von der ich ſpäter zu ſprechen Gelegenheit haben werde.

Mein Umgang mit ihr iſt intimer geworden und hat mich in den Stand geſetzt, ihre vortrefflichen Eigenſchaften kennen zu lernen, ſeitdem ſie im Laufe des vorigen Sommers einige Wochen bei mir in der Villa Beaujon zugebracht hat, die ich ſeit meiner Verbindung mit Herrn Heald bewohnte.

Der jüngere Bruder meiner Mutter, Maria Joſeph von Montalvo, iſt vor einigen Jahren unverheirathet in Sevilla geſtorben.

Er beſaß ein ruhigeres Gemüth als ſein Bruder, war Philoſoph von Charakter, Egoiſt aus Grundſatz, hielt ſich von dem eitlen Treiben der Welt entfernt, und legte einen tiefen Abſcheu gegen die politiſchen Kämpfe an den Tag, welche die Menſchen ſo ſchnell aufreiben und ſie ſo wenig vergrößern.

Als ein erklärter Feind der erbärmlichen Parteistreitigkeiten, welche meist keinen andern Zweck, als den Sieg des niedrigen Ehrgeizes oder die Vernichtung ehrgeiziger Schwachköpfe haben, galt Joseph von Montalvo in der Familie für den geistreichsten Mann von ganz Spanien.

Er verdiente seinen Ruf. Als ein starker Epikuräer, hatte er die Hälfte seines Lebens darauf verwendet, zu ergründen, wie er die andre Hälfte so bequem und so angenehm als möglich verleben könnte. Und er hatte nach reiflicher Erwägung gefunden, daß die Politik eine Dummheit ist, und daß die Parteien nichts als Schachpartieen sind, welche durch einige gemeine Intriguanten, die sich derselben zum Vortheil ihrer Leidenschaften, ihrer Eitelkeit oder ihrer Laster zu bedienen suchen, auf eine mehr oder minder kluge Weise verwickelt werden.

Spanien fängt übrigens allmählig an, der Ansicht meines geistreichen Oheims zu werden. Es scheint endlich der stupiden Revolutionen müde zu sein, die lange Zeit keinen andern Erfolg gehabt, als daß sie die Nation zu einer Macht fünften Ranges erniedrigt haben.

Es beginnt jetzt, sich für die vielen in erbitterten Kämpfen und nutzlosen Agitationen thörigt vergeudeten Jahre zu entschädigen. Während Europa vergebens unerreichbaren Utopien und sinnlosen Chimären nachjagt, bietet das mitten in dem revolutionairen Chaos unerschütterlich feststehende Spanien der ganzen Welt ein Schauspiel des

praktiſchen geſunden Verſtandes in der Politik und des aufgeklärten Rationalismus in den Ideen dar.

Genau betrachtet, würde der Charakter Joſeph von Montalvo's zahlreiche Copieen in einem Kreiſe bekehrter Revolutionaire finden, der ſich in Frankreich mit jedem Tage vergrößert. Es ſind die Liberalen vom Jahre der Gnade 1848, egoiſtiſche Diplomaten, welche es müde ſind, die ſich alle funfzehn Jahre erneuernden Revolutionsmoden ſo theuer zu bezahlen, und die endlich bald mit einer Variation der Fröſche in der Fabel laut verkünden werden, daß der Despotismus und die Dictatur eine herrliche Sache ſind! ...

Die kürzlich verſtorbene ältere Schweſter meiner Mutter, die Marquiſe von Paveſtra, beſaß, ohne regelmäßig ſchön zu ſein, eines jener Geſichter, die wegen ihres lebhaften Ausdrucks ungemein anziehend ſind.

Sie war größer als meine Mutter, ihr Benehmen und ihre Haltung waren von natürlicher Eleganz, ohne die mindeſte Affectation; ſie beſaß einen reizenden Fuß und eine kleine weiße Hand. Ihr Gatte, der viel älter war als ſie, gehörte zu den Männern, welche ihr ganzes Leben hindurch die Liebenswürdigkeit bewahren, die eine gute Erziehung gibt, und welche den Jahren nie die Fähigkeit läßt, die Spuren ihrer Anzahl auf die Stirn zu ſchreiben.

Außerdem hatte meine Mutter noch eine Schweſter, die jünger war als ſie, und die bei meiner Geburt noch

nicht verheirathet war. Als meine Eltern Spanien verließen, war sie noch ein Kind, und zwar das schönste Kind in ganz Sevilla. Man denke sich ein frisches, rosiges echt spanisches Gesichtchen, die feinsten und regelmäßigsten Züge, schwarze Haare, die bis auf die Erde herabfielen, wunderschöne blaue Augen, eine unmöglich zu beschreibende Lebhaftigkeit, und eine Physiognomie, welche durch die wenigen Tropfen afrikanischen Blutes, die der kleine Kobold schon in seinen Adern fühlte, in steter Bewegung erhalten wurde.

Das holde Kind war im Jahre 1825 kaum zehn Jahr alt, und sie ist noch jetzt eine der schönsten Frauen Spaniens.

Wegen ihrer ungewöhnlichen Schönheit trug ihr ein reicher Spanier, der Marquis von Villa Palma, Grand von Spanien und mit den vornehmsten Familien des Landes verwandt, seine Hand an.

Um diesen Mann mit einem Federstriche zu zeichnen, kann man sagen, daß er eine durchgesehene und vermehrte Auflage von Beaumarchais Helden in dessen „Barbier von Sevilla“ ist. Der Marquis von Villa Palma ist ein ächter Graf Almaviva, mit den wenigen guten Eigenschaften und den zahlreichen Fehlern seines Vorbildes.

Diese Heirath aus Liebe hat leider so geendet, wie alle solche Ehen, wenn die Männer thörigt oder eitel

genug ſind, um ſich nur durch der flüchtigen Reiz der körperlichen Schönheit einer Frau verführen zu laſſen.

Das junge Mädchen, die ihrer Schönheit vielleicht ein wenig zu viel zutraute, hatte ſie für mächtig genug gehalten, um das leichtfertige und unbeſtändige Herz ihres Gatten für immer zu feſſeln.

Es iſt ein leider nur zu häufiger Irrthum, in den ſich die Eitelkeit vieler Frauen ſorglos einwiegt, zu glauben, daß ſie, ſo lange ſie ſchön ſind, immer die nämliche Zaubergewalt ausüben und die nämliche Liebe einflößen werden.

Gefühle, welche nur durch äußere körperliche Vorzüge in dem männlichen Herzen, das oft eben ſo veränderlich iſt, als das unſrige, hervorgerufen werden, ſind vorübergehende Eindrücke, die eben ſo ſchnell wieder verſchwinden, als ſie gekommen ſind. Nur die moraliſche Schönheit, die Vorzüge des Herzens und des Geiſtes, haben eine Wunderkraft, und vermögen die launenhaften und flüchtigen Gefühle des Mannes zu feſſeln.

Meine unglückliche Tante, die jetzt von ihrem flatterhaften Gatten verlaſſen iſt, obgleich ſie noch im vollen Glanze ihrer Schönheit ſtrahlt, iſt ein ſprechender Beweis für die Wahrheit meiner pſychologiſchen Bemerkungen über das menſchliche Herz.

Indeſſen iſt ſie, ohngeachtet ihres Unglücks, ihren Pflichten als Gattin und Mutter ſtets treu geblieben und

lebt mit ihren beiden Kindern ſehr eingezogen in Barcelona, von einem beſcheidenen Jahrgelde, das ſie durch Vermittelung der Freunde ihrer Familie den Trümmern des thörigt verſchwendeten großen Vermögens des Marquis von Villa Palma entriſſen hat.

Zweites Kapitel.

Meine Geburt. — Der ſpaniſche Krieg. — Der General Changarnier.

Meine Mutter war in der Wahl ihres Gatten glücklicher geweſen. Der Zufall, dieſer mächtige Herrſcher, der uns Alle in der Welt nach ſeinen Launen leitet, hatte ihr ſchon in ihrer Kindheit einen vollkommenen Gatten zugeführt, einen jungen Mann, den die Natur mit ihren reichſten Gaben bedacht hatte.

Sie hat meinen Vater in Irland kennen gelernt, wohin ſie von ihren Eltern zum Behuf ihrer Erziehung geſchickt worden war.

Sie wurde in einem katholiſchen Kloſter bei Dublin erzogen, das unweit des prachtvollen Schloſſes lag, welches Lady Guilbert mit ihrem Sohne bewohnte.

Die Liebe der beiden jungen Gatten begann mit einer kindlichen Zuneigung.

Oliverres von Montalvo ſtand in ihrem dreizehnten Jahre, als ſie durch das Gitter ihres Kloſters den jungen Guilbert bemerkte, welcher damals achtzehn Jahr alt war. Das lebhafte junge Mädchen träumte ſchon vom Heirathen, wie faſt alle Frauen es in dieſem Alter gethan haben.

Wenn die Ehe im Allgemeinen für die Frauen das Grab der Liebe iſt, ſo iſt ſie vor Allem auch die Wiege der Freiheit, und ſollte ſie auch zu nichts Anderem dienen, als das junge Mädchen der monotonen Sklaverei des Kloſters zu entreißen, ſo iſt ſie doch jedenfalls der ſchönſte Traum und die am heißeſten erſehnte Illuſion.

Für Oliverres von Montalvo, das heißt, für das in ihrem Kloſter gefangene Mädchen, war der ſeiner vollen Freiheit genießende Guilbert, der von ſeiner Mutter oft in ihrer Gegenwart geliebkoſ't wurde, die poetiſche Natur, deren Loos ſie beneidete.

Es iſt eine von den nothwendigen Bedingungen des menſchlichen Herzens, Diejenigen heftig zu haſſen oder eben ſo zu lieben, die in uns ein Gefühl hervorrufen, welches den Neid erweckt.

Oliverres ließ die beſſere von dieſen beiden Leidenſchaften in ihr Herz einziehen. Sie verliebte ſich ſterblich in den jungen Mann, den ſie für ſo glücklich hielt, weil er frei in einem ſchönen Schloſſe lebte, während ſie die ſtrenge Haft des Kloſters ertragen mußte; weil er die häufigen und zärtlichen Liebkoſungen einer Mutter genoß, während

ſie die harten und kalten Ermahnungen alter Nonnen anhören mußte.

Der kleine unſchuldige Roman wurde ſchon im Anfange unterbrochen, um ſpäter wieder angeknüpft zu werden.

Der junge Guilbert, dem ſein Vater, der Herzog von ***, ein Offizierspatent im 44. Regiment gekauft hatte, reiſ'te nach England. Die beiden jungen Leute trennten ſich mit Thränen der Kindheit, um ſich mit den Thränen des Jünglingsalters wiederzuſehen, welche der ſüßeſte Schmerz ſind, wenn ſie aus Liebe vergoſſen werden!

Oliverres von Montalvo verließ bald ebenfalls ihr einförmiges Kloſter in Irland, um in ihre poetiſche Heimath zurückzukehren.

Ihre Eltern erwarteten mit Ungeduld ihr vierzehntes Jahr, um ſie dann zu verheirathen.

Der junge Guilbert hatte mitten in den verlockenden Zerſtreuungen ſeiner neuen Laufbahn die ſchöne und muntere Penſionairin nicht vergeſſen; er benutzte einen mehrwöchentlichen Urlaub, um ſich nach Spanien zu begeben und die am Gitter des irländiſchen Kloſters begonnene Liebesepiſode fortzuſetzen.

Die jungen Leute ſahen einander mit dem unbeſchreiblichen Entzücken, welches die erſten Gefühle des Herzens immer hervorrufen, in Sevilla wieder.

Der junge Offizier wurde von der Schönheit ſeiner

Oliverres auf's Neue so mächtig ergriffen, daß er ohne Weiteres um ihre Hand anhielt, und da die Verbindung in jeder Beziehung den Wünschen ihrer Eltern entsprach, so gaben sie mit Freuden ihre Einwilligung.

Die Stipulationen des Ehecontracts waren bald geordnet.

Meine Mutter besaß keine andere Aussteuer, als ihre Schönheit und ihren angesehenen Familiennamen.

Zur Zeit der Vermählung meines Vaters waren die Ehen noch nicht, wie jetzt in Europa und besonders in Frankreich, bloße Kaufverträge, Geldspeculationen und Börsengeschäfte; die Schönheit und der Name meiner Mutter wurden als ihr Heiratsgut im Contracte aufgeführt. Der junge Engländer war überdies reich genug, um sich die Laune einer Inclinationsheirath zu gestatten.

Außer seinem Offizierssolde besaß er einige Einkünfte, die ihm sein inzwischen verstorbener Vater durch ein rechtskräftiges Majoratsvermächtniß gesichert hatte.

Mein Vater war einige Monate über zwanzig Jahr alt, als er mit meiner Mutter verbunden wurde, die in der Mitte ihres fünfzehnten stand. Es ist mir oft gesagt worden, daß sie das reizendste Paar gewesen sein sollen, das man sich nur denken kann.

Beide bekannten sich zur katholischen Religion und ihre Trauung wurde in Sevilla in der alten Basilika des Klosters Buonavista durch einen ehrwürdigen Priester,

einen alten Freund der Familie meiner Mutter und Vorsteher des Seminars von Sanct-Elmo, vollzogen.

Ich erblickte das Licht der Welt im vollen Honigmond, das heißt im ersten Jahre der Verbindung.

Meine Mutter hatte eine zweifache Liebe, von denen eine die andere nie verdrängen konnte, obgleich dies im Herzen anderer Frauen sehr häufig geschieht: die Liebe zu ihrem Gatten und die Liebe zur Welt. Die Welt war von jeher und ist noch gegenwärtig ihr Schooßkind, ihr steter Gedanke.

Sie gehört zu der Zahl der unglücklichen Frauen, für welche das Nervenleiden erfunden worden ist, wenn sie einmal in die Nothwendigkeit versetzt werden, mit ihren Gedanken allein zu bleiben.

Sie war eine von den Frauen, welche unaufhörlich Leute und Bewegung, das Geräusch von Festen, Bällen und Gesellschaften um sich haben müssen, bei dem man sich gleichwohl so oft allein und verlassen fühlt. Solche Frauen bedürfen aller möglichen Zerstreuungen, um nicht von der Langenweile ergriffen zu werden, dieser Geisteskrankheit, welche die Engländer mit dem Namen des Spleen bezeichnen.

Selbst während meine Mutter mich unter dem Herzen trug, versäumte sie keinen Ball und kein Concert. Daher sagte man in Sevilla allgemein, ich würde zwischen zwei Contretänzen zur Welt kommen.

Diese Prophezeiung ist jedoch nicht in Erfüllung ge-

gangen. Die Vorſehung hat mich unter Serenaden und Kanonendonner geboren werden laſſen.

Meine Mutter wurde im Jahre 1823 in einem kleinen Hauſe von Sevilla, das in der calle Abados gelegen war, von mir entbunden.

Es war das Jahr, in welchem die Reſtauration aus kriegeriſcher Laune gegen Spanien zu Felde gezogen war, wo der Herzog von Angoulême eine Armee commandirte, die nicht recht wußte, warum man ſie zur Eroberung der Halbinſel ausgeſchickt hatte.

An dieſer Expedition nahm auch ein kleiner Lieutenant, Namens Changarnier, Theil, der gewiß nicht ahnte, daß er dereinſt durch eine Geſellſchaft gegenſeitiger Bewunderung, zu deren Präſidenten er ſich aufgeworfen hat und die ſehr geneigt iſt, ihm ein ehernes Standbild zu ſetzen, zum General en Chef ernannt werden würde.

Ich wurde gerade an dem Tage getauft, als der tapfere Befehlshaber der franzöſiſchen Avantgarde, der General von Vittré, der einen Feldzug ohne Schlachten und Lorbeern nicht begreifen konnte, nach dem unbedeutenden Siege bei Logrono in Madrid einzog.

Merkwürdiger Weiſe fand meine Taufe in einer Kirche von Sevilla ſtatt, welche die Ehre hat, noch jetzt das Grab des Chriſtoph Columbus zu beſitzen.

So ſtand meine beſcheidene Wiege einen Augenblick unter dem nämlichen Dache, wie der Sarg des unſterblichen Seefahrers. Sollte man nicht glauben, daß

dieſer Umſtand auf mein ganzes zukünftiges Leben eingewirkt hat?

Denn ich bin, wie Chriſtoph Columbus, von meiner früheſten Kindheit an auf allen Meeren umhergeworfen worden und habe ein unſtätes und kosmopolitiſches, an Aufregungen und Wechſelfällen reiches Leben durchlebt. Wie ich ſchon geſagt habe, war ich erſt fünf Monate alt, als meine Eltern Sevilla verließen, um ſich nach Indien zu begeben.

Drittes Kapitel.

Abreise nach Calcutta in Ostindien. — Ueberfahrt. — Charakter meines Vaters. — Charakter meiner Mutter. — Eindrücke. — Jugenderinnerungen.

Ich erhielt bei meiner Taufe in der kleinen Kirche von Sevilla die Namen Maria Dolores Elisa Rosana Guilbert. Dolores war der bevorzugte Name, bei dem mich meine Eltern, wie die Freunde meiner Familie stets nannten.

Dieser Name wurde, wie alle von den Eltern geliebkos'ten Namen, nach und nach immer mehr abgekürzt und als Diminutivum verändert, so daß endlich fast gar nichts mehr von ihm übrig blieb. Dolores mußte in dem liebenden Munde des jungen Elternpaares dem kürzeren, leichteren und zärtlicheren Namen Lola weichen, den ich seitdem immer beibehalten habe.

Als ich zur Welt kam, war ich, wie mein Name, das Diminutivum eines neugebornen Kindes. Ich wog kaum

halb ſo viel, als andere Kinder bei ihrer Geburt. Ich war ein dem bloßen Auge faſt unbemerkbares Miniaturfigürchen, das man in ſeiner Wiege mit der Loupe ſuchen mußte. In dieſem Bettchen meiner erſten Kindheit glich ich wegen meiner Kleinheit und Schwächlichkeit einer zwiſchen dem langen Wollenhaar eines Fußteppichs verlorenen Perle.

Meine Mutter folgte dem Beiſpiele vieler Mütter aus den höheren Ständen, welche zur Unterſtützung ihres Eigenſinns tauſenderlei Kleinigkeiten hervorſuchen, aus denen ſie ſich imaginäre Unpäßlichkeiten zu bilden verſtehen: ſie ſpielte die Mutterrolle als Dilettantin.

Sie war noch zu jung, zu ausgelaſſen und zu kindiſch, um an den ſüßen, aber ſchweren Pflichten einer Familienmutter Gefallen zu finden. Sie hatte keine Luſt, die Amme zu ſpielen.

Sie wollte von der Ehe nur den ſo bald verwelkten Blumenkranz der Welt auf ihrer jugendlichen Stirn tragen; von der verdienſtlichen, durch häusliche Tugenden erworbenen Dornenkrone wollte ſie nichts wiſſen.

So verurtheilte mich das Geſchick dazu, der Frau, die mir das Leben gab, von meiner Geburt an entfremdet zu werden.

Meine Mutter war, nach dem ſchönen und poetiſchen Ausdrucke Millevoie's, „nicht zweimal meine Mutter.“

Ich wurde einer fremden Amme übergeben, einer

ſtarken und geſunden Irländerin, welche zufällig in Sevilla war.

Meine lebhafte und abergläubiſche Einbildungskraft hat dieſe erſte Trennung des Kindes von der Mutter, dieſe der Natur in der erſten Stunde des Lebens, am Anfang des irdiſchen Elends und Jammers angethane Gewalt ſtets als ein Unglück betrachtet; denn wie ſehr bedarf das kleine Weſen, das ohne ſein Wiſſen und Verſchulden geboren wird, des Schutzes, der Nahrung und des Troſtes der einzigen und wahren Freundin, welche Gott ihm gegeben hat!

Ich habe es, wie geſagt, immer bedauert, daß ich nicht von meiner Mutter ſelbſt genährt worden bin. Vielleicht hätte ſie mich beſſer kennen gelernt und mich mehr geliebt!

Das Leben vergeht ſo raſch, die Geſchicke ſind ſo wechſelnd, unſere Gewohnheiten ſo nomadiſch, Alles hat in Folge der täglich vorgehenden Umgeſtaltung der häuslichen Sitten einen ſo entſchiedenen Hang zur Bewegung und Veränderung, daß die Mitglieder einer und der nämlichen Familie einander ſehr oft fremd ſind.

Die Kinder lernen ſo zu ſagen nur am Buſen ihrer Mütter und in dem Alter, wo ſie noch kein Selbſtbewußtſein haben, ſie durch den Inſtinkt, welcher dieſes erſetzt, lieben und kennen.

Wenn im Laufe der flüchtigen Jahre die Mütter ihre Kinder aus den Armen einer Amme in die einer

Gouvernante übergehen lassen, kommt bald die Stunde der Pension und endlich die Zeit der Verheirathung heran, welche fast immer der Augenblick einer ewigen Trennung ist. Eltern und Kinder scheiden von einander, um sich nur in seltenen Zwischenpausen wiederzusehen, gleich Fremden oder lauen Freunden; sie haben also nie Zeit gehabt, sich gegenseitig kennen zu lernen.

In vielen Familien entflieht das ganze Leben ohne den intimen Umgang und die täglichen Liebkosungen, welche allein eine feste Zuneigung und Liebe erzeugen, die bis über das Grab hinaus fortdauert und so von Geschlecht zu Geschlecht das schönste Erbtheil der Familien: die Religion der Erinnerung fortpflanzt.

Der Ablauf des Urlaubs meines Vaters, der unverzüglich zu seinem nach Ostindien bestimmten Regimente zurückkehren mußte, beschleunigte unsere Abreise von Sevilla nach England.

Der fünf Monate alte Säugling mußte sich daher schon auf die Wanderschaft begeben. Mit den Armen seiner Amme als Equipage, mit einem reichlichen Vorrathe von Recepten aller Frauen gegen etwaige Unfälle und mit warmen Kleidchen für die Zeit der Ueberfahrt wohl versehen, wurde die Reise angetreten.

Im Augenblicke unserer Abreise von Sevilla hätte wenig gefehlt, so wäre ich unter der Lawine von Liebkosungen begraben worden. Meine Amme hielt mich an-

fangs wirklich für todt, denn die zahllosen Küsse hatten mir den Athem benommen.

Mein Vater zeigte sich noch mehr als meine Mutter stolz auf die alltägliche Zuneigung, welche fremde Leute zu mir an den Tag legten. Sie irrten sich in der Ursache dieser kalten Zärtlichkeit.

Es war ja weder der Vater, noch die Mutter, noch das Kind, die man liebte und deren Verlust man bedauerte, sondern es war das außerordentliche, das wunderbare lebende Phänomen, der Säugling en miniature mit seinem kaum bemerkbaren Gesicht, in dem zwei große schwarze Punkte zu glänzen begannen, welche später Augen genannt werden sollten!

Wir schifften uns auf dem englischen Fahrzeuge ein, das meine gebrechliche Existenz vier Monate lang auf dem Ocean schaukeln sollte.

Bei unserer Ankunft auf dem Schiffe wurden wir von den Demonstrationen der Freundschaft und Theilnahme aller Offiziere und Damen begrüßt.

Mistreß Guilbert ergriff auch auf dem Meere das Scepter der Salons, den Zauberstab der vergötterten Frau, nach dem sie während ihres ganzen Lebens gestrebt hat.

Aber schon am ersten Tage unserer Reise sprach sich in ihrem Gesicht ein anscheinend leichter, im Grunde aber sehr ernster Verdruß aus, denn die Aufmerksamkeiten und

Zuvorkommenheiten der Herren wie der Damen waren zwiſchen ihr und mir getheilt.

Meine Mutter hat nie begreifen können, daß ein kleines halbjähriges Mädchen, das unſchuldig in den Armen ſeiner Amme ſchläft, ſtets intereſſanter und beſonders weniger genirend für die unabläſſig auf uns herabſtrömenden Complimente und Schmeicheleien iſt, als eine ſchöne junge Frau, die gebildeten Männern natürlich eine große Zurückhaltung auflegt und bei den von ihren perſönlichen Vorzügen weniger eingenommenen Frauen immer eine gewiſſe Verlegenheit hervorruft.

Mein Vater dagegen gab durch ſein heiteres Geſicht die Freude zu erkennen, welche er über die Aeußerungen der Zärtlichkeit und Theilnahme empfand, deren Gegenſtand ich war.

Während meine Mutter, welche ohne Unterlaß den eitlen Genüſſen der Welt nachjagte, die nichts als Enttäuſchung zurücklaſſen, ſich bemühte, ihre geiſtigen und körperlichen Vorzüge in dem kleinen Damenkreiſe des Schiffes glänzen zu laſſen, nahm mein Vater mich oft aus den Armen meiner Amme, um mich nach Herzensluſt abzuküſſen. Er nahm mich auf den Arm und trug mich auf dem Verdeck umher.

Wenn meine Amme mich auf ihrem Schooße durch melancholiſche Wiegenlieder in den Schlaf lullte, ſtand

mein Vater hinter dem Hauptmaſte, als ob er ſein Glück vor den Augen der hier und da umhergehenden Paſſagiere verbergen wollte, und betrachtete mein Geſicht, in welchem er mit inniger Freude ſeine eigenen Züge wiederfand.

Viertes Kapitel.

Calcutta. — Die Beira. — Der Ponkas ꝛc.

Eine viermonatliche Ueberfahrt hatte meine Wenigkeit unter einen neuen Himmelsſtrich gebracht.

Die ſcharfe und ſtärkende Seeluft hatte indeſſen meine zarte Conſtitution ein wenig gekräftigt, der Einfluß des tropiſchen Himmels aber, eine Sonnenhitze von 40 Grad, hatte meinem Geſicht die Leichenbläſſe des Todes gegeben.

Selbſt meine kräftige Amme wurde von der plötzlichen Veränderung des Klima's beläſtigt und ihre üppige Körperfülle ſchwand mit jedem Tage mehr und mehr. Sie wurde von der glühenden Sonnenhitze buchſtäblich geſchmolzen. Ich aber war nahe daran, zu verſchwinden wie eine Chimäre; ich glich einer getrockneten und zuſammengeſchrumpften Apfelſinenſchale, ſo entſetzlich abgemagert war mein unglücklicher, kleiner Körper.

Einige Tage nach unſerer Ankunft in Calcutta, wo wir im Hotel Spince abgeſtiegen waren, beeilten ſich die dortigen Aesculaps zu decretiren, daß ich verloren ſei.

Die Weiſſagungen dieſer Propheten gingen nicht in Erfüllung, aber ich bin ſeitdem in allen Weltgegenden, die ich bewohnt habe, regelmäßig jedes Jahr ein Mal von allen Aerzten zum Tode verurtheilt worden, was mich auf die Idee geführt hat, daß der Tod die Medicin und die Mediciner zum Beſten hat, daß Aesculap große Aehnlichkeit mit Cupido hat, daß der Eine ſo wenig als der Andere die Wahrheit ſagt, und daß es die beſte Philoſophie iſt, weder der Arzneiwiſſenſchaft, noch der Liebe Vertrauen zu ſchenken.

Der Geiſt wie der Körper gewöhnen ſich an Alles.

Mit Hilfe der tauſend ſinnreichen Erfindungen, an denen der orientaliſche Luxus ſo reich iſt, jener originellen Maſchinen, mit denen man in Calcutta Luftzug hervorbringt, wie man in Paris während der Hundstage Eis erzeugt, gewahrte meine Conſtitution ſehr bald, daß es leicht iſt, Alles in der Natur zu beſiegen. Das Genie des Menſchen hat es in Oſtindien ſo weit gebracht, daß Einem mitten in der ärgſten Sonnenhitze vor Kälte die Finger erſtarren können.

Durch die koſtſpieligſten Mittel Kälte zu fabriciren, dies iſt der Hauptluxus in Calcutta.

In den großen Häuſern Oſtindiens, denen ein ſchnell

erworbenes ansehnliches Vermögen alle Bequemlichkeiten gestattet, besteht der eleganteste Luxus in der Kunst, die Wärme zu bekämpfen.

Die Häuser haben in architectonischer Hinsicht einige Aehnlichkeit mit unseren Kirchen in Europa. Die Zimmer sind groß und fast ganz schmucklos, die Etagen hoch und überall sind Oeffnungen, aber ohne Thüren und Fenster, angebracht; an den Decken sind lange Maschinen von der Form riesenhafter Fächer aufgehängt, welche beständig in Bewegung sind, und die man „Ponkas" nennt.

Schaaren müßiger Bedienten, „Beira" genannt, liegen auf dem Rücken, ziehen an den Fäden, durch welche die Fächer in Bewegung gesetzt werden, und erzeugen auf diese Art nach Belieben künstlichen Wind.

Möbeln sind mit Ausnahme von zweien, die im Hause unentbehrlich sind, eine Seltenheit.

Jedes nicht unbedingt nothwendige Möbel wird in Indien als ein Feind der Luft betrachtet, deren Circulation es hemmt, und demnach als unzweckmäßig und geschmacklos verworfen.

Man findet daher in den großen Zimmern dieser geräumigen Häuser weder Betten, noch Stühle.

Kühle Matten von weichem Stroh, ein wenig mit Wasser befeuchtet und mit einer Schirmdecke gegen die Insecten, die cockroaches, diese zudringlichen und unerträglichen Gäste, versehen, dienen zum Ausruhen während des Tages.

Hölzerne Käſten, eine Art parfümirter Bonbonnièren, durch Vorhänge von einem feenhaften Gazegewebe hermetiſch verſchloſſen, Unterbetten von Ananasleinwand, Kopfkiſſen von weichen Pferdehaaren, luftige Decken von Mouſſelin, kleine Fächer, die in allen Richtungen bewegt werden, und darüber nochmals große Vorhänge, gegen einen unverſöhnlichen Feind des Schlafes, die moustichs, welche zornig um das dreifache Gazegefängniß ſummen: dies iſt für die nächtliche Ruhe.

An den Fenſtern hat man Vorhänge von wohlriechenden Grasarten, welche fortwährend mit Waſſer angefriſcht werden. Vor den Häuſern Springbrunnen, welche immergrüne Raſenplätze ununterbrochen begießen, und vor allen Fenſtern Balcons, wie in Spanien. An den dünnen eiſernen Geländern dieſer Balcons ſchlängeln ſich Dyägaras mit ihrem ewigen Grün und Palmeiras mit ihrem lebhaften Farbenſchmuck empor.

Dieſe ſchönen Pflanzen bilden mit ihren breiten und ſammetweichen Blättern, durch welche die Sonne nicht zu dringen vermag, dichte Vorhänge, die zur Ruhe auf den Balcons einladen.

Aus kunſtvoll angebrachten Röhren träufelt beſtändig friſches Waſſer auf dieſe Blumenwände, wodurch dieſe in Boudoirs verwandelten Boskets zu einem köſtlichen Eldorado gemacht werden.

Während der erſten Tage unſerer Ankunft in Oſt-

indien brachte ich mit meiner Amme den größten Theil des Tages auf einem ſolchen Balcon zu.

Die zärtliche Fürſorge meines Vaters hatte der Wiege ſeines Töchterchens proviſoriſch dieſen Platz angewieſen.

Dieſe Wiege beſtand aus einer Art von Hängematte, welche mit Schnuren von Ananasfäden am Gitter des Balcons aufgehängt war.

Die Ponkas führten ihr eine erfriſchende Kühle zu und zwei zehnjährige Hinduknaben — lebende Fächer — welche meine Mutter gekauft hatte, mußten abwechſelnd Tag und Nacht die Inſecten von meiner Wiege verſcheuchen, die mich ſonſt aufgezehrt haben würden.

Dieſe kleinen Indier ſahen aus wie künſtliche Bronzefiguren mit pausbäckigen Engelsgeſichtern, wie ſie die moderne Baukunſt bei den Verzierungen der Meublements anwendet.

Als ich mit meiner Amme unter freiem Himmel auf dem Balcon inſtallirt war, begannen meine Eltern ſich in dieſer neuen Welt umzuſehen, um die Wunder dieſer originellen und reichen Natur, um Calcutta, die große Hauptſtadt mit ihren intereſſanten und maleriſchen Sitten kennen zu lernen, auf die ich ſpäter wieder zurückzukommen Gelegenheit haben werde.

Fünftes Kapitel.

Das indiſche Kindermädchen. — Die Aya. — Deinapoore; Tod meines Vaters.

Meine Mutter war mit ihren Neigungen und mit ihrer Vorliebe für die Welt in dieſer Stadt des Glanzes und des Reichthums willkommen.

Sie war indeſſen in einer Familie erzogen worden, deren patriarchaliſche Sitten allen überflüſſigen und koſtſpieligen Anforderungen der comfortablen Eleganz, der gewöhnlichen Urſache des Ruins aller Eitlen, die keine Millionaire ſind, entſchieden abgeneigt waren.

Meine Mutter war vor Allem Weib. Sie war jung und ſchön und wurde bald von den eifrigſten Huldigungen der höchſten Beamten Calcutta's umgeben, unter denen ſich auch der Generalgouverneur, ein in jedet Hinſicht ruinirter alter Lord, befand.

Miſtreß Guilbert wurde ohne Mühe die gefeierte Modedame der engliſchen Geſellſchaft von Calcutta, einer

eben ſo zahlreichen als gemiſchten Geſellſchaft. Sie war verſtändig genug, um zu bemerken, daß die Männer überall die nämlichen ſind, daß ihr Repertoir von Complimenten, gleich dem der claſſiſchen Theater, ziemlich ſtereotyp iſt; aber ihr fügſamer Charakter war mit Wenigem zufrieden. Die flüchtigen Eroberungen der Salons genügten ihrem täglichen Glücke.

Das Haus der jungen Frau wurde der Mittelpunkt der eleganteſten Geſellſchaften, und ſie beeilte ſich, es nach dem Muſter der comfortablen Wohnungen der Stadt einzurichten.

Ein Heer von Bedienten wurde angenommen. Zehn Beira, dieſe lebenden Ventilatoren, verſahen unter der Aufſicht eines Vorgeſetzten den Dienſt der Ponkas, indem ſie ſich zu Fünfen Tag und Nacht ablöſ'ten. Außer dieſen hatten die beiden Hinduknaben mit ihren Miniaturfächern ausſchließlich für meine Wiege zu ſorgen.

Wie zum Anfang in allen neuen Einrichtungen und Organiſationen, ſo wurde auch bei uns die Monomanie der Pünktlichkeit bis zur Uebertreibung beobachtet. Vom Morgen bis zum Abend hörte man im Hauſe den gebieteriſchen und feierlichen Befehl: „Ponkas guencho, zieht den Fächer!“

Nachdem meine Mutter viel an ſich ſelbſt gedacht hatte, dachte ſie auch ein wenig an mich. Die Zeit des Entwöhnens war gekommen, meine Geſundheit verlangte eine eingeborne Amme zum Erſatz für die mitge-

brachte Irländerin, welche vollkommen untauglich geworden war.

Man gab mir ein langes, ſpindeldürres Mädchen zur Wärterin, die mich der Landesſitte gemäß auf dem Rücken trug. —

Dieſer Sitz war ſehr hart und ich verſank faſt zur Hälfte in den hohlen Hüften der aya, wie die Kindermädchen in der hindoſtaniſchen Sprache genannt werden.

Es wurde mir Anfangs ſchwer, mich an dieſe neue Bekanntſchaft zu gewöhnen, vor deren Bronzefarbe ich mich fürchtete.

Wenn ich auf dieſer dürren und nackten Perſon ſaß, die einer virginiſchen Pappel im Winter nicht unähnlich war, glich ich einem geſcheuchten Eichhörnchen.

Meine Tage verfloſſen zwiſchen den indiſchen Geſängen meiner Aya und den Grimaſſen meiner kleinen, ſchwarzen Fächer.

Mein Vater, der mit außerordentlicher Fürſorge über ſein geliebtes Töchterchen wachte, hatte anbefohlen, daß ich täglich zwei Mal, des Morgens und des Abends nach Sonnenuntergang im Ganges gebadet werden ſollte.

So machte ich jeden Tag zwei Mal, auf meiner Aya reitend, eine Waſſerpromenade in dieſem Fluſſe.

Wenn wir des Abends in die Stadt zurückkehrten, waren wir ſtets von neugierigen Spaziergängern begleitet.

Und wir gewährten auch in der That einen originellen Anblick.

Man denke ſich die kupferbraune Hautfarbe der Indianerin neben dem blaſſen und matten Atlasteint der kleinen Spanierin, und dazu das gemeinſchaftliche maleriſche Koſtüm, beſtehend aus einem langen Stücke durchſichtigen Mouſſelins, das uns Beide umhüllte, wie das breite Blatt des Bananenbaums zwei Früchte an dem nämlichen Zweige bedeckt. Unſere ſchwarzen Haare vermiſchten ſich mit einander und mein kleiner Arm war nachläſſig um den Hals der Indierin geſchlungen, wie ein elfenbeinerner Reif um eine Rolle von Schildkrot. Man wird einſehen, daß wir für den Künſtler eine höchſt intereſſante Studiengruppe waren.

Meine weißen Zähne waren aus ihren Zellen hervorgekommen, den kleinen Gefängniſſen, in denen ſie unter heftigen Schmerzen den erſten Kampf gegen die Natur beſtehen.

Sie kauten den Bethel oder pauw, ein vortreffliches Stärkungsmittel für die Kinder. Dieſe adſtringirende Pflanze von dunkelrother Farbe, die ich beſtändig im Munde hatte, gab mir das Anſehen des phöniciſchen Pudels, welcher als Entdecker des Purpurs, den er fand, indem er mit den Zähnen einen berühmten Stein zermalmte, auf die Nachwelt übergegangen iſt.

Meine Nahrung war ganz indiſch, ſie beſtand aus

Reis, Ananas, Bananen, Datteln, Mangos und einigen anderen Früchten.

Die Indierin trug mich oft in's Haus eines Proletariers, zuweilen auch in den Palast der Radjas, der reichen und vornehmen Herren Oſtindiens, um mir meine Mahlzeit zu geben. Dort ſetzte ſie mich auf den Erdboden neben der großen Schüſſel, aus der Jedermann mit den Fingern zulangte.

Am Tiſche der Vornehmen wurde mir eine ſchöne Serviette von Ananasfäden, mit Perlen geſtickt, vorgebunden, und man fütterte mich wie einen Vogel.

Die Kinder werden in Oſtindien ſo nachläſſig erzogen, daß ich in meinem dritten Lebensjahre noch nicht wußte, daß die Füße und die Pfoten den Kindern und Thieren zum Gehen und Laufen dienen. Ich war bis jetzt nur aus meiner Wiege in die Arme meiner Aya gegangen.

Ich war ſtets völlig nackt und nur in ein Stück leichter Gaze von der Form eines Hemdes gehüllt. Dieſe Bekleidung, die man für einen Knaben allenfalls gelten laſſen konnte, war für ein kleines Mädchen wenigſtens unſchicklich.

Mein Vater, der mich zärtlich liebte, ſah mich mit Beſorgniß in der vollſtändigſten Unwiſſenheit aufwachſen, denn ſelbſt die erſten thieriſchen Inſtincte wollten ſich bei mir nicht entwickeln.

Ich war bereits über drei Jahre alt und konnte weder gehen, noch ſprechen, noch eſſen. Ich lallte nur ein unverſtändliches, verſtümmeltes Hindoſtaniſch, ein Gemiſch von engliſchen und ſpaniſchen Worten.

Eine von den Notabilitäten der Stadt, der Oberrichter, war mir ſehr gewogen, und brachte oft ſeine Kinder mit zu meiner Mutter, um mit mir zu ſpielen. Dieſer ernſte, gravitätiſche Mann, deſſen ich mich noch ſehr gut erinnere, hatte einen lebhaften Eindruck auf meine jugendliche Phantaſie gemacht. Er war fünfundſechzig bis ſiebenzig Jahre alt, beſaß das ſtrenge Geſicht eines Friedensrichters und einen ganz bepuderten Kopf. —

Die Ponkas meiner Mutter lehrten mir, daß nicht das Haar des guten Mannes gepudert war, ſondern eine ſehr kunſtvolle große Allongeperrücke. Wenn er in's Zimmer trat, begannen die Fächer dieſe Perrücke zu beunruhigen und ihr Gleichgewicht zu ſtören, bis ſie ſie endlich in einen fliegenden Drachen verwandelten, deſſen wir uns bemächtigten und den man uns nur ſchwer wieder entreißen konnte.

Bald ſtand uns eine neue Veränderung, ein neuer Wechſel bevor. Der Generalgouverneur, Lord Haſtings, hatte dem 44. Regimente den Befehl ertheilt, ſich nach Deinapoore zu begeben, einer großen Stadt am Ganges, ohngefähr zweihundert Lieues von Calcutta entfernt. Die engliſche Armee hatte dort ein bedeutendes Lager, in einer

großen und dürren Ebene, in welcher die Cholera, diese furchtbare Geißel Oſtindiens, heftig wüthete.

Meine Eltern, meine Aya und ich ſchifften uns daher zu gleicher Zeit mit dem Regimente auf dem Strome ein. —

Nach einer langen und beſchwerlichen Fahrt wurde mein Vater, den die Anſtrengungen der Reiſe ſehr angegriffen hatten, von der Seuche befallen.

Nach einigen qualvollen Stunden verſchied der junge Irländer in dieſem Lande, wo das reiche England mit dem Luxus ſeiner Metropole zwar alle Bequemlichkeiten des Lebens, nicht aber die Bequemlichkeiten des Todes eingeführt hat.

Deinapoore beſaß damals nur proteſtantiſche Geiſtliche. —

Der katholiſche Soldat mußte daher den Beiſtand ſeiner Religion entbehren. Er hatte als einzigen Troſt in ſeiner letzten Stunde nur die Thränen der jungen Frau, die er in ihrem neunzehnten Jahre als Witwe zurückließ, und den Abſchiedskuß auf die reine Stirn der kleinen Waiſe.

Er ſtarb, die Lippen auf eine Medaille der heiligen Jungfrau gedrückt, die mir bei meiner Taufe umgehängt worden war und die er mit ſeinen Thränen benetzte, während er mich dem Schutze der Madonna empfahl.

Ich habe dieſe Medaille ſeitdem nie abgelegt und

trage ſie noch heute. Die letzten Thränen meines Vaters haben ſie zu einem werthvollen Talisman geweiht, von dem ich mich nie trennen werde und der mir bis jetzt immer ein ſchützender Hort in allen Wechſelfällen meines ſchmerzlich bewegten Lebens geweſen iſt!

Sechstes Kapitel.

Mistreß Brown. — Interessanter Charakter. — Die Bulldoggen als Heirathsstifter.

Meine erste Veränderung war in den ersten Stunden meines Lebens eingetreten, mein erster Schmerz betraf mich unfern meiner Wiege. Ich war drei und ein halbes Jahr alt, als mein Vater mir entrissen wurde. Obgleich der Kummer in der Kindheit schnell vorübergeht, so hinterläßt er doch für das spätere Leben schmerzliche Erinnerungen, welche das theure Andenken der Verstorbenen mit immer neuen Thränen benetzen.

Der Schmerz meiner Mutter war groß, aber von kurzer Dauer. Ihr Geist war zu flatterhaft, um sich lange mit einem Vergnügen oder einem Kummer zu beschäftigen.

Die Traurigkeit findet überhaupt keine bleibende Stätte im menschlichen Herzen, sondern sie berührt es

nur flüchtig. Beſonders die Jugend meint es aufrichtig, wenn ſie weint oder wenn ſie heiter iſt; die Thränen der Freude wie die des Schmerzes halten ſich für ewig.

Aber wer von uns hätte nicht ſchon nach einer langen Trennung von geliebten Weſen mit Erſtaunen ein Lächeln auf ſeinen Lippen oder einen heitern Gedanken in ſeinem Herzen entdeckt?

Die Zeit iſt der große Gebieter, der mit der Waffe ſeiner geduldigen Ewigkeit Alles beſiegt, der auf dem Rade der entfliehenden Stunden unſere Leiden, wie unſere Freuden, die Liebe wie den Haß, den Neid wie die Eitelkeit, kurz alle edlen und ſchlimmen Leidenſchaften abſtumpft, die ſich das menſchliche Herz ſtreitig machen.

Der Verkehr mit der in Indien ſo gaſtfreien Geſellſchaft linderte nach und nach den Schmerz meiner Mutter. Die Freunde des Kapitain Guilbert bemühten ſich mit zuvorkommender Theilnahme, ſie zu erfreuen und aufzuheitern. Eine Dame von Deinapoore, eine Frau von originellem Charakter und heiterem, gebildetem Geiſte, die Witwe des engliſchen Generals Sir Brown, brachte oft mehrere Stunden des Tages bei ihr zu.

Miſtreß Brown führte meine Mutter, meine Aya und mich in die reizende Villa, die ſie am Ufer des Ganges bewohnte. Das heitere, ſorgloſe und ein wenig ſkeptiſche Gemüth dieſer Dame übte auf die Stimmung der Miſtreß Gilbert einen glücklichen Einfluß aus.

Die liebenswürdige junge Witwe, die ihren hochbe-

jahrten Gatten ſeit geraumer Zeit verloren hatte, betrachtete den Witwenſtand als eine höchſt angenehme ſociale Stellung.

Es entſpannen ſich oft intereſſante Geſpräche über die Welt und über die Ehe zwiſchen meiner Mutter und Miſtreß Brown.

„Liebe Freundin," ſagte Letztere, „wenn in England die Frauenpatente käuflich wären wie die Offizierspatente ..."

„Was meinen Sie damit?"

„So würde die Regierung glänzende Geſchäfte machen."

„Wie ſo?"

„Glauben Sie nicht, daß alle Damen ſolche kaufen würden?"

„Wirklich?"

„Und die Welt würde ausſterben, denn die guten Engländerinnen, welche die Jahre der Ehe nach der Anzahl ihrer Kinder zu berechnen pflegen, würden ſich auf den Ruf: Es lebe die Reform! empören."

„Es lebe die Reform?"

„Allerdings, ſie würden ſich gegen eine Inſtitution empören, die, wie Sie wiſſen, für uns unglückliche Frauen am häufigſten nur eine goldene Sklaverei iſt."

Miſtreß Brown konnte wohl Recht haben. Dies iſt vielleicht der Grund, zur Ehre Englands ſei es geſagt, daß die Ehe wie die Regierung dort noch geachtet werden.

Man findet daſelbſt noch nicht die voltairianiſchen Ideen, welche in einem Nachbarlande der ernſthafteſten Dinge und der heiligſten Inſtitutionen ſpotten.

Miſtreß Brown war die originellſte und excentriſcheſte Frau, die man ſich denken kann; oft verkleidete ſie ſich als Mann und liebte mit Leidenſchaft die Jagd, die Pferde und die Hunde. Sie hatte männliche Neigungen, obgleich ihr die Männer zuwider waren.

Sie ſpottete über Alles, über Einrichtungen wie über Menſchen. Sie hätte über ſich ſelbſt geſpottet, ehe ſie dieſer Leidenſchaft entſagte.

Sie beſaß einen ruhigen, kalten, hochgebildeten Verſtand und hatte wahrſcheinlich den Kopf an der Stelle des Herzens. Ihre Anſichten über die Ehe ſtanden unerſchütterlich feſt. Sie betrachtete dieſe ſchöne und erhabene Einrichtung lediglich als ein Geſchäft. Der Eheſtand war in ihren Augen nur eine vortreffliche Stellung. Sie liebte den Namen, nicht aber die Sache, mit einem Worte die Ehe — ohne den Gatten.

Kurz, Miſtreß Brown war eine Frau, welche laut ſagte, was viele Andere im Stillen denken, und die in ihren beſtändigen Zornesausdrücken gegen die Männer dreiſt behauptete, die jungen Leute unſerer Zeit betrachteten die Frauen nur als Gegenſtände, als angenehme Spielwerke, mit denen ſie ſich amüſiren.

Abgeſehen von dieſen überſpannten Anſichten war Miſtreß Brown die beſte Frau von der Welt.

Ihr Charakter, von dem meine Mutter mir oft erzählte, hatte einen lebhaften Eindruck auf meine jugendliche Phantasie gemacht.

Ich liebe die freimüthige Denkungsart der offenherzigen Frau, welche stets so spricht wie sie denkt, und ich verwerfe es entschieden, wenn unser Geschlecht sich verstellt und wegen einer Gesellschaft Zwang auflegt, die es ihr nicht Dank weiß.

Der Charakter meiner Mutter contrastirte auffallend mit dem ihrer Freundin. Jene nahm die faden Schmeicheleien der Salons für Ernst, diese lachte ihnen geradezu ins Gesicht. Meine Mutter liebte den Tanz, das Geräusch der Feste und den Glanz der Lichter mit Leidenschaft; Mistreß Brown fand weit mehr Genuß in der herrlichen Natur, welche den Geist erhebt, das Herz beruhigt und nicht wie das geräuschvolle Treiben der Welt Verdruß und Enttäuschung zurückläßt.

Meine Mutter fand nur das Ballkleid schön, Mistreß Brown das einfache Hauskleid oder das Amazonengewand. Sie zog die Jagd dem Boudoir, die Reitpeitsche dem Fächer, die Wälder den Salons vor.

Sie verletzte sich lieber die Finger an den Dornen des Gestrüpps, als daß sie sich der Gefahr aussetzte, ihr Witwenpatent am Kerzenlichte des Ballsaales zu verbrennen.

Sie fürchtete weniger die giftigen Schlangen unter

den Hufen ihres Roſſes, als die unter den Blumen der Boudoirs ſchlummernden Vipern.

Bei ſolchen Ideen ließ ſich vermuthen, daß Miſtreß Brown geneigt war, ihren Witwenſtand bis in die Ewigkeit zu verlängern; meine Mutter dagegen hat dem ihrigen ſo bald als möglich ein Ziel geſetzt.

Einer ſchönen jungen Frau von neunzehn Jahren konnte es an Gelegenheit dazu nicht fehlen. Sie hatte in Deinapoore zahlreiche Anbeter und namentlich bewarben ſich die Offiziere des Regiments meines Vaters, welche die guten Eigenſchaften, wie die kleinen Fehler und Schwächen meiner Mutter kannten, um ihre Gunſt.

Zu Miſtreß Brown wagten ſich dieſe Bewerber jedoch nicht; die feſtſtehenden und wohlbekannten Anſichten der Miſanthropie über die Männer hielten ſie alle von ihrem Hauſe entfernt.

Auch meiner Mutter wollte es bei der Karthäuſerin nicht beſonders gefallen.

Um in ihre Eingezogenheit ein wenig Abwechſelung zu bringen, ging ſie oft mit mir und meiner Aya an den Ufern des Ganges ſpazieren, welche der Zuſammenkunftsort für die Bewohner der Stadt und für das Offiziercorps waren.

Unter dieſen befand ſich ein junger Kapitain, den wir faſt regelmäßig antrafen und der ſich immer möglichſt n unſerer Nähe aufhielt, ſcheinbar nur mit mir beſchäf-

tigt, um ſich meiner als Vorwand zur Anknüpfung eines Geſprächs zu bedienen.

Er ſpielte mit mir, ſtreichelte mein langes Haar, ſagte mir geſchickte Complimente, welche der Mutter galten, und beſchenkte mich jedesmal mit Bonbons. Nach einigen Tagen waren wir die beſten Freunde und ich hatte ihn ſehr lieb gewonnen. Bald war ich es, die ſeine Hand ergriff, und er ließ es willig geſchehen. In meinem Kauderwelſch von Hindoſtaniſch, Engliſch und Spaniſch begann ich das Geſpräch mit der Dreiſtigkeit, die man bei etwas verzogenen kleinen Mädchen gewöhnlich findet. Er lächelte, meine Aya lächelte, und meine Mutter ebenfalls. Man hatte noch kein Wort mit einander geſprochen, und ſchon verſtand man ſich vortrefflich.

Ich ſagte zu dem Offizier: „Du biſt mein kleiner Papa; Du ſollſt mein Papa werden und auch Mama's Papa.“ Er antwortete mir mit zärtlichen Liebkoſungen; ſo werden die Bekanntſchaften im Leben faſt immer angeknüpft. Durch die Vermittelung von Hunden und Kindern werden in der Welt oft die wichtigſten Dinge eingeleitet. —

Die Unterhaltungen wurden mit der Zeit immer länger und die Zuſammenkünfte immer häufiger. Meine Mutter dachte mit jedem Tage mehr an den fremden Offizier, deſſen feiner Anſtand ihr ungemein gefiel.

Sie hütete ſich indeſſen wohl, der ungläubigen Philo-

ſophin und Epikuräerin, der Miſtreß Brown, etwas davon zu ſagen.

Um ſich nicht dem Pelotonfeuer ihres Spottes auszuſetzen, verbarg ſie ſorgfältig die Breſche, durch welche der kühne Eroberer bald in ihr Herz einziehen ſollte.

Dieſer zukünftige Sieger hieß Patrick Craigie.

Es war ein ſchottiſcher Edelmann von ſchöner Geſtalt und elegantem Benehmen. Ein ovales Geſicht, mit einem zierlichen hellbraunen Backenbart eingefaßt, eine hohe, breite Stirn und lebhafte kluge Augen gaben ſeiner Phyſiognomie einen ſehr ausdrucksvollen Charakter.

Sir Patrick Craigie trug ſein ſchon etwas kahles Haupt, obgleich er kaum zweiunddreißig Jahre alt war, hoch und ſtolz wie alle Offiziere.

Er beſaß alle Eigenſchaften, welche den Ruf eines ausgezeichneten Soldaten rechtfertigen, und ſeine unbeſtreitbaren Verdienſte, die von ſeinen Vorgeſetzten anerkannt wurden, gaben ihm baldige Ausſicht zu einer höhern Charge in der Armee der oſtindiſchen Compagnie.

Meine Mutter wagte es daher — was eine Frau, welche liebt, immer wagt — den ſie umgebenden Einflüſſen und den höhniſchen Gloſſen der unbarmherzigen Miſtreß Brown zu trotzen, zu der ſie eines Morgens, nachdem ſie ſie auf beide Wangen geküßt, ſagte:

„Ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen, liebe Freundin.“

„So?“

„Ich muß Sie verlaſſen.“

„Schon ſo früh?“

„Ja.“

„Sie gehen wahrſcheinlich auf Ihre gewöhnliche Promenade?“ fragte Miſtreß Brown mit einem feinen Lächeln.

„Nein,“ erwiderte meine Mutter erröthend, „ich gehe anderswohin.“

„Alſo auf einen Ball?“

„Nein, liebe Freundin, noch anderswohin.“

„Aber wohin denn ſonſt?“

„In die Kirche.“

„In die Kirche?“

„Ja, ich verheirathe mich,“

„Jetzt ſogleich?“

„Ich gehe von hier aus zur Trauung.“

„Und ich auf die Jagd.“

Eine Stunde darauf wurde meine Mutter in der proteſtantiſchen Kirche von Deinapoore mit dem Kapitain Patrick Craigie verbunden.

Es war kaum ein halbes Jahr ſeit dem Tode meines Vaters verfloſſen.

Man ſieht, daß die Kinder und die Hunde prompte Unterhändler ſind.

Es war eine Bulldogge, die mich im Hyde-Park zu London, wie ich es ſpäter in dieſen Memoiren doch werde geſtehen müſſen, die Bekanntſchaft einer andern Bulldogge machen ließ, die ich in der Kunſt, ein Ehemann zu ſein, leider nicht habe dreſſiren können!!

Siebentes Kapitel.

Rückkehr nach Calcutta. — Erlebniſſe auf der Reiſe. — Neue Stellung meiner Mutter.

Die ſchnelle Wiederverheirathung meiner Mutter wird viele Perſonen in katholiſchen Ländern in Erſtaunen ſetzen, wo der Witwe die Friſt eines Jahres vorgeſchrieben iſt, bevor ſie eine zweite Ehe ſchließen darf.

England wird ſich weniger darüber wundern. Dort hat das Geſetz keinen Termin beſtimmt, um den Frauen in ihrem ehelichen Berufe nicht hinderlich zu ſein.

In dieſem glücklichen Lande können ſie die Kette ganz nach Belieben wieder anlegen, ohne ſich um das Datum ihres Witwenſtandes zu kümmern.

Die katholiſche Religion hat die Frauen und ihre Rolle mehr als die proteſtantiſche erhoben. Daher hat ſie auch dieſe jetzt in London zu Proſelytinnen und die Männer zu Gegnern.

Die Engländer sind eifrige Anhänger der Ehe; sie sind aus dem indischen Baume verfertigt, den man den „Vervielfältigungsbaum“ nennt. Sie betrachten die Frau als eine Maschine, die Ehe als eine Function, und lassen dieses nützliche Institut sich ungehindert entwickeln.

Man mußte dem jungen Gatten meiner Mutter Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er theilte nicht die gewöhnlichen Fehler seines theuern Vaterlandes; er war viel gereis't und hatte auf seinen Wanderungen das schwerfällige britische Wesen abgelegt, welches dem Spott anderer Länder immer neue Nahrung gibt.

Er hatte sich überzeugt, daß England im übrigen Europa in einem ziemlich schlechten Rufe stehe, und daß die Cabinette der Winkelzüge seiner Handelsdiplomatie, welche darin bestehen, das revolutionaire Element bei anderen Völkern zu nähren, um ihre Waaren leichter bei diesen einzuschmuggeln, müde zu werden beginnen.

Patrick Craigie heirathete meine Mutter hauptsächlich um ihretwillen, aber auch ein wenig um meinetwillen.

Diese Verbindung, welche ihm eine junge Dame aus angesehener Familie zur Lebensgefährtin gab, entsprach seinen edlen Gesinnungen besonders deshalb, weil er dadurch der Beschützer einer in einem fremden Lande ganz alleinstehenden und verlassenen jungen Witwe, und der Stiefvater eines kleinen Mädchens wurde, die anziehend zu werden begann, und die in dem Alter war, wo die Kinder durch tausend komische Einfälle und Bemerkungen

ſo viel Vergnügen machen, weil dieſe aufrichtig und noch nicht von den ſchlimmen Fehlern vergiftet ſind, welche ſelbſt die ſorgfältigſte Erziehung nur zu oft erzeugt.

Der neue Hausherr verſtand es, ſich durch ſeinen ſanften Charakter, durch ſein zuvorkommendes Benehmen und durch ſeine ſtets heitere Laune, die ſo viel zum häuslichen Glücke beiträgt, bei Jedermann beliebt zu machen.

Kurze Zeit nach der Vermählung meiner Mutter wurde das Regiment des Kapitains Craigie durch einen Befehl des neuen Generalgouverneurs, Lord William Bentinck, des Nachfolgers Lord Haſtings, nach Calcutta zurückberufen.

Wir verließen ohne Bedauern das Lager von Deinapoore.

Meine Mutter nahm Abſchied von der vortrefflichen Miſtreß Brown, die ihr Geſicht ſo heiter und freudeſtrahlend fand, daß ſie es nicht wagte, auf das Kapitel der Epigramme über ihre neue Stellung zu kommen.

Die Fahrt von Deinapoore nach Calcutta wurde zu Waſſer auf einem Kahne bengaliſcher Holzſchläger zurückgelegt.

Die auf den Aeſten der Cocospalmen ſitzenden Affen ſuchten mich an ſich zu locken, indem ſie mich für einen ihres Gleichen hielten, dem ich auch, auf meiner Aya reitend, ſehr ähnlich ſah. Ich meinerſeits, hielt ſie für Profeſſoren der Kunſt, Grimaſſen und Capriolen zu machen.

Fürchterliche Krokodile von funfzehn bis zwanzig

Fuß Länge, ſpazierten mit offenem Rachen und mit der dummen Manier Pariſer Bürger, wenn ſie in den Februartagen die Republik vorüberziehen ſahen, an den Ufern des Fluſſes hin und her.

Dieſe poetiſche Reiſe wurde einen Augenblick durch einen dramatiſchen und zugleich komiſchen Vorfall unterbrochen.

Ich war der Aufſicht meiner Aya entwiſcht und auf das ſchiefe Dach der Kajüte unſres Bootes geklettert. Von hier aus ſchnitt ich den Paſſagieren die ſchönſten Grimaſſen, die ich meinen Freunden, den Affen, abgelauſcht hatte. Mitten in dieſer Vorſtellung fand jedoch eine Decorations-Veränderung ſtatt ... ich fiel in's Waſſer, um darin noch viel ausdrucksvollere Geſichter zu ſchneiden.

Die bengaliſchen Schiffer warfen raſch ihre Netze aus und fiſchten mich wieder auf, während ich ein Geſchrei ausſtieß, über das die wilden Vögel hätten erſchrecken können. Die am Ufer ſchlafenden Krokodile, welche dadurch unſanft geweckt wurden, ärgerten ſich gewiß nicht wenig über mich.

Als ich aus meinem unfreiwilligen Bade kam, hatte ich das Anſehen eines Waarenballens nach einem großen Schiffbruche. Mein Körper, mein Geſicht und meine Haare waren mit dem fetten Schlamme überzogen, den die Gewäſſer des Ganges mit ſich führen.

Damit waren jedoch, ohngeachtet meiner Abwaſchung in dem heiligen Fluſſe, die Begebenheiten der Reiſe nicht

zu Ende. Nachdem ich dem Tode des Ertrinkens entronnen war, kam ich in Gefahr, von Ungeheuern einer ganz neuen Art verſchlungen zu werden.

Eine Menge Inſurgenten, die geheimnißvollen Bewohner unſres Boots, bedienten ſich meines Körpers ohne Umſtände zu ihrer Nahrung. Dieſe gefräßigen Inſecten, welche einen platten und häßlichen Leib haben und von der Größe der Maikäfer ſind, hatten ihr Domizil in dem Holze des Fahrzeuges. Sie heißen cancrelats. Es hatten ſich ihrer ein Dutzend daran gemacht, mich aufzufreſſen, wenn meine Aya es hätte geſchehen laſſen. Dieſe Patrone ſpazieren des Nachts in den Kajüten umher, und wenn es ihnen nicht gelingt, den Paſſagieren das Blut auszuſaugen, ſo beläſtigen ſie dieſe doch mit einem unerträglichen Summen.

Bei unſerer Ankunft in der Hauptſtadt wurde mein Stiefvater vom Generalgouverneur Lord William Bentinck zu dem wichtigen Poſten eines deputirten Generaladjutanten der Armee in Indien (deputy general adjutant of army in India) berufen.

Dieſe bedeutende Stellung verſetzte meine Mutter natürlich unter die hohe engliſche Ariſtokratie von Calcutta.

Durch die Ernennung des Adjutanten Craigie erhielt meine Mutter näheren Umgang mit der Familie des Generalgouverneurs.

Lady Bentinck, die ein wenig devot und ſteif, wie

alle nach Oſtindien kommenden Engländerinnen, ſonſt aber eine vortreffliche Frau war, erzeigte mir jene tauſend kleinen Aufmerkſamkeiten, durch welche ſich ältere Perſonen bei den Kindern beliebt machen.

Meine Mutter wählte eine ſchöne Wohnung im freundlichſten Stadttheile von Calcutta, dicht neben dem Palaſte des Gouverneurs.

Die lebhafteſte Beſorgniß des Kapitains Craigie beſtand darin, daß er mich mehr und mehr heranwachſen ſah, während ich noch immer das einfältige Kind der Natur war.

Ich ging ſtets barfuß und mein Verſtand hatte ſich noch mit nichts Anderm beſchäftigt, als mit den ſonderbaren und überraſchenden Schauſpielen, denen in Oſtindien das Auge auf jedem Schritte begegnet.

Ich konnte weder ſprechen, noch leſen, noch ſchreiben, kurz, ich wußte nichts von dem, was in Europa die Kinder der unterſten Stände wiſſen. Ich hatte noch kein Wort vom lieben Gott gehört, höchſtens von Brahma. Ich war ein unausſtehliches Kind, das von ſeinen Eltern, von ſeiner Wärterin und von Jedermann verwöhnt und verzogen wurde.

Meine ganzen Kenntniſſe beſtanden darin, daß ich die Litanei enthuſiaſtiſcher Lobſprüche anzuhören verſtand, mit denen alle Kinder von Fremden überhäuft werden.

Die Eitelkeit, die erſte aller gefährlichen Leidenſchaften, welche in den jungen Mädchen erwachen, ſtand ſiegreich

in mir auf. Dies war die Folge von den unaufhörlichen Schmeicheleien der Männer, wie der Frauen, über mein schönes Haar und über meine schöne Augen, die sich auch auf meine Ohren und auf meine kaum bemerkbaren Gesichtszüge zu erstrecken drohten.

Es ist ein Glück für die Gesundheit kleiner Mädchen, daß sie nicht alle Albernheiten verstehen, die man ihnen sagt.

Wenn ich die Lobeserhebungen, mit denen ich von meiner Geburt an bis zu meinem achtzehnten Jahre, von Sevilla bis Calcutta, und von Calcutta bis London überhäuft worden bin, verstanden, und wenn ich damals den Weissagungen der Sibyllen, den Prophezeiungen der Kartenschlägerinnen und den Luftschlössern, welche ausdrücklich für mich gebaut wurden, ein geneigtes Ohr geliehen hätte, so würde mir dies Alles zu Kopfe gestiegen sein, und ich hätte davon krank werden können.

Leider aber läßt uns die Welt das Gute, das sie in der Kindheit von uns gesagt hat, im reiferen Alter schwer entgelten. Sie rächt sich an der Frau für die Liebkosungen, die sie an das junge Mädchen verschwendet hat.

Die Schmeichler der Welt sind — möchten die unglücklichen Frauen es nie vergessen — im Salon, wie in der Werkstatt, im Palast wie in der Hütte, habsüchtige Wucherer, die hohe Zinsen für die Illusionen nehmen, und sie sich in Enttäuschungen zurückzahlen lassen.

Die Schmeichelei iſt die im Graſe verborgene Schlange, ſie iſt das dichte Laub des indiſchen Manſchenill-Baumes, das den Wanderer zur Ruhe einladet, und den Unglücklichen tödtet, der ſich in ſeinem Schatten niederläßt.

Achtes Kapitel.

Indiſche Tänze. — Ihr Einfluß auf meine Erziehung. — Der alte philoſophiſche Nadja. — Seine Rathſchläge. — Erſte Erinnerungen.

Je mehr ſich meine Kräfte unter der glühenden Sonne Oſtindiens entwickelten, um ſo unruhiger wurde das in meinen Adern fließende afrikaniſche Blut und weckte den unwiderſtehlichen Drang nach Bewegung in mir. Mein Leben in Calcutta verſtrich unter Tanzen und Springen, zum großen Jubel der Fremden.

Ich glaube, daß ich zur Gattung der kletternden Thiere gehörte, denn mein größtes Vergnügen war, beſtändig zu klettern, bald auf meine Aya, bald auf den Rücken eines Elephanten, des gelehrigen Trägers eleganter Kioske.

Im Hauſe meiner Mutter kletterte ich an den Bedienten empor und tanzte auf den Beiras herum, während

ſie in der Sonne liegend ihre friedlichen Functionen verſahen. Es war eine Wonne für mich, leicht wie die Luft, welche ſie hervorbrachten, heiter wie die Bulbul *) auf der Roſe, anmuthig wie der Schmetterling, auf dieſen lebenden Maſchinen umher zu hüpfen.

Ich führte von ſelbſt die ausdrucksvollen Tänze meines Vaterlandes, die ſpaniſchen Boleros, aus, wie ich ſie wahrſcheinlich ſchon in Sevilla im Schooße meiner Mutter getanzt hatte.

Nach unſerm Bade im Hugli **) blieb meine Aya jedesmal unter den Gruppen der eingeborenen Frauen vor den notchs (Bayaderentänzen) ſtehen.

Die maleriſchen Stellungen, die reizenden Geſtalten und die ſchönen Geſichter der lebhaften und zart gebauten jungen Mädchen machten einen gewaltigen Eindruck auf meine jugendliche Phantaſie.

Der Tanz, der allen Zeiten und allen Ländern angehört, iſt die tägliche Zerſtreuung der Indier aller Klaſſen. Die notchs dauern zuweilen mehrere Tage ohne Unterbrechung, und das kunſtliebende Volk, Männer, Frauen und Kinder, verſammelt ſich um ſie, gleich den Pariſer

---

*) Der Bulbul, auch Atargul (Geliebte der Roſe) genannt, iſt ein Vogel von der Größe einer Grasmücke, mit prächtigem Gefieder und wundervoller Stimme. Er iſt der ſchönſte Vogel Oſtindiens.

**) Mit dieſem Namen bezeichnen die Indier den Ganges.

Maulaffen um die Barrikadenprofeſſoren, welche den Tag nach einer Revolution Clubbiſten unter freiem Himmel werden.

Um die notchs der Bayaderen beſſer ſehen zu können, kletterte ich bis auf den Kopf meiner Aya, und meine Augen, mein Geſicht, mein Körper, meine Geberden ahmten die fantaſtiſchen Bewegungen, die leidenſchaftliche desinvoltura der Tänzerinnen nach.

Ich ſchlug mit den Händen, mit den Füßen und mit dem Kopfe den Takt; ich glich dem Zauberſtabe Muſards, der den unzähligen Inſtrumenten, welche er dirigirt, Leben einhaucht.

Ich ſah allenthalben Schauſpiele, welche Eindruck auf die Sinne machen, in den Straßen, wie auf den öffentlichen Plätzen, in der indiſchen, wie in der engliſchen Stadt. Ich blieb Stundenlang vor den Jongleurs ſtehen, die allerhand Kunſtſtücke machten, und mit Schlangen ſpielten wie mit Blumen. Es gewährte einen widerwärtigen Anblick, dieſe häßlichen Reptilien wie Armbänder um die Arme dieſer Leute geſchlungen zu ſehen, welche ſich ihren gefährlichen Uebungen zu Ehren Brahma's widmen.

Mein Stiefvater beunruhigte ſich immer ernſtlicher wegen meiner vagabondirenden Lebensweiſe, und da ich mein neuntes Jahr bald erreicht hatte, ſo beſchloß er mich nach England zu ſchicken, wo meine Erziehung endlich beginnen ſollte. Er erwartete nur eine günſtige Gelegenheit, die ſich auch bald darbot.

Als ich ſeinen Plan erfuhr, vergoß ich heiße Thränen.

Ich hatte einen alten Radja zum Freunde, einen vortrefflichen Mann, dem ich meinen kleinen Kummer mittheilen wollte. Er war ein ſchöner Greis von langer, hagerer Geſtalt, weiß gekleidet wie ein Geſpenſt, und die Stirn mit drei breiten dunkelgelben Bändern bedeckt. In Oſtindien macht das Kleid nicht den Mann. Der Radja war ohngeachtet ſeines Maskenballanzuges ein Philoſoph, ein tiefer Denker und ein Dichter. Er ſagte mir zuweilen ernſte Worte, die auch das flatterhafteſte Kind nicht vergißt.

Seine Sentenzen waren kurz, unterhaltend und lehrreich, wie die Fabeln des wackeren Lafontaine. Er war die erſte Stimme, die mich weiſe Rathſchläge und nützliche Lehren vernehmen ließ.

Als ein großer Vogelfreund hatte er in ſeinem Palaſte Volièren voll Papageien, Kolibri's und Bulbuls, welche auf Roſenſträuchern und Blumen ihre Lieder zwitſcherten. Ich verſäumte keinen Tag, dem Hauſe der Bulbuls meinen Beſuch zu machen. Der freundliche alte Mann nahm mich auf die Schultern, damit ich die kleinen Vögel beſſer ſehen konnte, und ſo unterhielten wir uns von den mannichfaltigſten Gegenſtänden. Er war ſtets heiterer Laune, hatte mich lieb wie ſein eigenes Kind, und antwortete mir unermüdlich auf alle naiven und indiscreten Fragen, mit denen die Kinder Perſonen, die ihnen geneigt ſind, und ſich mit ihnen beſchäftigen, gewöhnlich

ermüden. Er nannte mich ſeine Tochter, und ich ihn meinen Vater.

Meine Fragen über den Bulbul, den ewigen Sänger in ſeinem Roſengefängniſſe, nahmen kein Ende. Die vollen, melodiſchen Töne dieſer Primadonnenkehle erweckten unbeſchreibliche Gefühle in mir, und ließen ſchon in meinem kindlichen Herzen ein unbekanntes Etwas wie die Liebe, rein wie die Unſchuld, und klagend wie den Schmerz, erklingen.

„O, wie gern möchte ich ein kleiner Bulbul ſein!“ ſagte ich auf hindoſtaniſch zu dem alten Radja.

„Warum denn, mein Kind?“

„Um glücklich zu ſein, wie der Vogel!“

„Biſt Du denn nicht glücklich?“

„Ach nein! wenn Du wüßteſt! ...“

„Erzähle mir Deinen Kummer.“

„Papa und Mama wollen mich in die Schule ſchicken.“

„Wohin denn, mein Kind?“

„Weit, weit von hier!“

„Und deshalb möchteſt Du ein Vogel ſein?“

„Ja, Vater.“

„Aber Du ſiehſt ja, daß der Vogel ſeine Freiheit nicht hat.“

„Ich würde lieber in einem Vogelhauſe gefangen ſein, als in einer Schule.“

„Armes Kind!“ ſagte der alte Mann, mit Thränen in den Augen.

„Warum weinſt Du, Vater?“

„Höre mich an, mein Töchterchen ...“

„Ich höre.“

„Wenn Du größer geworden ſein biſt, wirſt Du ſehen, daß wir Alle, Groß und Klein, in jedem Alter und in jedem Lande, Gefangene ſind, wie dieſer Vogel.“

„Die kleinen Mädchen auch?“

„Ja, Alle! wir ſind Sklaven im Gefängniſſe dieſer Welt, die unſre Freiheit, unſre Unabhängigkeit, unſere Handlungen beſchränkt — in dieſem engen Erdenraume, der unſere Illuſionen, unſere Wünſche, unſere Hoffnungen unterdrückt.“

Zum erſten Male in meinem Leben behielt mein kindlicher Geiſt ſo ernſte Worte im Gedächtniß. Ich habe dieſe nie vergeſſen können.

Ich beſtürmte den alten Mann mit neuen Fragen, denn ſeine Worte hatten mich in das höchſte Erſtaunen verſetzt.

„Iſt das Gefängniß, von dem Du ſprichſt, ſehr groß?“

„Bekümmere Dich deshalb nicht zu ſehr, mein Kind. Das Gefängniß iſt groß, wie die Gärten, welche Du vor Dir ſiehſt, heiter und mit Blumen geſchmückt, wie das Vogelhaus, deſſen Bewohner Du für ſo glücklich hältſt; je tiefer Du aber in's Innere deſſelben eindringſt, um ſo enger wird es Dich umſchließen und endlich Deine edlen Gefühle, Deine ſchönen und reinen Gedanken, Deine jugendlichen Träume und Poeſieen erſticken.“

Nach dieſen Worten umarmte mich der Nadja und küßte mich zärtlich.

„Aber ich möchte wenigſtens den kleinen Vogel gern mit mir nehmen, damit ich von ihm lernte, eben ſo verſtändig zu ſein und eben ſo zu ſingen, wie er.“

„Mein liebes Kind,“ erwiderte der alte Mann, „wenn Du ihm ſeinem Roſenklima und ſeinem geliebten Hauſe entriſſeſt ...“

Nun?“

„So würde er vielleicht am Leben bleiben, aber nicht mehr ſingen.“

„Warum nicht?“

„Weil der Vogel, wie der Menſch, des Bodens bedarf, der ihn hat zur Welt kommen ſehen, um ihm ſeine Gefangenſchaft erträglich zu machen.“

„Dann werde ich wohl auch ſehr unglücklich ſein, da ich mein Vaterland verlaſſen muß?“ fragte ich ihn weinend.

„Beruhige Dich, mein gutes Kind, Du verläſſeſt uns ja nicht auf lange Zeit, in Kurzem wirſt Du zu uns zurückkehren.“

Der Major Craigie hatte den Tag meiner Abreiſe feſtgeſetzt, wo ich in der Familie des Generals Sir Jasper Nicolls aufgenommen werden ſollte, des ehemaligen Oberbefehlshabers der oſtindiſchen Armee, welcher dem jungen Offizier, deſſen vortreffliche Eigenſchaften und militairiſche Talente er kannte und ſchätzte, aufrichtig zugethan war.

Die Anſtalten zur Reiſe wurden eiligſt getroffen.

Meine Aya ſollte mich als Geſellſchafterin begleiten, und meine Mutter füllte meinen Koffer mit unzähligen hübſchen Toilettegegenſtänden, ſo daß er dem Brautkorbe einer Puppe glich.

Ah! dieſer eitle Tand iſt es immer, was die für den Frieden des jungen Mädchens verderblichſten Fehler unterſtützt.

Meine gute Mutter that für mich, was ſie für ſich gethan haben würde; ſie glaubte, daß ich mit dieſen Falbeln und Kleidern, nach ihrem Geſchmacke geputzt, glücklich ſein müßte. Sie verſtand es ja, mit ſo Wenigem glücklich zu ſein!

So verließ ich meine erſte Heimath, die Phantaſie mit den poetiſchen Erinnerungen, den dramatiſchen Feenſchlöſſern und den berauſchenden Tänzen angefüllt, unter denen meine Kindheit entflohen war.

Von den phyſiſchen Eindrücken, die unſere Augen betroffen, wie von den moraliſchen Empfindungen, die auf unſer Gemüth eingewirkt haben, ſind die an unſrer Wiege entſtandenen diejenigen, welche uns in's Leben begleiten und von ewiger Dauer ſind.

Unſere erſten Gefühle bleiben ſtets unſere letzten Erinnerungen.

Das kleine neunjährige Mädchen ſollte abermals eine Weltreiſe machen, abermals ihren Wohnort und ihren Himmel verändern, abermals dem verhängnißvollen Geſetze des Schickſals gehorchen, das ſie verurtheilt hatte, beſtändig umhergeworfen zu werden!

Ich ſchiffte mich, auf meiner Aya reitend, in Geſellſchaft des Oberſten Innez und ſeiner Gattin, einem Paar alter Freunde meiner Eltern, ein, die mich unterwegs beaufſichtigen ſollten.

Sobald ich mich auf dem unermeßlichen Ocean befand, kamen mir die ernſten Worte des guten Radja wieder in's Gedächtniß, und ich flüſterte ſie zwiſchen meinen zitternden Lippen wie ein Gebet:

„Wenn Du größer wirſt, mein Kind, wiſt Du ſehen, daß die Welt ein Gefängniß iſt!“

Mag es mit Roſen oder mit Dornen beſäet ſein, das Gefängniß iſt überall ein Gefängniß! ... Nur dort oben wohnt die Freiheit!

Selbſt der Bulbul iſt hienieden ein Gefangener!

Neuntes Kapitel.

Ankunft in London. — Mein Vormund, der General Sir Jasper Nicolls. — Lady Nicolls. — Reise nach Perth in Schottland zur Familie des Majors Craigie.

Ein Kind verläßt immer mit schmerzlichem Bedauern die Wohnstätte seiner ersten Gefühle und Erinnerungen.

Obgleich ich noch in einem Alter war, in welchem der Kummer das Herz nur leicht berührt, so konnte ich doch nicht von Ostindien sprechen hören, ohne Thränen zu vergießen. Ich hatte nichts mehr, als die gute Aya, die mich einigermaßen tröstete. Sie war für mich die schöne Heimath, die ich verlassen hatte, der geliebte Bulbul, den ich mit mir nahm.

Der Oberst Innez und seine Gattin hatten viel Geduld mit meinen Launen und meinen eigensinnigen Fehlern, aber sie waren Fremde für mich!

Bei unserer Ankunft in London entledigten sie sich

endlich ihrer Bürde, indem sie mich der verantwortlichen Obhut des Generals Sir Jasper Nicolls übergaben.

Der Oberst und seine Gattin nahmen Abschied von mir und ich erhielt von Beiden herzliche Küsse, zum Zeichen, daß sie mir meine muthwilligen Streiche verziehen.

So war ich denn mit einer Aya in das prächtige Haus des Generals Nicolls und in eine liebenswürdige Familie eingeführt, von der ich vortrefflich aufgenommen wurde.

Der ehemalige Oberbefehlshaber der Armee in Ostindien war ohngefähr achtundsechzig Jahr alt, von langer Gestalt und mit hoher, kahler Stirn. Dicke Augenbrauen, welche, ohngeachtet seines hohen Alters, schwarz geblieben waren, contrastirten auffallend mit seinem weißen Haupthaare.

Der alte General hatte ein feines, gebildetes Benehmen, eine edle und ernste Haltung, und durch die kalte Strenge seines Charakters imponirte er den Erwachsenen und flößte den Kindern Furcht ein.

Sein Gesicht hatte einen finstern Ausdruck, denn er hatte auf einer der höchsten Stufen der Macht gestanden und lange Zeit die schwere Verantwortlichkeit derselben getragen.

Sein Aufenthalt in Indien, die Gewohnheit des Gebietens und der Verkehr mit eingebornen Offizieren hatten den General zu einem Haustyrannen gemacht; er hatte, ohne es zu wissen, die Rauhheit des Kriegers im Privat-

leben beibehalten. Sein Geiſt vermiſchte zu ſehr die Autorität des commandirenden Generals, der gefürchtet werden muß, mit der des Familienvaters, welcher geliebt ſein will.

Mit Einem Worte, er hielt im Verkehr mit ſeiner Dienerſchaft wie mit Jedermann das Stillſchweigen für Würde und die Kälte für Ernſt. Er war nicht ſehr mittheilend und ſtudirte darauf, ſo wenig als möglich zu ſprechen.

Abgeſehen von dieſen Fehlern aber beſaß der General die ſoliden Tugenden des Vaters und des Gatten; er liebte ſeine Frau wie ſeine Kinder zärtlich.

Seine Familie war zahlreich, wie faſt alle engliſchen Familien; er hatte neun Töchter und einen Sohn. Die einzige Entſchuldigung, die er für dieſe Mädchenliſte — eine von den lächerlichen Seiten der Ehe — anführen konnte, war, daß der Sohn der zuletzt Angekommene war, und der tapfere General war Ariſtokrat genug, um die Sammlung bis in's Unendliche zu vermehren, bis Gott ihm den Luxus eines Knaben beſcherte.

Lady Nicolls, die aus der Familie der Herzöge von Buckingham ſtammte, war eine liebenswürdige Frau von heiterem und gütigem Charakter. Ohne regelmäßig ſchön geweſen zu ſein, war ihr Geſicht noch immer ſehr anziehend. Sie hatte eine ſchöne weiße Hand, der unvergängliche ariſtokratiſche Stempel, der nur den Fehler hat, daß er

den Frauen zuweilen den Wahn läßt, ſie würden ewig jung bleiben.

Lady Nicolls war der ächte Typus der „wohlerzogenen“ britiſchen Damen, die ſich ohne Murren darein ergeben, jedes Jahr ein Kind zu gebären, und welche dieſes proſaiſche Geſchäft ſo natürlich finden, daß ſie keine Klage darüber hören laſſen.

Die gute Mutter nahm mich mit Freuden auf und betrachtete mich als ihr eilftes Kind.

Kaum befand ich mich einige Tage in der Familie, ſo hatte ich auch ſchon das ganze Haus umgeſtürzt und die Dienerſchaft in Aufruhr gebracht. Meine unaufhörlichen Schelmereien zwangen den General, ſeine finſtere Stirn zu runzeln, und er mußte ſogar den Mund öffnen, um mich zu ſchelten.

Stolz über dieſen erſten Succeß ſprang ich meiner Indierin auf den Nacken und ahmte die häßlichen Grimaſſen der bengaliſchen Affen täuſchend nach. Ich ſchrie und winſelte ganz wie die wilden Thiere Oſtindiens, meine erſten Schulkameraden, oder ich ahmte auch die unnatürlichen Stellungen der Fakirs*) nach.

Der arme General begann einzuſehen, daß er eine ſchwere Aufgabe übernommen hatte, indem er einen civiliſirten Menſchen aus mir machen wollte. Er hatte wohl

---

*) Religiöſe Fanatiker in Indien, welche der Religion Brahma's angehören.

glänzende Siege über die Shyks errungen, aber er wußte noch nicht, ob er die kleine Wilde bändigen würde, die ihm aus Bengalen zugeſchickt worden war.

Er nahm einen Urlaub als Vormund. Ich wurde mit meiner Aya auf einige Wochen nach Perth, zu dem Bruder des Generalmajors Craigie geſchickt.

Perth, durch Walter Scott bekannt und berühmt, iſt eine große und ſchöne Stadt in Schottland, die Reſidenz der ehemaligen Könige, und liegt nicht weit von Edinburg entfernt. Das milde und gemäßigte Klima und die herrliche Lage des Ortes ſagten meiner von jeher zarten Conſtitution viel mehr zu, als die dichten Nebel von London.

Die originelle und romantiſche Natur Schottlands, das überall von Bergketten durchzogen iſt, welche zum Theil bis zu den Wolken reichen und wundervolle tiefe Thäler bilden, machten einen lebhaften Eindruck auf das Auge der kleinen Indierin.

Bei unſerer Ankunft in Perth wurden wir mit einem Schneefalle begrüßt, der für mich ein ganz neues und merkwürdiges Schauſpiel war.

Die auf mich herabfallenden Schneeflocken dünkten mir feine Perlen, die ſich in meinen ſchwarzen Haaren verwickelten, wie junge Knospen weißer Camelien. Ich richtete eine Menge Fragen an meine Aya, die eben ſo unwiſſend war, als ich, und mir die naivſten Antworten gab.

Sie hielt den Schnee für Insecten, mit denen der Himmel von Calcutta angefüllt ist, ich für Bonbons, welche der liebe Gott den kleinen Mädchen schickt, wenn sie folgsam sind, oder für weiche Flaumfedern, die von oben herabfielen, damit sich die Armen, welche kein Obdach und keine Kleider hatten, gegen die Kälte schützen konnten.

Die Bewohner von Perth ergötzten sich höchlich über das große neunjährige Mädchen, die von ihrer Aya beständig auf den Armen getragen wurde, und die Damen lüfteten die Vorhänge an den Fenstern, um dieses Kind zu sehen, das einer Katze glich, die sich mit ihren Krallen an einem Fichtenstamme festhält.

Die orientalische Tracht der Aya, bestehend aus einer langen Schärpe von indischem Mousselin, welche um sie geschlungen war wie ein breites Bananen- oder Melonenblatt um die schlanke Säule eines Balcons, und die ihr zu gleicher Zeit als Kopfputz, als Corset und als Kleid diente, hatte allen jungen Mädchen der ganzen Stadt außerordentlich gefallen.

Die rauhe Temperatur nöthigte mich, warme Kleidungsstücke und an den Füßen Schuhe zu tragen. Ich war aber so an die völlige Nacktheit gewöhnt, in der ich aufgewachsen war, daß ich mich in den warmen und bequemen Kleidern höchst unbehaglich und beengt fühlte.

Da ich in Calcutta stets auf dem Erdboden gesessen oder auf kühlen Matten gelegen hatte, war es mir un-

möglich, auf einem Stuhle zu ſitzen oder aufrecht zu ſtehen, ohne zu ſchwanken.

Sobald ich auf einem Stuhle ſaß, verlor ich wie ein Körper ohne Stützpunkt das Gleichgewicht, ich brach zuſammen wie eine Gliederpuppe, die keine Gelenke mehr hat, und nahm mit einer Pirouette meine indiſche Normallage, die horizontale, wieder an.

Es mußte indeſſen ein europäiſches Kind aus mir werden. Die Familie Nicolls dachte daran, mich von der guten Aya zu trennen, die mir alle eigenſinnigen Launen geſtattete, und ich wurde daher eines Morgens von Perth abgeholt, um nach London in eine Erziehungsanſtalt gebracht zu werden.

Zum erſten Male in meinem Leben fühlte ich, daß mein alter Radja wahr geſprochen hatte.

Der kleine Bulbul ſollte in den Käfig geſperrt werden.

Dahin war für immer die Freiheit! ...

Zehntes Kapitel.

Die Erziehungsanstalt in Bath bei London. — Mistreß Oldrige. — Der lateinische Sprachlehrer. — Eindrücke; der Musiklehrer. — Bekenntnisse des Kindes.

Zu Bath in der Grafschaft Sommersett, zwischen Bristol und London, begann meine Erziehung.

Ich war zehn Jahr alt, als diese wichtige und erste entscheidende Stunde im Leben eines jungen Mädchens für mich schlug.

Die Anstalt, in welche ich eintrat, konnte man nicht eigentlich eine Pensionsanstalt nennen; die würdige Frau, die sie leitete, war mehr als eine gewöhnliche Lehrerin.

Mistreß Oldrige war eine Frau gebildeten und angesehenen Standes, welche durch unglückliche Verhältnisse gezwungen worden war, eine ehrenvolle Erwerbsquelle zu suchen, indem sie sich der Kindererziehung widmete.

Lady Nicolls hatte sie in Gesellschaften kennen gelernt.

Die ausgezeichneten Tugenden, der hochgebildete, wahrhaft aufgeklärte Verstand und die gründlichen Kenntniſſe dieſer Frau, flößten Lady Nicolls hohe Achtung vor ihr ein.

Sie hatte ihr ſchon ihre beiden jüngſten Töchter anvertraut, die eine ſorgfältigere und weniger alltägliche Erziehung genoſſen, als in den gewöhnlichen Inſtituten dieſer Art.

Wir waren nicht mehr als acht Schülerinnen bei Miſtreß Oldrige; Fanny und Valeria Nicolls und fünf andere Mädchen, die etwas älter waren, als wir, und der engliſchen Ariſtokratie angehörten.

Meine Mutter hatte in Rückſicht auf meine Geburt, und um das Andenken meines unglücklichen Vaters zu ehren, den General Sir Jasper Nicolls gebeten, mich in der katholiſchen Religion erziehen zu laſſen, und obgleich Miſtreß Oldrige, wie alle übrigen Schülerinnen, proteſtantiſch waren, ſo wurde der Wunſch meiner Mutter dennoch gewiſſenhaft erfüllt.

Das religiöſe Gefühl fand leicht Zugang zu meinem feurigen Herzen. Das Gebet war ein Element, das meiner ſpaniſchen Natur entſprach.

Der Aufenthalt von einigen Monaten bei Miſtreß Oldrige hatte mich ſchon in mancher Beziehung gebeſſert.

Ich war nicht mehr ſo wild und begann eine Europäerin zu werden. Ich war empfänglich für

wohlmeinende Rathſchläge und noch mehr für gute Beiſpiele.

Die üblen Gewohnheiten verſchwanden nach und nach. Ich ſprach ſeltener die Sprache der Thiere Oſtindiens, dagegen viel correcter engliſch und ſpaniſch, meine beiden Familienſprachen, die ſich das Recht der Mutterſprache auf meinen Lippen ſtreitig machten.

Das Franzöſiſche, die Univerſalſprache, war in der kleinen Schule an der Tagesordnung.

Um uns zu zwingen, immer franzöſiſch zu ſprechen, hatten Miſtreß Oldrige und die Unterlehrerinnen uns eine kleine Armenſteuer aufgelegt.

So oft uns ein engliſches Wort entſchlüpfte, mußten wir eine Geldbuße bezahlen.

Es war geſetzmäßig nur des Sonntags erlaubt, engliſch zu ſprechen.

Welche Zerſtreuung!...

Da aber in meinem Kopfe noch viel muthwilliger Geiſt ſpukte, ſo machte ich es mir zum Vergnügen, meine Heiterkeit ſo viel als möglich auf engliſch zu äußern — was ziemlich ſchwer iſt, — theils um die Lehrerinnen zu ärgern, theils auch um den Armen etwas zuzuwenden.

Neben meinen Fortſchritten in Bezug auf den Verſtand, zeigte ſich ſchon mein Hang zum Verbotenen. Ich ſprach daher engliſch zum Vortheil der Armen und franzöſiſch zum Vortheil meiner Erziehung.

Meine Schulkameradinnen wie auch meine Lehrerinnen hatten mir den Beinamen „der kleine Kobold“ gegeben.

In Folge meiner Neigung zu Bosheiten und muthwilligen Streichen ſtand ich immer an der Spitze jeder Verſchwörung gegen die Schuldisciplin.

Ich war die Anführerin aller Revolten und empörte mich gegen die Lehrerinnen, indem ich mich hinter Barrikaden von Büchern, Papierbogen und Puppen mit ausgeriſſenen Armen verbarg.

Hier vertheidigte ich mich bis auf's Aeußerſte, aber der Augenblick der Niederlage, das heißt der Strafe, kam heran. Ein altes engliſches Dienſtmädchen applicirte mir mit breiten Lederriemen ſogenannte Palmetten auf die Hände.

Nachdem ich dieſe Strafe mit dem Muthe einer Barrikadenheldin erduldet hatte, ſuchte ich von Neuem Gelegenheit, meine muthwilligen Streiche wieder anzufangen.

Um dieſen mauriſchen Charakter zu bändigen, der unbeugſam zu werden drohte wie Erz, ſah Miſtreß Oldrige ſich gezwungen, dem ganzen Hauſe die größte Strenge gegen mich anzubefehlen.

Die Töchter der Lady Nicolls und ich hatten nebenbei alle möglichen „Unterhaltungslehrer,“ unter dieſen auch einen lateiniſchen Lehrer, eine alte klaſſiſche Maſchine, der

wöchentlich drei Mal mit ſeinen Scharteken, ſeinen Lederpalmetten und einem hochbetagten ſchwarzſeidenen Käppchen unter dem Arme zu uns kam.

Wenn das proſaiſche Käppchen majeſtätiſch auf dem Scheitel des guten Mannes erſchien, ſo war ich feſt überzeugt, daß er trotz, oder vielleicht wegen der großen Brillengläſer, die wie eine Laterna magica auf ſeiner Naſe thronten, durchaus nichts ſehen konnte.

Ich begann alsdann eine Reihe von Grimaſſen, die ſelbſt bei den Lehrerinnen ein lautes Gelächter hervorriefen; aber die Lection, welche luſtſpielartig begann, endete regelmäßig tragiſch.

Die Sprachen erlernte ich außerordentlich leicht; auch an den Klaſſikern fand ich ziemlichen Geſchmack und die Fabeln Aeſops waren mir ſchon geläufig. Ich hätte einem engliſchen Baccalaureus der Univerſität Oxford und vielleicht manchem Doctor der Sorbonne ſouffliren können, die oft ſelbſt nicht recht wiſſen, was ſie lehren.

Ein anderer Burggraf, der Pianofortelehrer, war ebenfalls ein drückender Alp für mich.

Sein Name war Loeyler.

Er trug eine vor Zeiten einmal weiß geweſene abſcheuliche Perrücke auf dem Kopfe, über der ſiebzig Frühlinge — und zwar engliſche Frühlinge, von denen jeder ſo viel-als zwei Winter iſt — hingegangen waren. Der

Mann war ein wohlgetroffenes Portrait des mythologiſchen Saturn.

Er war häßlich, klein, unterſetzt und pausbäckig wie ein katholiſcher Kantor oder wie ein proteſtantiſcher Küſter; ſein Rock war eben ſo alt, wie ſein Geſicht, und ſein violettes Geſicht eben ſo alt, wie ſein Rock.

Er trug ſtets eine ſchwarze Cravatte, weil dieſe Farbe, wie er ſehr naiv ſagte, am längſten weiß bleibt.

Man hätte mir keinen widerwärtigeren Menſchen zum Klavierlehrer geben können, als dieſer Mann war.

Ich fürchtete mich ſo vor ihm, daß es ihm gelungen war, mir eine unüberwindliche Abneigung gegen die Muſik einzuflößen, während ich eine geborene Muſikfreundin war.

Der gute Mann hatte nicht mehr Geduld, als ich, und zeigte ſie nur dann, wenn es galt, die große Theekanne zu leeren, die ihm Miſtreß Oldrige während der Unterrichtsſtunde zukommen ließ.

Er ſchlürfte mit Kennermiene den britiſchen Trank; ſeine Augen richteten ſich nur während dieſes Geſchäfts, das eine Viertelſtunde dauerte, zum Himmel, als Beweis des Hochgenuſſes, den ihm der Thee verſchaffte, und wenn die Medizin eingenommen war, fühlten ſich ſeine alten Nerven neu belebt und er ſchlug mit einem großen ſchwar-

zen Bleistifte, den er beständig in der Hand hatte, auf meinen erfrorenen Fingern den Takt.

Mein Abscheu vor dem Lehrer und seinem Bleistifte war so groß, daß ich jedesmal unschlüssig an der Thür des Zimmers stehen blieb, ehe ich eintrat, um mich an's Pianoforte zu setzen.

Die Noten zu entziffern, war mir unmöglich, denn mein Blick wurde durch den musikalischen Popanz getrübt. Ich spielte bunt durcheinander, was mir in den Kopf kam, und zuweilen Variationen, welche besser waren, als das vor mir liegende Stück.

Dann warf mir der erzürnte Lehrer das Notenheft an den Kopf; ich brach in einen Thränenstrom aus und eilte aus dem Zimmer. Da aber der gute Mann sein Geld redlich verdienen wollte, so lief er mir nach und zwang mich mit seinem Bleistifte von Neuem, das Instrument zu bearbeiten, das sich eben so sehr zu weigern schien, als ich.

Die Musiklection verging unter Zank und Streit, aber der alte Loeyler erfüllte den wichtigsten Theil seiner Aufgabe. Er war seiner fünfundzwanzig Franken gewiß, wie ein Volksvertreter.

Um mich den epileptischen Angriffen des Lehrers zu entziehen, hatte ich ein diplomatisches Auskunftsmittel ersonnen.

Ich ließ mir von anderen Schülerinnen die Stücke, welche ich studiren sollte, vorspielen, und ich erfreute

mich eines ſo guten muſikaliſchen Gehörs, daß ich ſie aus dem Gedächtniß nachſpielen konnte, wenn ich ſie nur ein einziges Mal gehört hatte. So betrog ich den alten Murrkopf, der von dieſer Liſt ſeiner Schülerin gewiß keine Ahnung hatte.

Elftes Kapitel.

Miß Fanny, die jüngste Tochter der Lady Nievills. — Ein Knabeninstitut. — Der junge Sir Robert F....

Erstes Abenteuer.

Alle diese kleinen Verdrüßlichkeiten weckten in mir das Bedürfniß, mir eine Freundin zu wählen.

Der Mann wie die Frau, der Knabe wie das Mädchen sehnt sich nach einem Herzen, um sich aussprechen zu können, nach einem Lächeln für seine Freuden, nach einer Thräne für seinen Schmerz.

Schon in den ersten Schuljahren entstehen Zuneigungen, es werden Freundschaften geschlossen und übereinstimmende Charaktere finden einander.

Ganz ebenso ist es in der Welt.

Oft verwirklicht sich jedoch das Gesetz der Contraste in der Freundschaft wie in der Liebe, wie Bernardin de

Saint Pierre, der große Philoſoph, ſo ſchön geſagt und beobachtet hat.

Fanny Nicolls war es, die ich zu meiner erſten Freundin erkor. Sie gefiel mir beſſer, als alle übrigen Schülerinnen, gerade weil ihr Charakter dem meinigen entgegengeſetzt war.

Fanny war ruhig und kalt, ich war lebhaft und feurig.

Sie war ernſt, ich war heiter.

Sie liebte die Wiſſenſchaft, ich liebte das Geräuſch.

Sie ſuchte Ruhe in den Erholungen, ich Bewegung.

Sie war immer ſtill, ich immer lebendig.

Wir liebten uns ſehr, weil wir uns unaufhörlich ſtritten. So hatten wir immer Gelegenheit, uns wieder zu verſöhnen.

Nach der Verſöhnung neuer Streit, nach dem Streite abermalige Verſöhnung; unſere Erholungsſtunden vergingen unter kleinen Kämpfen, Friedensſchlüſſen und Umarmungen.

All' unſer kleines Eigenthum theilten wir mit einander.

Wir hatten den Socialismus ſchon ausgeübt, noch ehe er von den Socialiſten erfunden war. Sie haben ihren Geſellſchaftsvertrag ohne Zweifel nach dem Muſter des unſrigen gebildet. Deshalb ſind ſie ſo einig.

Zwiſchen uns Beiden war Alles gemeinſchaftlich: Freuden, Schmerzen, Thränen, Vergnügungen, Zu-

neigungen, Spielwerk, Geld, Bonbons und kleine Geſchenke.

Ich wurde von der „Wißbegierde" verzehrt. Ich zerbrach unſere Spielſachen, riß unſeren hölzernen Pferden und pappenen Hunden den Leib auf, öffnete den Kopf und den Körper unſerer Puppen, um jenes unbekannte Etwas zu ſuchen, das die Phantaſie des jungen Mädchens unabläſſig beſuchte.

Fanny dagegen weinte beim Anblick dieſer Verſtümmelungen.

Die Leidenſchaft, Alles zu erfahren, Alles zu ſehen, Alles zu hören, quälte meinen feurigen Geiſt fortwährend. Ich mußte das Geheimniß von Allem ergründen, ich verlangte für Alles eine raſche, ſofortige Erklärung.

Ich überhäufte meine Lehrerinnen mit den naivſten und originellſten Fragen, auf die ſie mir mit beharrlichem Stillſchweigen antworteten.

Gereizt durch dieſes ſyſtematiſche Schweigen, irrte mein Geiſt ziellos umher, um ſelbſt das Gewünſchte zu ſuchen.

Neben dem Hauſe der Miſtreß Oldrige befand ſich ein Knabeninſtitut, das ich trotz der hohen Mauer, die uns von einander trennte, entdeckt hatte.

Des Sonntags hatte die kleine Mädchenſchule, während des Gottesdienſtes in der proteſtantiſchen Kirche ihren Platz den Knaben der benachbarten Anſtalt gegenüber.

Man ſprach noch nicht mit einander, aber man beobachtete ſich.

Obgleich ich im katholiſchen Glauben erzogen wurde, ſo begleitete ich meine Mitſchülerinnen doch in die Kirche, weil das Reglement der Anſtalt es verlangte.

Da ich nicht eigentlich um des Gottesdienſtes willen in die Kirche ging, ſo beſchäftigte ich mich während der Gebete und Predigten mit meinen Gedanken, ließ meinen Blick umherſchweifen — und ſchon traf ich zum Scherz meine Wahl unter den kleinen Herren.

Auf den Spaziergängen begegneten wir uns auch zuweilen; wir wechſelten Blicke, dann ein Lächeln, und dann . . . gaben wir uns durch ein ſolches Lächeln für den folgenden Tag ein Rendezvous auf der hohen Gartenmauer.

Mein Durſt nach allem Unbekannten und Ungewöhnlichen, die alten Ueberreſte meiner erſten Erziehung in Oſtindien, ſowie mein Talent im Klettern, hatten mich zur Entdeckung eines Mittels geführt, um die Mauer zu erklimmen und zu ſehen, was in einem Knabeninſtitut vorgeht.

Das blaue Band, das ich wie alle Schülerinnen unſerer Anſtalt um den Hals trug, erregte endlich die Aufmerkſamkeit des Knaben, mit dem ich in der Kirche und auf dem Spaziergange Blicke und Winke des Einverſtändniſſes gewechſelt hatte.

Sobald er das blaue Band auf der Gartenmauer

erſcheinen ſah, eilte er herbei und kletterte mit Hilfe eines Baumes zu mir herauf.

Wenn wir dann wie ein Paar Katzen heiter und vergnügt neben einander auf der Mauer ſaßen, ſchwatzten wir mit Muße von allem Möglichen.

Der kleine Tollkopf, der ſo mit mir lachte und plauderte, war ſiebzehn Jahr und ich zwölf Jahr alt. Er hieß Robert F.... und war ein Engländer.

Ich will ihn nicht nennen, aus Rückſicht auf den hohen Poſten, den er ſchon jetzt, in ſeinem zweiunddreißigſten Jahre, im diplomatiſchen Corps bekleidet.

Der Zufall hat uns ſpäter in einer großen europäiſchen Stadt wieder zuſammengeführt, und wir haben viel von unſeren Jugenderinnerungen, von der hohen Mauer, von der Kirche, von der Promenade und von dem blauen Bande geſprochen.

Wenn ihm dieſe Zeilen an dem auswärtigen Hofe, wo er gegenwärtig ſeine Regierung repräſentirt, zu Geſicht kommen ſollten, wird er es mir Dank wiſſen, daß ich dieſe Rückſicht gegen ihn beobachtet habe.

Er mag in dieſem Augenblicke ein noch ſo gewandter Diplomat ſein, ſo viel Diplomatie wird er nie zum Nutzen ſeiner Nation entwickeln, als er damals für die Kleine mit dem blauen Bande aufwendete.

Unſere blonden und ſchwarzen Locken vermiſchten ſich miteinander während dieſer vergnügten Augenblicke und wir richteten gegenſeitig die komiſchſten Fragen an uns.

Ich war immer Diejenige, welche das Geſpräch einleitete, und er, der Diplomat, antwortete, wenn er konnte und wenn er den Muth dazu hatte.

„Ich möchte nur wiſſen, was eigentlich die Liebe iſt,“ ſagte ich zu ihm.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Robert.

„Ach! wenn ich ein Knabe wäre!“

„Nun, was wäre dann?“

„Dann wollte ich es bald erfahren.“

„Wie denn?“

„Ich würde die Damen darnach fragen.“

„Die fehlen uns eben hier.“

„O, ich würde ſchon welche finden!“

„Glaubſt Du?“

„Frage doch einmal Deinen Lehrer.“

„Denkſt Du, ein Lehrer beſchäftigt ſich mit ſolchen Dingen?“

„Ja wohl; die Herren beſchäftigen ſich alle damit.“

„Die Lehrer wiſſen das nie, wonach man ſie fragt!“

„Fragen kannſt Du ihn immer, wenn auch nur, um zu ſehen, ob er Dir antwortet.“

„Er wird mir nicht antworten.“

„Denke Dir, ich habe dieſen Morgen im Zimmer meiner Directrice in einer Schachtel einen Zettel gefunden, auf dem die Worte ſtanden:

„Die Liebe iſt eine Dummheit! Die Männer ſind

ſo thörigt, daran zu glauben, und die Frauen ſo vernünftig, darüber zu lachen."

„Eine ſolche Erklärung kann nur von einer alten Lehrerin herrühren."

„Meinſt Du?"

„Ich bin überzeugt davon."

„Suche doch unter den Papieren Deines Directors, vielleicht findeſt Du auch etwas."

„Nein, ich finde gewiß nichts. Bei uns denkt Niemand an die Liebe."

„Suche nur recht ſorgfältig."

„Ich will es thun. Adieu!"

„Sehen wir uns morgen wieder?"

„Ja."

Am folgenden Tage ſaß ich mit meinem Diplomaten an der nämlichen Stelle wieder auf der Mauer.

Mit ängſtlicher Spannung harrte ich des bedeutungsvollen Berichtes, der großen Antwort auf die große Frage.

„Ich habe meinen Director gefragt."

„Nun, was hat er Dir geantwortet?"

„Er hat mir geſagt: Die Liebe iſt eine Wolfsgrube!"

Damit endigte unſer Geſpräch.

Ich theilte dies Alles meiner intimen Freundin, der kleinen Fanny mit, aber ſie blieb gleichgiltig gegen dieſe intereſſanten Dinge, die ſie nicht verſtand.

Wie ſonderbar, wie merkwürdig ſind die Launen des Geſchicks! Eine Welt trennt jetzt die beiden kleiner. Mädchen, welche zuſammen in den nämlichen Grundſätzen, in den nämlichen Ideen, in den nämlichen Lehren erzogen worden ſind!

Die eine von ihnen iſt ruhig den Weg gegangen, den ihr ſanfter und friedlicher Charakter ihr vorſchrieb, den des beſcheidenen und unbekannten jungen Mädchens, welche den ächt weiblichen Wahlſpruch angenommen hat: „Verbirg Dein Leben!“

Sie hat ihre Gefühle in das ſtille Waſſer des Glücks verſenkt.

Sie iſt gegenwärtig eine der angeſehenſten Damen von London.

Ich dagegen, die phyſiſch und moraliſch, ſowohl vor meinem Eintritt in das Inſtitut, während der gewöhnlich ſo ruhigen Tage der Kindheit, als auch nachher von einem verhängnißvollen Geſchick gepeinigt worden bin, habe alle Aufregungen, alle trügeriſchen Illuſionen erfahren müſſen, die ſich unbewußt anſtatt der Wirklichkeit in unſer Herz ſtehlen.

Die kalte Philoſophie ſage noch, daß die Erziehung die natürlichen Anlagen verändert, den Charakter umgeſtaltet und die urſprünglichen Neigungen läutert! — Sie hat Unrecht.

Die erſten Beiſpiele, die erſten Gefühle, die erſten

Eindrücke der früheſten Jugend ſind es, welche ſtets auf die Zukunft des Weibes Einfluß haben.

Die Erziehung iſt wie der Schutzpfahl eines jungen Baumes.

Selbſt ein todter Aſt, ſchützt er ihn höchſtens gegen einen Windſtoß, nicht aber gegen die Stürme! . . .

Zwölftes Kapitel.

Die Ferien bei Lady Nicolls.

Zwei Mal im Jahre verließen Fanny und ich die Penſionsanſtalt in Bath, um die Ferienzeit bei Lady Nicolls zuzubringen.

Zur großen Zufriedenheit der Lehrer wie der Schüler, haben die engliſchen Schulen jährlich zwei Mal Ferien.

Im Winter verlebten wir ſie in London im Hauſe des Generals.

Dort waren wir mitten unter der engliſchen Ariſtokratie, mitten unter den eleganteſten Sitten und feinſten Manieren der Weltſtadt.

Vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen hörten wir von nichts als von Vergnügungen, von Vorſtellungen und Feſten bei Hofe ſprechen.

Die älteren Töchter der Lady Nicolls gingen häufig in Geſellſchaft und brachten das ferne Echo der berauſchen-

den Genüſſe des Balls zu uns, nach denen ſich die Phantaſie der Kinder, die ſchon faſt junge Damen ſind, ſo unausſprechlich ſehnt.

Ohne es zu wollen, bereitete man uns auf die Liebe zu ſchönen Kleidern und zur Koketterie vor, indem man uns mit allen Toilettegegenſtänden aus den eleganteſten Modehandlungen Londons reichlich verſorgte.

Ich begann ſchon, an der Unterhaltung Theil zu nehmen.

In der Stadt wie in meinem Inſtitute zeigte ich mich als die unermüdlichſte Fragerin.

Eines Tages, als die Rede auf Oſtindien kam, machte mich die Erinnerung an meine Kinderjahre aufmerkſamer als gewöhnlich. Ich näherte mich Lady Nicolls, um beſſer zu hören, was ſie ſagte. Es wurde von der Ehe — einem ſehr intereſſanten Gegenſtande für junge Mädchen — und von jungen Damen geſprochen, welche nach Oſtindien gehen wollten.

Ich bediente mich der Freiheit eines verzogenen Kindes, die man mir nachſah, und ließ die ſchöne Gelegenheit, meine Neugierde zu befriedigen, nicht vorübergehen.

„Warum gehen alle dieſe jungen Damen nach Indien?“ fragte ich.

„Weil es dort viele heirathsluſtige Männer giebt, mein Kind,“ antwortete Lady Nicolls lächelnd.

„Dann will ich auch hingehen.“

„Sie möchten wohl gern einen Mann haben, Made-

moiſelle?“ bemerkte ein alter Hageſtolz, der ſchon ſeit funfzehn Jahren um die eheliche Schlinge herumging, ohne den Muth zu haben, ſie über den Kopf zu werfen.

„Allerdings.“

„Was würden Sie mit ihm anfangen?“

„Ich würde mit ihm ſpielen, was denn ſonſt?“

„So, ſo!“ verſetzte der ängſtliche Heirathscandidat; „das ſind ſchöne Abſichten!“

„Sagen Sie mir doch, mein Herr, die Ehemänner ſind wie die Puppen, nicht wahr?“

„Nicht ganz, Mademoiſelle . . . hm! hm! . . .“

Die Damen lachten, der Gentleman machte ein ſaures Geſicht, ich hüpfte zu meinen Puppen zurück und ließ ſie vor der ganzen Geſellſchaft tanzen, während ich ſie meine Männer nannte.

Im Sommer bewohnten wir das prachtvolle Schloß, welches die Familie Nicolls in der Nähe von Bath beſaß. Ich war dort wie ein junger Löwe, der aus ſeinem Käfig entſprungen iſt, Fanny, wie immer ruhig und ernſt. Wir gingen oft in den Wald, um wilde Blumen zu pflücken, welche Lady Nicolls mit nicht geringer Kunſtfertigkeit in Aquarellfarben vortrefflich nachbildete.

Mit kleinen Körben am Arme gingen wir des Morgens auf den mit Raſen eingefaßten Waldwegen ſpazieren, und pflückten die in unſeren Gärten unbekannten, beſcheidenen Blümchen.

Wenn man dieſe ſchönen Blumen im Gebüſch ſieht,

ſollte man glauben, daß ſie von der Natur in die Einſamkeit der Wälder geſtreut worden ſind, um zu beweiſen, daß Gott in ſeinen verborgenen Schöpfungen noch erhabener iſt, als in denen, welche offen zu Tage liegen.

Es war eine kindliche Freude für uns, mit der wichtigen Miene großer Künſtlerinnen dieſe Blumen im Atelier zu ordnen und unbeweglich wie einfältige Kleinſtädterinnen am Arbeitstiſche der Lady Nicolls zu ſitzen.

Ihre Malerutenſilien waren ſehr einfach; zwei kleine Pinſel, Waſſerfarben, ein Glas Waſſer und einige Bogen Papier: dies war das ganze Geräth.

So gab die tugendhafte Frau ihrer zahlreichen Familie das Beiſpiel ſtiller, häuslicher, unſchuldiger Beſchäftigungen, welche für den Geiſt wie für das Herz oft beſſer ſind, als der geräuſchvolle Glanz von Feſten und Bällen.

Ich hatte im Hauſe der Lady Nicolls, wo ſtets Ruhe und Frieden herrſchte, alle häuslichen Tugenden und das ſtille Glück vor Augen, deſſen Erinnerung allein bei der Frau, welche dazu verurtheilt worden iſt, ſich beſtändig im rauſchenden Strudel der Welt zu bewegen, oft Thränen ſchmerzlicher Sehnſucht hervorruft.

Die patriarchaliſchen Sitten der Familie hatten meinen Sinn für die beſcheidenen Genüſſe der Häuslichkeit empfänglich gemacht.

Oft ſah mein jugendlicher Verſtand ſchon ein, welche reiche Quelle zu einem glücklichen und ruhigen Leben in ſo einfachen Gewohnheiten liegt.

Aber meine glühende Phantaſie verband ſich mit meinem lebhaften Charakter, um dieſe erſten heilſamen Betrachtungen zu verſcheuchen. Nach einigen Augenblicken der Ruhe ſuchte ich von Neuem Bewegung und bemühte mich zugleich, auch die Bewohner des Hauſes dazu aufzumuntern.

Selbſt den unerſchütterlichen Ernſt des guten Generals ließ ich nicht in Ruhe; ich hing mich an die Schöße ſeines Rockes und bediente mich ihrer als Schaukel.

Ich ſchlüpfte ihm zwiſchen den Beinen hindurch, wenn er mit ſeinen Gedanken im Garten ſpazieren ging; ich ſprang ihm auf den Rücken und war überhaupt für den ehemaligen Oberbefehlshaber in Indien eines jener läſtigen Inſekten, die Einem mit ſyſtematiſcher Beharrlichkeit um die Ohren ſummen.

Der General ſtieß mich ſchweigend zurück, wie man eine unangenehme Fliege vertreibt. Einmal hatte ich endlich ſeine Geduld ſo ermüdet, daß er mich mit ſeinen langen Armen von den Schultern nahm, auf die ich geklettert war, und mich in einer Anwandlung von Zorn ſo heftig ſchüttelte, daß ich in den Teich fiel, an dem er gerade ſtand.

Dieſer Vorfall brachte das ganze Haus in Aufruhr. Mein entſetzliches Geſchrei rief die Dienerſchaft herbei und ich wurde aus dem improviſirten Bade gezogen.

Mein geringes Glück bei dem General, der während meines Schiffbruchs keine Miene verzogen, und ſich gar

nicht nach mir umgesehen hatte, war mir eine Warnung für die Zukunft.

Ich ließ es mir nicht wieder beikommen, ihn als einen Spielcameraden zu betrachten.

Ich gab die muthwilligen Streiche auf, um mich den Abenteuern zuzuwenden.

Dreizehntes Kapitel.

Reiſe nach Paris. — Beſuche beim Herzoge von Bordeaux. — Die Tuilerieen. — Die Revolutionaire von 1830. — Der engliſche Geſandte Lord Stuart.

In meinem erſten Schuljahre, während der Sommerferien von 1830, brachten Fanny und ich mit Lady Nicolls einige Tage in Paris zu.

Wir waren im Hotel Maurice abgeſtiegen, wo wir in der zweiten Etage einige auf die Straße Rivoli gehende Zimmer bewohnten.

Mein Erwachen am erſten Morgen unſeres Aufenthaltes in Paris gehört zu den Jugenderinnerungen, die mir ſtets im Gedächtniß geblieben ſind. Zum erſten Male ſeit meiner Abreiſe aus Oſtindien erneuerte ich die Bekanntſchaft mit der Sonne, die ſich plötzlich wie durch Zauberei am Fenſter zeigte.

Wir konnten nicht müde werden, dieſe heiteren

Strahlen zu bewundern, die ſich ſo lange bitten laſſen, ehe ſie einmal in ſeltenen Pauſen die kalten Nebel des finſteren Englands durchdringen.

Als wir aufſtanden, lag der prächtige Tuilerieengarten vor unſeren Blicken.

Beim Anblick der großen Orangenbäume, deren lieblicher Duft vom Winde bis in unſer Schlafzimmer getragen wurde, glaubte ich mich durch ein Wunder in mein tropiſches Oſtindien zurückverſetzt.

Sogleich nach unſerer Ankunft in dieſem neuen, für mich wirklich feenhaften Bengalen, empfing Lady Nicolls den Beſuch des engliſchen Geſandten, Lord Stuart, der ſich zu unſerer Verfügung ſtellte, um uns die Hauptſtadt zu zeigen.

Am folgenden Tage ſtellte er die Gemahlin des ehemaligen Oberbefehlshabers der oſtindiſchen Armee in den Tuilerieen vor, wo ihr von dem guten König Karl X. der freundlichſte Empfang zu Theil wurde.

Der König liebte den Ruhm, welcher Nation er auch angehörte, und der militairiſche Ruf des alten Kriegers entlockte dem ritterlichen Charakter des Königs jene artigen Galanterieen, die ihn zum liebenswürdigſten Manne von Frankreich und Navarra machten.

Einige Tage darauf wurden wir bei Hofe vorgeſtellt. —

Der junge Herzog von Bordeaux und ſeine Prinzeſſin Schweſter geruhten ſich höchſt leutſelig und freund-

lich gegen die beiden kleinen Engländerinnen zu zeigen, worauf dieſe nicht wenig ſtolz waren.

Der Herzog von Bordeaux war der hübſcheſte Knabe, den man ſich denken konnte.

Er trug an dieſem Tage die Uniform eines Oberſten der Chaſſeurs, über ſeiner kleinen Bruſt das breite blaue Band des Heiligengeiſtordens, und an der Seite an einem ſchmalen lackirten Gürtel einen kunſtvoll gearbeiteten Säbel mit ciſelirtem goldenem Gefäß, den ihm das Regiment, das er kommandirte, verehrt hatte.

Ich werde nie vergeſſen, daß mir dieſer Säbel ganz beſonders auffiel.

Mit meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit ergriff ich das glänzende Gefäß deſſelben, zog ihn raſch aus der Scheide und ſtellte mich in Poſitur, als wollte ich ein Bataillon kommandiren, das mich zum Anführer gewählt hätte.

Die Gouvernante von Mademoiſelle, die Herzogin von Gontaut-Biron, eine Frau von edlem Herzen und Charakter, nahm an unſeren unſchuldigen Spielen Theil und ſah mit Intereſſe meine Schelmenſtreiche an.

Doch bald wurden unſere kindlichen Freuden durch traurige Nachrichten geſtört. Der alte König eilte ſchleunigſt nach Saint-Cloud, um einem Miniſterrathe beizuwohnen.

Auf den Straßen begann ſchon die Revolution.

Wir verließen das Schloß in ängſtlicher Beſorgniß;

vor dem Eingange der Tuilerieen begegneten wir betrunkenen Männern, nachherigen Julihelden, die uns nach besten Kräften schmähten.

Man schrie viel, aber ohne zu wissen, was man schrie.

Dieses Treiben kam mir ganz so vor, wie die Scenen in meinem Institute, wenn ich gegen meinen lateinischen Sprachmeister und gegen meinen Clavierlehrer Barrikaden errichtete.

Nicht ohne Mühe erreichten wir das Hotel Maurice, welches die auf's Höchste geängstigte Lady Nicolls auf den Rath des englischen Gesandten am anderen Morgen verließ, um unter den nebeligen Himmel Londons zurückzukehren.

Mit einem Aufruhr waren wir zu Bett gegangen, mit einer Revolution standen wir auf.

Wer hätte gedacht, daß ich zweimal in meinem Leben in ganz verschiedenen Ländern in dem Augenblicke neben einem Throne stehen würde, als die Revolution ausbrechen wollte! ... Die Vorsehung hat mich unzweifelhaft dazu verurtheilt, im Geräusch geboren zu werden und zu sterben!

Vierzehntes Kapitel.

Die religiöſen Pflichten. — Die erſte Communion. — Der Beichtvater. — Der Jeſuit.

Bekenntniſſe eines jungen Mädchens.

Mit den ernſten Vergnügungen kamen auch ernſtere Pflichten: das Gebet, die Beichte, die erſte Communion, fromme Epiſoden des Lebens, die ſich nie aus dem Gedächtniſſe einer Frau verwiſchen.

Miſtreß Oldrige erfüllte gewiſſenhaft den Willen meiner Mutter; ſie übertrug meine religiöſe Bildung einem alten Prieſter der Geſellſchaft Jeſu, die in Bath ein großes Etabliſſement beſaß.

Ich war dreizehn Jahre alt, die Schulzeit ging zu Ende. Ich werde nie das ſüße Gefühl vergeſſen, das mein Herz ergriff, als ich zum erſten Male, noch ein ſchüchternes und einfaches Kind, auf den Stufen des Altars vor dem Jeſuitenpater niederkniete.

Meine fromme Begeisterung war so groß, mein Herz klopfte so heftig, daß ich mich wirklich der Erde enthoben und vor den Thron Gottes versetzt glaubte.

Ich hatte dem alten Priester noch nichts zu beichten, als höchstens meine Unterhaltungen auf der Gartenmauer.

An ihm wäre es vielmehr gewesen, der kindlichen Unschuld die Erbärmlichkeiten der reiferen Jahre und des Greisenalters zu bekennen! ...

Als ich zum ersten Male in der Jesuitenkapelle nach dem Beichtstuhle ging, befand ich mich überhaupt zum ersten Male in einer katholischen Kirche.

Es war am Tage des Frohnleichnamsfestes.

Das Erstaunen und die Bewunderung, die sich meiner jugendlichen Phantasie beim Anblick dieser Pracht, dieser kostbaren Gewänder und dieser reichen Verzierungen bemächtigten, auf die mein Blick allenthalben traf, während ich bisher nur die kalte Einfachheit und die nackten Wände eines protestantischen Gotteshauses gesehen hatte, vermag ich nicht zu beschreiben.

Der Altar war mit Blumen und zahllosen Kerzen bedeckt.

Der köstliche Geruch des Geraniums und des Jasmins, vermischt mit dem Dufte des Weihrauchs; die reinen Stimmen der Chorknaben, von denen einige, in schneeweiße Chorgewänder gekleidet, nach den Tönen einer herrlichen Musik poetische Hymnen sangen, während an-

dere aus kleinen Körben, die ſie an einem ſeidenen Bande am Halſe trugen, Roſenblätter durch die Weihrauchwolken auf den Altar ſtreuten: dieſes für mich ganz neue Schauſpiel verſetzte mein Herz und meine Sinne in einen ſolchen Rauſch, daß ich an den neben mir knieenden Pater die ſonderbarſten und naivſten Fragen richtete, die er mir mit der aufgeklärten Bereitwilligkeit des Prieſters und mit der weiſen Vorſicht des Gewiſſensraths eines empfänglichen und feurigen Herzens beantwortete.

„Nicht wahr, Herr Pater, der liebe Gott iſt wie Mama?“

„Wie meinſt Du dies, mein Kind?“

„Ich meine, er liebt alles Das, was Mama liebt?“

„In wiefern?“

„Ja, der liebe Gott iſt wirklich wie Mama, denn er liebt die Blumen, die Wohlgerüche, das Licht und die Muſik.“

„Allerdings, mein Kind.“

„Liebt er auch den Tanz und die Bälle?“

„Was ſagſt Du, mein Kind?“

„Ich denke, weil Mama auch den Tanz und die Bälle ſehr liebt.“

„Der liebe Gott, mein Kind, liebt Alles, was er geſchaffen hat.“

„Nun?“

„Gott hat die Blumen, die Wohlgerüche, das Licht geſchaffen.“

„Und den Tanz?“

„Den Tanz hat der Teufel geſchaffen.“

„Man darf alſo den Tanz nicht lieben?“

„Nein, mein Kind.“

„Ich will es Mama ſagen.“

„Daran thuſt Du wohl und der liebe Gott wird Dich dafür lieben.“

Seit dieſem poetiſchen Tage beſchäftigte ſich mein Geiſt unabläſſig mit religiöſen Ceremonieen. Ich dachte nicht mehr an die Zuſammenkünfte auf der Gartenmauer, ſondern nur noch an Kirchenlieder, harmoniſche Cantaten und an die Kerzen und Blumen auf dem Altare des lieben Gottes.

Ich ſuchte jetzt aus meinem Inſtitute zu entweichen, um den kirchlichen Ceremonieen beizuwohnen.

Die Stunde der erſten Communion nahte heran; der gute Jeſuitenpater bereitete mich durch fromme Unterhaltungen und weiſe Rathſchläge darauf vor.

Wir laſen zuſammen Verſe aus dem Evangelium, welche die Seele zur Andacht ſtimmten.

Wenn die Dunkelheit uns bei unſerem Geſpräche über Gott in den Räumen der kleinen Kirche überraſchte, und wenn ich die Glocke des Kloſters das Angelus läuten hörte, fühlte ich mich noch gewaltiger ergriffen.

Da ließ ſich plötzlich mitten in der feierlichen Stille ein feierliches Geräuſch vernehmen. Die frommen Pa-

tres und die jungen Leute traten in die Kirche, um ihr gemeinſchaftliches Abendgebet zu verrichten.

Wer vermöchte die Empfindungen, den ſtillen Frieden der Seele zu ſchildern, wenn alle dieſe Stimmen ſich vereinigen zu einem hehren Geſange?

In einem dunklen Winkel der Kirche verborgen, lauſchte ich den feierlichen Tönen der Cantaten und ſtimmte mit Wonne ein. Ich konnte den inneren Genuß begreifen, den die Ruhe des Kloſterlebens gewährt.

Ich würde freudigen Herzens eine Nonne geworden ſein. —

Der Sonntag Trinitatis war der Tag meiner erſten Communion. In der darauf folgenden Woche beſuchte ich den Jeſuitenpater; ich hatte ihm ſonderbare Geſtändniſſe zu machen. Ich fühlte etwas ſich in mir regen, das mir den Kopf einnahm und das Herz durchglühte. Die kirchlichen Ceremonieen kamen mir nicht mehr aus dem Sinne.

Als ich bei dem Prieſter ankam, war meine Bruſt beklommen, meine Augen mit Thränen gefüllt, meine Stimme bewegt, und mein ganzer Körper zitterte.

„Was fehlt Dir, meine Tochter?“ fragte mich der Pater.

„Ich weiß es nicht, mein Vater.“

„Woher rühren dieſe Thränen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber was empfindeſt Du denn?“

„Tauſend Ideen durchkreuzen ſich in meinem Kopfe.“

„Was ſind dies für Ideen, mein Kind?“

„Ich weiß nicht, mein Vater, wie ich es ausdrücken ſoll, was ich Alles ſehe und fühle.“

„Sprich, meine Tochter.“

„Alles in der Religion verſetzt mich in eine Begeiſterung, ſteigt mir zu Kopfe und erweckt unbekannte Empfindungen in mir, die ich nicht zu beſchreiben vermag.“

„Ich verſtehe Dich nicht, liebe Tochter.“

„Ach, mein Vater! dieſe Blumen, dieſe Wohlgerüche, dieſes Licht, dieſe Muſik! ...“

„Nun, was iſt damit?“

„Dies Alles berauſcht das Herz und die Sinne.“

„Wie kannſt Du auf ſolche Gedanken kommen, meine Tochter?“

„Ja, mein Vater, ich fühle ſeit geſtern, daß man Gott ſelbſt ſein muß, um ſeine Seele allen den irdiſchen Empfindungen zu verſchließen, welche die Blumen, die Wohlgerüche, das Licht und die Muſik hervorrufen.“ —

„Solche trübe Gedanken mußt Du aus Deinem Geiſte verbannen.“

„Es iſt mir unmöglich, mein Vater ...“

Und meine Thränen floſſen reichlicher.

Der gute Pater ſenkte den Kopf und ſagte nichts mehr.

Leider war es nicht mehr das Kind, welches dies fühlte, ſondern es war die Jungfrau.

Funfzehntes Kapitel.

Ankunft meiner Mutter in Bath. — Mein Austritt aus dem Erziehungsinstitut. — Ein Gelegenheitsgatte. — Interessante Details.

Die Entführung.

Meine Mutter war aus Ostindien gekommen, um mich aus der Pensionsanstalt zu nehmen.

Es war schon eine Verbindung für mich beschlossen, noch ehe ich den Kinderschuhen entwachsen war.

Meine Mutter dachte daran, sich der Verantwortlichkeit für ein dreizehnjähriges Mädchen zu entledigen, für eine noch so junge Frau immer eine schwierige Verlegenheit.

Meine Erziehung war beendigt. Sie war glänzend; ich sprach alle europäischen Sprachen, selbst Lateinisch.

Ich hatte ferner alle schönen Künste erlernt, ausgenommen das Tanzen, das ich schon vor meinem Eintritt in die Schule konnte.

Man hatte mir den Weg des Vergnügens gezeigt, nicht aber den des Glücks; den der eitlen Genüſſe, nicht aber den der Vernunft.

Man hatte mich Latein gelehrt, das pedantiſch macht.

Die Muſik, welche wahnſinnig macht.

Die Kunſt der Toilette, welche kokett macht.

Die Eitelkeit, welche zu Allem führt, nur nicht zum Guten.

Kurz, ich hatte Alles erlernt, was mindeſtens unnütz, wenn nicht verderblich iſt.

Anſtatt uns auf die heiligen und erhabenen Pflichten der Familienmutter vorzubereiten, hatte man uns zu eitlen Salondamen gebildet.

Anſtatt der einfachen und beſcheidenen Neigungen, welche für junge Mädchen ohne Vermögen unerläßlich ſind, hatte man den Hang zum Luxus, der ſelbſt reiche Familien zu Grunde richtet, in uns genährt.

Anſtatt uns vor den Fallſtricken der Welt zu warnen, hatte man ſie uns unter Blumen verborgen.

Anſtatt uns gegen den Feind zu rüſten, hatte man ihn in die Feſtung eingelaſſen.

Meine Mutter war eine weltlich geſinnte Dame, und nach ihren Anſichten war ich ſehr gut erzogen.

Das Erſte, was ihr bei ihrem Eintritt in die Anſtalt auffiel, war meine Friſur.

Nachdem ich ihr um den Hals gefallen war und ſie geküßt hatte, rief ſie aus:

„Oh! my dear child, how badly your hair is dressed!“ (O, mein liebes Kind, wie ſchlecht iſt Dein Haar friſirt!)

Meine Mutter kam um die Zeit der Winterferien.

Sie war in koſtbare Pelze gehüllt, welche in Oſtindien ein großer Luxus ſind; ſonſt aber trug ihr Anzug das Gepräge der geſchmackvollen Einfachheit einer ächt ariſtokratiſchen Dame.

Wir waren in der Wiſſenſchaft der Toilette ſo gut unterrichtet worden, daß ich meine „nützlichen Kenntniſſe“ ſogleich an meiner Mutter praktiſch anwenden konnte.

Miſtreß Craigie hatte zwei indiſche Kammerfrauen nach London mitgebracht, und um auch in Europa den comfort der orientaliſchen Sitten zu genießen, ging ſie nur von dieſen beiden Dienerinnen in ihrer Landestracht begleitet aus.

Sie kam in Geſellſchaft eines jungen Mannes von etwa dreißig Jahren, der vollkommen unbeweglich und ſchweigend vor mir ſtand.

Es war ein irländiſcher Edelmann aus angeſehener Familie, Kapitain in einem Regiment der oſtindiſchen Compagnie; er hatte die Bekanntſchaft meiner Mutter während der Reiſe gemacht.

Für die vierzehnjährige Schülerin war dieſer Herr ein alter Mann, den ich kaum jung genug gefunden hätte, um mein Vater zu ſein.

Die jungen Mädchen nennen in dieſem Alter jeden Mann alt, der ſein achtzehntes Jahr überſchritten hat.

Der Cavalier meiner Mutter war indeſſen wirklich noch jung; ſein Geſicht war nicht gerade ſchön, aber doch eher angenehm als unangenehm. Seine mittelgroße Geſtalt, ſein ziemlich ſchönes braunes Haar, ſeine blauen Augen, ſeine niedrige und zuſammengedrückte Stirn, Alles war gewöhnlich an ihm, ausgenommen ſein Stillſchweigen und die forſchenden Blicke, mit denen er mich betrachtete und die mir ſehr auffallend erſchienen.

Ein Menſchenkenner würde in den Geſichtszügen des Kapitains einen entſchiedenen Charakter und den Hang zu gewagten Unternehmungen entdeckt haben.

Unter dem angenehmen Aeußern und den Manieren des feinen Weltmannes, blickten der militairiſche Despotismus, die methodiſche Kaltblütigkeit des engliſchen Soldaten und der feſte Wille des Mannes hindurch, der gewohnt iſt, in einem Klima zu leben, in welchem er beſtändig gegen die Elemente zu kämpfen hat.

Mit der „wißbegierigen“ Phantaſie der muthwilligen Schülerin ſtellte ich tauſend Vermuthungen über den ſonderbaren Fremden an, über den mir einige Erklärungen zu geben meine Mutter nicht für nöthig erachtet hatte.

Der Herr beobachtete mir gegenüber einen gemeſſenen Ernſt und gegen meine Mutter zeigte er eine Protectormiene, die ſowohl mir als auch Miſtreß Oldrige,

welche über den Stand und die Eigenſchaft des jungen Offiziers eben ſo wenig aufgeklärt worden war, in hohem Grade auffiel.

Nachdem ich endlich lange hin und her geſonnen hatte, dachte ich im Stillen — wie junge Mädchen immer ſogleich an's Heirathen denken — daß der junge Mann am Ende wohl deshalb mitgekommen ſein konnte, um einer unſerer alten Lehrerinnen ſeine Hand anzutragen.

Bei dem zweiten Beſuche in der Anſtalt war meine Mutter abermals, wie bei dem erſten, von dieſem Originale begleitet.

Sie brachte jetzt ohne Weiteres in ſeiner Gegenwart die wichtige Angelegenheit zur Sprache, die in den Ohren eines vierzehnjährigen Mädchens ſo melodiſch klingt.

„Möchteſt Du Dich wohl verheirathen, Lola?“ fragte ſie mich.

„Ach ja, Mama!“

„Nun, ich habe einen Gatten für Dich.“

„Iſt er hübſch?“

„Sehr hübſch.“

„Von meinem Alter?“

„Nicht ganz.“

„Wie alt iſt er denn?“

„Sechzig Jahr.“

Ich erſchrack über dieſe Zahl. So waren die erſten Worte, die von der Ehe mit mir geſprochen wurden, eine Enttäuſchung. Ich ſah den Offizier ſcharf an, deſſen

Blicke beſtändig auf mich gerichtet waren und der jetzt zum erſten Male lächelte.

Mit Thränen in den Augen ging ich zu meiner lieben Fanny, um ihr dieſe erſte Enttäuſchung zu erzählen.

Sie trocknete mir mit herzlichen Küſſen die Augen, indem ſie mich fragte:

„Warum biſt Du ſo betrübt?“

„Weil Mama mich verheirathen will.“

„Deshalb weinſt Du?“

„Ja; wenn Du wüßteſt....“

„Was denn?“

„Mama will mich verheirathen, aber nicht mit einem Manne.“

„Mit wem denn ſonſt?“

„Mit einem Greiſe.“

„Mit einem Greiſe?“

„Ja, mit einem Alten, den ſie aus Oſtindien mitgebracht hat.“

„Haſt Du ihn geſehen?“

„Ja, dieſen Augenblick.“

„Wie alt iſt er denn?“

„Sechzig Jahr.“

„Er hat wohl keine Haare mehr?“

„O ja.“

„Aber weiße?“

„Nein, braune.“

„Wenigſtens hat er aber keine Zähne?“

„O ja, ſehr weiße Zähne.“

„Und dieſen Alten willſt Du nicht?“

„Nein, ich mag ihn nicht.“

„Dann mußt Du Deiner Mutter ſagen, daß Du noch im Inſtitute bleiben willſt.“

Sechzehntes Kapitel.

Ein sechzigjähriger Gatte. — Sir Alexander Lumley. -- Der Kapitain James.

Die Entführung. (Fortsetzung.)

Meine Mutter fragte nicht nach meiner Einwilligung.

Am folgenden Tage entriß sie mich zu meinem unaussprechlichen Schmerze meiner Freundin, meinen Jugenderinnerungen, meinen kindlichen Illusionen, meinem Gefängnisse, um mich ach! — in ein anderes Gefängniß zu bringen.

Sie gestand mir, daß meine Verbindung mit einem reichen und bejahrten Manne, Sir Alexander Lumley, seit langer Zeit beschlossen sei.

Nach dieser entsetzlichen Mittheilung konnte ich den englischen Kapitain nur noch mit Wuth und Verzweiflung ansehen.

Er dagegen sprach sehr freundlich mit mir und

ſuchte mich durch tauſend kleine Aufmerkſamkeiten zu tröſten.

Ich antwortete ihm nicht darauf und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, um meinen Thränen freien Lauf zu laſſen.

„Sie wollen ſich alſo nicht verheirathen, mein Fräulein?“ fragte er mich jedesmal, wenn er zu meiner Mutter kam.

„Nein.“

„Sie wollen den reichen Gatten nicht, den Ihre Frau Mutter Ihnen vorſchlägt?“

„Nein. Laſſen Sie mich in Ruhe.“

„Sie möchten wohl gern einen jungen Mann haben?“

„Allerdings.“

„Sie haben ganz Recht.“

„Nicht wahr, ich habe Recht?“ verſetzte ich, ganz glücklich, daß ich Jemanden gefunden hatte, der meiner Anſicht war.

„Es iſt Unrecht von Ihrer Frau Mutter, daß ſie Sie mit einem alten Manne von ſechzig Jahren verheirathen will.“

„Nicht wahr, mein Herr, Sie werden mich nicht wider meinen Willen heirathen?“

„Aber ... mein Fräulein ...“ rief der Kapitain mit dem höchſten Erſtaunen.

„Was iſt Ihnen denn?...“

„Sie ſcheinen zu glauben, daß ich dieſer alte Mann bin.“

„Wie? Sie ſind es nicht?“

„Sie machen mir ein ſchönes Compliment!“ verſetzte der Kapitain mit einem verdrüßlichen Lächeln.

„Sie ſind alſo nicht der Alte, den Mama aus Indien mitgebracht hat?“

„Sie ſpotten, Mademoiſelle!“

„Wie? Sie ſind wirklich nicht Sir Alexander Lunley?“

„Nein, nein.“

„Wie heißen Sie denn?“

„Ich bin der Kapitain Thomas James.“

„Dann bitte ich Sie um Entſchuldigung, denn in der Penſionsanſtalt bekommen wir nicht oft Herren zu ſehen.“

„So?“

„Und unſere Lehrerinnen haben uns nie geſagt, wie wir das Alter eines Mannes aus ſeinem Aeußern errathen können. So betrachten wir Jeden, der nicht in unſeren Jahren iſt, als einen Alten.“

Nachdem wir ſo nähere Bekanntſchaft gemacht und ich die Ueberzeugung hatte, daß der Kapitain James nicht der bewußte Gatte war, fühlte ich weniger Abneigung gegen ihn.

Meine jugendliche Diplomatie trachtete ſogar dar-

nach, ihn mir zum Freunde zu machen. Ich ſah ſchon ein, daß er mich gegen den unbeugſamen Despotismus meiner Mutter würde beſchützen können.

Anſtatt ihm daher auszuweichen, wenn er zu uns kam, ging ich ihm entgegen.

„Sie nehmen es mir doch nicht übel, daß ich Sie für einen ſechzigjährigen Greis gehalten habe?“ fragte ich ihn.

„Nein, mein Fräulein.“

„O, Sie ſind gütig und ich danke Ihnen dafür.“

„Sie lieben mich alſo jetzt?“

„Ja.“

„Wirklich?“

„Und ich würde Sie noch mehr lieben, wenn....“

„Was müßte ich thun, damit Sie mich recht ſehr lieben?“

„Sie müßten der Mutter ſagen, daß ſie mich nicht zwingt, den alten Lunley zu heirathen.“

„Sie verlangen viel!“

„Warum?“

„Weil Ihre Frau Mutter, wenn ſie ſich einmal etwas vorgenommen hat....“

„Aber ich bitte Sie....“

„Ihre Frau Mutter hat ihr Wort gegeben.“

„Aber ich habe es nicht gegeben.“

„Dies iſt ſehr wahr.“

„Wenn Sie Mama dahin bringen, daß ich den Alten nicht zu heirathen brauche, will ich Sie lieben wie meinen Vater.“

„Ich verſpreche Ihnen, mein Möglichſtes zu thun.“

Der junge Offizier wurde auf dieſe Weiſe ganz natürlich mein Beſchützer.

Er kannte den ſtarrſinnigen Charakter meiner Mutter hinreichend, um zu wiſſen, daß jeder Verſuch vergeblich ſein würde, ſie über das Kapitel einer ehelichen Verbindung, die ſie nur als eine Geſchäftsſache betrachtete, auf andere Gedanken zu bringen.

Sie wollte mich lieber reich als glücklich ſehen, in einer Stellung, die ihren Wünſchen, wenn auch nicht den meinigen entſprach. Sie wollte mich nicht eigentlich verheirathen, ſondern nur ſich meiner entledigen.

Der Kapitain Thomas James dachte daher als ein kluger Mann darauf, die Schwierigkeit zu heben, ohne ſie offen zu bekämpfen. Er ſann nicht auf die vergeblichen Mittel, den Sinn der Mutter zu ändern, ſondern auf die viel einfacheren, zum Herzen des jungen Mädchens zu ſprechen.

Es iſt nicht ſchwer, das Herz eines vierzehnjährigen Mädchens zu finden, denn ſie weiß ſelbſt nicht recht wo es iſt.

In dieſem Alter wiſſen wir die Gefühle noch nicht zu unterſcheiden; Leidenſchaft, Liebe, Freundſchaft, dies

Alles sieht die jugendliche Phantasie nur undeutlich durch das veränderliche Prisma der Illusionen.

Im Alter von vierzehn Jahren ist das Herz wie weiches Wachs, das alle Eindrücke eben so schnell aufnimmt, als sie sich wieder verwischen.

Im vierzehnten Jahre schlägt das Herz für den ersten Besten. Es liebt Jeden, der es beschützt, verwöhnt und vertheidigt.

Der Kapitain war dreißig Jahr und ich hatte noch nicht die Hälfte dieser Zahl erreicht.

Seine Besuche bei meiner Mutter wurden immer häufiger. Er kam vielleicht noch ein wenig um ihretwillen, weit mehr aber um meinetwillen.

Sobald er eintrat, wurde ich heiterer und freundlicher. Ich erblickte in ihm einen Beschützer gegen den Alten, der mir beständig in den Ohren klang.

Meine Mutter sprach von der Rückreise nach Indien, und ich zitterte vor Angst.

Ich ging auf den Kapitain zu, um ihm meinen Kummer mitzutheilen.

„Sie sind also noch immer betrübt, mein Fräulein?“

„Ach ja!“

„Sie fürchten sich noch immer vor dem alten Gatten?“

„Ja wohl.“

„Nun, ich will Ihnen etwas ſagen," verſetzte der Kapitain in entſchiedenem Tone.

„Ich höre Sie an," entgegnete ich mit einer gewiſſen Erleichterung.

„Es giebt nur Ein Mittel, durch das Sie ſich dem Allen entziehen können."

„Sagen Sie es mir raſch."

„Indem Sie mich begleiten."

„Wohin?"

„Zu meiner Familie."

„Das will ich recht gern, aber...."

„Nun was?"

„Haben Sie die Erlaubniß meiner Mutter?"

„Im Gegentheil, ſie darf nichts davon erfahren."

„Wie ſollen wir dies machen?"

„Kümmern Sie ſich um nichts. Schweigen Sie ganz ſtill, und dieſen Abend...."

„Dieſen Abend?"

„Noch dieſen Abend reiſen wir nach Irland."

Ich wußte nicht, ob ich meinen Ohren trauen ſollte und brach in Thränen aus.

„Sie werden mich alſo immer wie mein Papa lieben?" fragte ich ſchluchzend.

Statt aller Antwort küßte er mir die Hand und entfernte ſich.

Er hielt Wort. Am Abend erwartete mich ein Wagen vor unſerm Hauſe und wir reiſ'ten zuſammen ab....

Und am folgenden Tage, dreißig Meilen von Bath, war er ſchon nicht mehr „mein Papa!“

Siebzehntes Kapitel.

Heirathsangelegenheiten — Erlebnisse.

Lord Normanby, Vicekönig von Irland. — Lady Normanby.

Das vierzehnjährige Mädchen war nicht mehr unschuldig. Sie war erwacht, durch den ersten Fehltritt entehrt, den sie weder gesucht noch verstanden hatte.

Wenn dieser Fehltritt für den Entführer kein Gewissensbiß war, so war er doch eine Verlegenheit, die sobald als möglich beseitigt werden mußte.

Der Kapitain mußte schon im Interesse seiner gesellschaftlichen Stellung, welche durch das Factum einer Entführung bedroht war, an die eheliche Verbindung mit mir denken. Er wußte, welche Rücksichten er einem jungen Mädchen aus guter Familie schuldig war, die ohne Ueberlegung nur den Fehler begangen hatte, irgend einen

Beſchützer zu ſuchen, um ſich einem Greiſe zu entziehen, den ihre Mutter ihr als Gatten aufdringen wollte.

In einem Lande wie England, wo die Sitten eine viel größere Strenge zur Schau tragen als anderwärts, wo die kalte Vernunft der Phantaſie vorgeht, wo die Geſchäfte über den Leidenſchaften ſtehen, wo das Herz ohngefähr die nämliche Rolle ſpielt wie die Sonne, iſt der Mann, der ſich eine Entführung erlaubt, gerade deshalb, weil eine größere Freiheit zwiſchen beiden Geſchlechtern herrſcht, in den Augen der Welt entehrt.

Daher dachte Sir Thomas James eben ſo wohl aus Egoismus als aus Berechnung an eine Heirath.

Das Kapitel der unvermutheten Ereigniſſe ſollte von Neuem beginnen.

Ich war minderjährig und katholiſch. Es bedurfte demnach der Einwilligung meiner Eltern und eines Dispenſes vom Biſchof.

Es waren vier Hinderniſſe vorhanden, denen ſämmtliche Mitglieder der anglikaniſchen Geiſtlichkeit, bei denen ſich der Kapitain erkundigte, noch das fünfte hinzufügten: die Nothwendigkeit der Trauung in beiden Kirchen, der katholiſchen und der proteſtantiſchen.

Durch dieſe Schwierigkeiten gereizt, wollte der Kapitain James ihre Anzahl wenigſtens vermindern. Zu dem Ende ſchlug er mir vor, dem Katholicismus zu entſagen.

Zum erſten Male in meinem Leben zeigte ich einen

festen Willen; ich weigerte mich entschieden, aus dem Schooße der Religion zu treten, in der ich erzogen war.

Das Kirchthurmrennen wurde ohne einen besseren Erfolg durch alle Sakristeien Liverpools fortgesetzt.

Um den bösen Willen der Geistlichen und Pfarrer, wie Sir James es nannte, zu besiegen, kam er auf die Idee, einen Rechtsgelehrten zu befragen, dessen elastisches Gewissen und in Auskunftsmitteln erfinderischen Geist er kannte.

Der kluge Praktikus wohnte in Dublin. Mit Extrapost reis'ten wir dahin. Nach stattgefundener Darlegung des „factischen" und des „juristischen" Punktes machte der alte Advokat ein bedenkliches Gesicht, das seine Verlegenheit verrieth. Er sammelte sich indessen, erhob seine Katzenaugen zur Decke, richtete sie auf die vor ihm liegenden bestäubten Actenstöße und dann auf die silbernen Schnallen seiner Schuhe. Aber noch immer kein Wort.

Endlich nahm er eine große Prise Tabak, lächelte auf eine eigenthümliche Art, und indem er mit seinem Stuhle dem Kapitain näher rückte, sagte er, jedes Wort nachdrücklich betonend, ihm fast in's Ohr:

„Wenn man einen Bruder hat, der protestantischer Pfarrer ist ... und der in der Nähe von Dublin wohnt. ... Verstehen Sie mich?..."

„All right!" rief Sir James und beeilte sich, die-

ſen vortrefflichen Rath mit der Freigebigkeit eines ächten Gentleman zu bezahlen.

Zwei Stunden darauf klopften wir an die Thür des proteſtantiſchen Pfarrers.

Die Ueberraſchung des frommen Mannes war groß. Er glaubte, ſein Bruder ſei in Oſtindien bei ſeinem Regimente.

Er ſah mich mit großen Augen, ich ihn mit noch größeren an.

„Wer iſt dieſes Kind?“ fragte er.

„Dieſes Kind ... iſt meine Frau,“ antwortete der Kapitain.

„Deine Frau?... biſt Du denn verheirathet?“

„Ja ... das heißt ... wenn....“

„Du willſt ſie erſt heirathen, wenn ſie älter geworden iſt.“

„Nein, wenn Du uns trauen willſt.“

„Wie ſo?“

„Du mußt wiſſen, daß ich ſeit vierzehn Tagen einen Geiſtlichen ſuche, der uns trauen ſoll.“

„Nun?“

„Und ich komme zu Dir, weil ich des Suchens müde bin.“

„Aber, lieber Bruder....“

„Nur zwei Worte!“ unterbrach ihn der Kapitain, indem er die Thür öffnete und ſeinen Bruder mit ſich in den Garten zog.

Die beiden Worte mußten Zauberworte geweſen ſein, denn am andern Morgen um ſechs Uhr wurden wir von dem gefälligen Pfarrer ohne andere Zeugen als einen alten Diener in der kleinen Dorfkirche eingeſegnet.

Konnte ich mich als rechtmäßig verheirathet betrachten?

Das engliſche Geſetz wußte dies bis jetzt ſelbſt nicht recht zu ſagen. Uebrigens nimmt es dergleichen Dinge nicht ſehr ſtreng. Wenn man nur „ohngefähr“ verheirathet iſt, damit es wenigſtens den Anſchein hat, ſo genügt dies.

Die Eheparodie, in der ich aus Gefälligkeit für Sir James eine Rolle geſpielt, hatte wenigſtens das Reſultat, daß er vor den policemen ſicher war, welche auf die von meiner Mutter gemachte Anzeige der Entführung, von der Londoner Polizei zu ſeiner Verfolgung ausgeſandt worden waren.

Der Kapitain fürchtete nicht mehr verhaftet zu werden und ſchien überzeugt zu ſein, daß ich mich freuen würde, ihn der Juſtiz Hohn ſprechen zu ſehen.

Die Ehemänner haben zuweilen ſehr egoiſtiſche Gedanken.

Jetzt mußte ich indeſſen mit der Familie meines Gatten Bekanntſchaft machen, die ein altes Schloß in der Nähe von Dublin bewohnte.

Wir verweilten einige Tage in der Hauptſtadt Ir-

lands, wo ich verschiedenen angesehenen Personen vorgestellt wurde.

Dies war mein Debüt in der Welt. Ueberall lachte man, wenn man mich „Madame“ nennen hörte.

Ich war vierzehn Jahre alt, schien aber kaum zwölf zu sein. Ich wurde das „verheirathete Kind“ genannt.

Zum Hochzeitsgeschenk erhielt ich ein Regiment Puppen, und einige Damen veranstalteten mir zu Ehren Kinderbälle.

Zu der Zeit, als wir uns in Dublin befanden, bekleidete der gegenwärtige englische Gesandte in Paris, Lord Normanby, die hohe Stellung eines Vicekönigs von Irland.

Der englische Gentleman, welcher damals noch jung und ein ziemlicher Don Juan war, trug noch nicht die auffallende rasenförmige Perrücke, die er jetzt in den vornehmen Salons der Hauptstadt sehen läßt.

Obgleich der elegante und schmächtige Diplomat funfzehn Jahre älter geworden ist, so ist er doch noch immer der Nämliche.

Noch immer die alte Neigung zu Liebeshändeln; noch immer die liebenswürdigen Schmeicheleien, welche bei Damen, die so eitel sind, sich davon bethören zu lassen, vortrefflich reussiren; noch immer das nämliche stereotype Lächeln im Gesicht; noch immer die süßen Worte auf den Lippen, diesen Vogelleim der Salons, mit dem der ge-

wandte Vogelfänger seiner Regierung eben so große Dienste leistet als seiner Eitelkeit.

Abgesehen von diesen unschuldigen Fehlern hat Lord Normanby als Diplomat wie als Schriftsteller große Verdienste.

Er ist eines der angesehensten Mitglieder der Whigpartei und die rechte Hand Lord Palmerstons, dem er oft räth und ihn leitet.

Lord Brougham hat mir in dieser Beziehung in Gegenwart des Fürsten von Metternich interessante Dinge mitgetheilt, auf die ich später zurückzukommen Gelegenheit haben werde.

Lady Normanby, eine schöne und liebenswürdige Vicekönigin vom feinsten Takt, hat viel von der vornehmen Dame, bis zu der berechneten Kälte, die sich unter dem Namen der Diplomatie gegen den Vorwurf der Impertinenz schützt. Sonst ist sie eine gute, menschenfreundliche, tugendhafte, geistreiche Frau, welche Frankreich sehr lieb hat, die Franzosen aber verabscheut.

Sie ertrug mit einer heroischen Ergebung die „nothwendigen" Treulosigkeiten ihres flatterhaften Gemahls.

Sie hoffte, daß wenigstens in Paris die Herrschaft der kleinen Verräthereien à la Pompadour mit der Herrschaft der „Bourgeoisokratie" von 1830 aufhören würde.

Aber sie hat zu der Ueberzeugung kommen müssen, daß jene Herrschaft selbst mit den improvisirten und provisorischen Königinnen der Republik fortdauerte.

Es liegt in der Rolle des alten Lords und ist ihm durch die abenteuerliche Politik eines Oberhauptes des Foreign-Office vorgeschrieben, den Salon mit der Leichtigkeit des Schmetterlings zu berühren und ein ci-devant junger Mann zu bleiben, bis die Gesandtschaften und die Gesandten abgeschafft werden.

Warum sollte ich es nicht zur Ehre der Diplomatie gestehen? Der glänzende Vicekönig von Irland war es, der den erstaunten Ohren des „verheiratheten Kindes" zum ersten Male die süßen und hohlen Schmeicheleien vernehmen ließ, nach denen die Frauen so lüstern und auf welche die Ehemänner so eifersüchtig sind.

Achtzehntes Kapitel.

Die Familie meines Gatten. — Ländliche Sitten. — Irland. — Rückkehr nach Indien.

Nach einer kleinen Anzahl heiterer Tage des Vergnügens sollten trübere und ernstere Tage kommen.

Wir begaben uns nach Bally-Castle in der Grafschaft Wexford, dem Schlosse meines Schwiegervaters.

Dort fand ich ächt patriarchalische Sitten.

Das Oberhaupt dieser zahlreichen Familie, seit vielen Jahren Witwer, war ein Staatsbeamter, der sich auf seine Güter zu seinen Pächtern zurückgezogen hatte, die man tenants nennt, brave und gutherzige Irländer, denen er Recht sprach, wie der heilige Ludwig unter der Eiche von Vincennes.

Der Schwiegervater wie alle seine Kinder, welche wußten, daß die Verbindung mit dem jungen Mädchen keine so große Thorheit war, als es den Anschein hatte,

und daß der hohe Rang des Majors Craigie in der oſtindiſchen Armee dem jungen Kapitain ſehr nützlich werden konnte, nahmen die ſo unerwartet ankommende Fremde vortrefflich auf.

Wir brachten ein halbes Jahr unter den Bewohnern des Schloſſes zu, die außer dem Vater in drei Töchtern und vier Söhnen beſtanden.

Die älteſte, eine lange, hagere, ſteife Engländerin von mürriſchem, abſtoßendem und eigenſinnigem Charakter, war mit dem einzigen Sohne eines reichen Direktors der oſtindiſchen Compagnie vermählt. Die Jahre hatten ſie in den Zuſtand einer gebacknen Pflaume verſetzt.

Die zweite, die Witwe des Oberſten Waltſon, entſchädigte die Familie für die ideale Häßlichkeit ihrer älteren Schweſter durch gute und werthvolle Eigenſchaften. Sie war eine edle Frau, die ſich ausſchließlich mit ihren Kindern beſchäftigte.

Die jüngſte Schweſter war unverheirathet. Sie hatte ſich aus Neigung und aus Vernunftgründen dem Stande einer alten Jungfer gewidmet. Sie hieß Mina und war die barmherzige Schweſter des Hauſes, denn ſie pflegte ihren alten Vater mit aufopfernder Hingebung. Sie war die Vertraute der Freuden und Leiden Aller und die Vorſehnurg der Armen in der Gemeinde.

Der älteſte Bruder, der Erbe des väterlichen Vermögens, war eine Art Wilder, der ſeine ganze Zeit zwiſchen der Jagd und den Pferden theilte und der in der

ganzen Umgegend für den ungeſchliffenſten und langweiligſten Landjunker galt; ich fand ihn noch tief unter dieſem Rufe.

Nach ihm kam Sir Thomas James, mein „ohngefährer“ Gatte.

Dann der Herr Pfarrer, der Schöpfer dieſes „Ohngefährs“.

Die Jakobsleiter ſchloß beſcheiden mit einem Bruder, welcher mit der Tochter eines reichen attorney von London vermählt war, der ſich wenig um ſeine Ahnen, ſehr viel aber um ſeine Thaler kümmerte.

Die häßliche und boshafte Dame thronte im Hauſe als ein ächter weiblicher Parvenu, ſprach beſtändig von dem Geiſte, den ſie nicht hatte und bewunderte ſich ſelbſt, ohne Theilnehmer an dieſer Bewunderung zu finden.

In der Heiterkeit wetteiferte überhaupt die ganze Familie mit einem Conſeil von Burggrafen während eines „conſtitutionellen Conflicts“.

Selbſt „mein Mann“ begann mir nicht mehr beſonders zu gefallen. Der Abſtand zwiſchen unſrem Alter führte ihn auf einen falſchen Weg.

Wenn der Honigmond ſich hinter den trüben Wolken dieſes Himmels und dieſes Schloſſes einen Augenblick gezeigt hatte, ſo war er doch alsbald wieder verſchwunden.

Das Kind ſuchte einen Beſchützer und fand abermals einen Gebieter.

Wenn der Herr Kapitain ungeduldig wurde, kniff er

mich so empfindlich, daß ich verſucht wurde, ihn für eine neue Auflage meines Klavierlehrers zu halten.

Ich war des einförmigen Lebens auf dem alten Schloſſe, das mitten im Elende Irlands vergraben lag, herzlich müde. Es glich von der den Frauen am meiſten verhaßten Seite, der Einförmigkeit, zu ſehr meiner Penſionsanſtalt.

Einen Tag wie den andern immer das Nämliche, mit der Pünktlichkeit einer Uhr geordnet. Nach der Jagd die Mahlzeiten, nach den Mahlzeiten die Jagd.

Dieſe endloſen Taſſen Thee, welche mit methodiſcher Gewiſſenhaftigkeit in gleicher Anzahl und in gleichen Zwiſchenräumen getrunken wurden, dieſe mediciniſchen Douchen, welche mit einer unerſchütterlichen Ruhe zu feſtgeſetzten Stunden genommen wurden, erſchlafften meine Nerven und machten mir den Genuß dieſes warmen Waſſers, an dem ich nie habe Geſchmack finden können, im höchſten Grade zuwider.

Ueberall Stillſchweigen, weder Tanz noch Muſik, höchſtens einmal die Töne eines verſtimmten Klaviers. Mit Einem Worte, nichts von dem, was meine Erziehung mir zum Bedürfniß gemacht hatte,

Ich gähnte oft, denn ich langweilte mich.

Wenn es mit einer Frau dahin gekommen iſt, dann — geſtehen wir es offen — iſt der Gatte verloren. Ich verſank oft in träumeriſches Nachſinnen. Mein ſehnlichſter Wunſch war, zum zweiten Male entführt zu

werden, nicht wieder von einem proviſoriſchen Gatten, ſondern von irgend Jemandem, wenn ich nur die Einförmigkeit dieſes ewigen Einerlei's und dieſem kalten engliſchen Geſicht entriſſen wurde, auf dem ſich nie eine Spur von dem zeigte, was den trüben Himmel des Eheſtandes aufheitert, kein Lächeln, kein freundlicher Blick, kein liebevolles Wort, keines jener kleinen Mittel, welche die Erſtürmung gelangweilter Herzen verhindern.

Während ich mit dieſen ſchmerzlichen Gedanken beſchäftigt war, erhielt mein Gatte den Befehl, zu ſeinem Regimente nach Calcutta zurückzukehren.

Es war hohe Zeit. Es giebt alſo einen Gott für die Gatten wie für die Verliebten.

Die Reiſe nach Indien mußte unverweilt angetreten werden.

Gott ſei Dank! ich ſollte wieder Bewegung, Leben und freie Luft haben anſtatt des Grabes, die Sonne anſtatt des Nebels.

Noch einmal mußten wir die Welt durchwandern, und dieſes Mal nahm Madame ſich vor, ihre Freiheit zu benutzen.

Neunzehntes Kapitel.

Abreise. — Leben auf dem Schiffe. — Interessante Abenteuer. — Geheimer Briefwechsel. — Die Gesellschaft an Bord.

Drei Anbeter.

Ich entging dem Familienpensionat, nicht aber dem Lehrmeister.

Wir schifften uns in Liverpool auf dem Fahrzeuge der Ostindischen Compagnie „der Blund" ein.

Hier hoffte ich die Kette weniger zu fühlen; aber im Gegentheil, sie lastete in dem engen Schiffsraume noch drückender auf mir.

Eine gemeinschaftliche lange Reise erstickt die Liebe selbst im Honigmonat.

Das Fahren im Wagen ermüdet und macht schläfrig. Man entschlummert aus Langeweile und erwacht gelangweilt. Geist und Füße verlieren die Geduld.

Die See macht die Frauen krank und die Männer ausnehmend häßlich. In der ehelichen Kajüte berührt und ſtößt man ſich gegenſeitig fortwährend. Man kann ſich nicht umwenden, ohne einander wider Willen zu umarmen. —

Der „Blund“ war ein prächtiges Schiff und brachte ſehr vornehme Paſſagiere nach Calcutta: Engländer und Spanier; junge Herren und junge Damen, die alle vergnügungsluſtig waren.

Um die einförmigen Stunden der Ueberfahrt zu vergeſſen, wurde den ganzen Tag geplaudert und am Abend getanzt.

Die kurze Zeit, welche ich in Dublin zugebracht, hatte mir gelehrt, die geſellſchaftlichen Vergnügungen eben ſo zu lieben, wie meine Mutter ſie liebte.

Dabei gingen mir die ſüßen Schmeicheleien des ſchönen Vicekönigs von Irland beſtändig im Kopfe herum. —

Lord Normanby hatte mir geſagt, ich ſei ſchön, obgleich er vielleicht ganz anders dachte.

Da er ſchon Diplomat war, ſo mußte er das Gegentheil von dem ſagen, was er dachte. Jedenfalls dachte ich es, und dies genügte mir.

In einem Winkel des Salons von Dublin hatte mir der edle Lord unter anderen wichtigen Dingen auch geſagt, daß die ſechzehnjährigen Frauen die Königinnen der Welt ſind und daß ſie, wenn ſie nur wollen, die Männer,

und beſonders die Diplomaten, zu allen möglichen Thorheiten veranlaſſen können. Dies war ganz nach meinem Sinne.

Seine galanten Aphorismen hatten mir vortrefflich gefallen. Er erinnert ſich ihrer wahrſcheinlich nicht mehr, denn er hat ſeitdem zu viele in allen Ländern zum Beſten gegeben.

Die Aufmerkſamkeiten der jungen Paſſagiere verlockten mich, an meine kleinen Vorzüge zu glauben. Mein Gatte theilte ſeine Zeit zwiſchen dem Porterglaſe und dem Schlafe. Er trank wie ein Deutſcher und ſchlief wie eine Boa. —

Er wurde mürriſch, eigenſinnig und tyranniſch. Aufrichtig geſagt, würde ich ſelbſt dies kaum bemerkt haben, wenn ich nicht von anderen Damen darauf aufmerkſam gemacht worden wäre.

Ich ſah wohl, daß er mißlaunig und verdrüßlich war, aber ich glaubte, alle Männer wären ſo.

Die Damen auf dem Schiffe aber lehrten mir, daß ein Ehemann ſehr liebenswürdig und zuvorkommend ſein müſſe und daß die Ehe nur dazu erfunden ſei, damit wir unſere Launen und Einfälle befriedigen könnten.

Oefter als man glaubt zieht unſer Geſchlecht ſelbſt durch ſeine gegenſeitigen Mittheilungen die finſtre Wolke am Himmel der Flitterwochen herauf.

Bei den Soirées auf dem Schiffe, die eben ſo glänzend und geräuſchvoll waren wie in London oder in

Paris, entdeckte ich kleine Geheimniſſe, von denen ich noch nichts verſtand, die ſich aber mein weiblicher Scharfſinn bald erklärte.

Wie viele Epiſoden öffneten mir die Augen!

Des Abends während des Tanzes und Concerts auf dem Verdeck ſprachen die eleganten Offiziere leiſe mit den Damen. Halbe Worte trafen mein Ohr und ich ſammelte die kleinſten Brocken der Unterhaltung.

Und dann ... wußte ich, daß ich einen allerliebſten Leutnant zum Kajütennachbar hatte? In die Bretwand, welche ihn von dem ehelichen Gemache trennte, hatte der Neugierige ein unbemerkbares Loch gebohrt, mit deſſen Hilfe er bei mir vielerlei ſah, was ihm ausnehmend gefiel.

Bald amüſirte er ſich damit, den Schlaf meines proſaiſchen Gatten zu bewundern, bald ſchob er kleine zuſammengerollte Stückchen Papier durch die Oeffnung. Ich hielt ſie für Fidibuſſe, und da mir die Spielerei gefiel, ſo zündete ich ſie an und machte mir den Spaß, die Aſche davon auf das Geſicht meines ſchlummernden Gemahls fallen zu laſſen.

Der Nachbar zur Linken folgte bald dem Beiſpiele des Nachbars zur Rechten. Auch auf dieſer Seite ſah ich kleine Rollen von Velinpapier erſcheinen, gleich den anderen. Ich entrollte die geheimnißvollen Zettel endlich ... es waren eben ſo viel Pfeile aus dem Köcher des ſchelmiſchen Gottes, die auf mich abgeſchoſſen wurden. Kurz, es waren Liebesbriefchen — und was für welche! ...

Das eine — es war aus der Wand zur Rechten gekommen — ſagte mir auf engliſch:

„Mein Fräulein!

Sie müſſen ſich in Geſellſchaft eines Vaters, der beſtändig ſchläft oder trinkt, ſehr langweilen. Wenn Sie mir die ausgezeichnete Gunſt gewährten, meine Hand anzunehmen, ſo könnte ich Ihnen leicht verſichern, daß ich nie weder trinken noch ſchlafen würde.

Ihr ſteter Verehrer

R. S. V. P. John S...“

Der andre, welcher auf dem „gewöhnlichen“ Wege zur Linken gekommen, war in ſpaniſcher Sprache auf Roſapapier geſchrieben, und die „Poeſie“ des Erſten ſprach aus demſelben.

„Mein Fräulein!... (Ich wurde alſo wirklich für ein Mädchen gehalten.)

Ihr Herr Vater ſchläft ſo viel, daß Sie mir leicht mit einer kurzen Unterredung das himmliſche Glück verſchaffen könnten, Ihre ſchönen Augen zu bewundern, die mir den Verſtand geraubt haben.

Enriquez v. V...“

R. S. V. P.

Während ich las, wurde meine Aufmerkſamkeit durch ein leichtes Geräuſch abgelenkt, das von der unteren Thürſpalte auszugehen ſchien. Ich bückte mich und nahm

einen dritten Brief in Empfang, der aber in einem ganz andren Style abgefaßt war. Er lautete:

„Madame!... (Endlich einmal!)

Man hat für Sie einen Gatten gewählt, der aus der Familie des Morpheus zu ſtammen ſcheint. Wenn Sie ſich für die Langeweile, die er Ihnen verurſacht, nicht rächen, ſo ſind Sie kein Weib. Erlauben Sie mir, das Gegentheil zu glauben, und Ihnen die ehrerbietigſte Verſicherung meiner glühenden und discreten Liebe zu geben.

Eine baldige Antwort würde mich glücklich machen.

Ihr ergebener Diener
Kapitain Sa..."

Mit meinen drei Epiſteln in der Taſche ſtolzirte ich unter den Damen des Schiffes umher.

Welcher ich den Vorzug geben ſollte, wußte ich nicht recht. Ich geſtehe indeſſen, daß mir die letzte am beſten gefiel. Sie hatte das Verdienſt der Deutlichkeit und ſchien mir das Werk eines geiſtreichen Mannes zu ſein.

Während ich das Billet noch einmal durchlas, um mich beſſer in die Lage zu denken, die es mir vorſchlug, wurde an meine Thür geklopft.

„Wer iſt da?" rief ich erſchrocken.

„Ich bin es, Madame!"

„Wer ſind Sie?"

„Der, welcher Ihnen ein Billet geſchrieben hat.“

„Welches Billet?“

„Das um eine baldige Antwort bittet.“

Ich öffnete. Gott im Himmel! ich ſtand einem Prachtexemplar von Regimentstambour gegenüber! Er hatte einen Bart, mit dem ſich manche Dame als Kopfhaar begnügt haben würde.

Dazu ein hochrothes Geſicht mit ungleichen Wangen und eine chineſiſche Tabakspfeife im Munde, die er jedoch ehrerbietig herausnahm, ehe er das Geſpräch begann.

Mein Mann hatte zum Glück die Idee gehabt, einmal auf dem Verdeck Sieſta zu halten.

„Wer ſind Sie denn eigentlich, mein Herr?“ wiederholte ich ein wenig enttäuſcht.

„Mein Name iſt Sa..., Kapitain des Vorderkaſtells, genannt brûle-tout. Ich habe den Anblick nicht ertragen können, eine anmuthig aufgetakelte elegante Fregatte, wie Sie, in Geſellſchaft eines alten entmaſteten Pontonſchiffes ſegeln zu ſehen, wie Ihr Gemahl. Ich habe zu mir geſagt: Dies iſt nicht in der Ordnung, — und die Liebe hat mir gerathen, Sie zu retten. Jetzt wiſſen Sie Alles, mein ſchönes Kind; ich bitte um Ihre Antwort auf meinen Brief.“

„Wie, mein Herr! mit einem ſolchen Aeußeren ſchreiben Sie Liebesbriefe?“

„Hm! wegen meines Aeußeren iſt mir noch nie ein

Vorwurf gemacht worden, und was die Liebe betrifft... darauf verſtehen wir uns ſo ziemlich."

„So? Sie kennen wirklich die Liebe?...

„Ob ich ſie kenne!" rief der Goliath mit einem bedeutungsvollen Augenblinken.

„Geben Sie mir doch eine Erklärung davon, wenn ich bitten darf," erwiderte ich, ihm in's Geſicht lachend.

„Die Liebe, mein theures Kind, iſt eine Pfeife, die man im achtzehnten Jahre ſtopft, bis zum vierzigſten Jahre raucht und deren Aſche man bis zum Requiem ausklopft."

Die Ankunft meines Gatten unterbrach den drolligen Burſchen, der es, Gott ſei Dank! bei der Erklärung bewenden laſſen mußte.

Hätte Buffon den poetiſchen Brief des Kapitains Sa... geleſen, ſo würde er gewiß nicht geſagt haben, daß man nach dem Style den Menſchen beurtheilen kann.

Wie viele Frauen würden ebenfalls, wenn ſie die Narren und Schwachköpfe, die ihnen zuweilen die zärtlichſten Dinge ſchreiben, in der Nähe betrachteten, ein Schloß vor ihr Herz legen und ihre Thür verbarrikadiren!

Um mich des Rieſen und ſeiner mythologiſchen Briefe zu entledigen, wendete ich ein Mittel an, das mit dem beſten Erfolge gekrönt wurde.

Das Schiff hatte eine Ladung von britiſchen Mädchen an Bord, welche lange Zeit die heilige Katharine

friſirt hatten und die als letzten Verſuch nach Oſtindien gingen, um dort die bei den Engländerinnen ſo ſehr beliebte „ſociale Stellung" zu erringen.

An dieſe wies ich den brûle-tout und hörte hinfüro nur lobend von ihm ſprechen.

Zwanzigstes Kapitel.

Eine improviſirte Heirath am Bord des Blund. — Eine Ladung heirathsluſtiger Mädchen. — Drei Herren, von denen einer immer poſſirlicher iſt als der andere.

Meine beiden anderen Anbeter behielt ich vor der Hand. Ich ſah ſie bei den Abendgeſellſchaften. Beide erwarteten eine Antwort, die ich ihnen theils nicht zu geben wagte, theils auch nicht recht wußte, wie ich ſie ihnen geben ſollte. Indeſſen ermuthigte ich ſie immerhin durch Blicke. Und da ich neugierig war, die Sprache der Liebe zu hören, die ich von der des Herrn Sa... ein wenig abweichend glaubte, ſo verſchaffte ich nach einander dem Engländer und dem Spanier Gelegenheit, ſich mir zu nähern.

Sie kamen mir Beide als ſehr liebenswürdige junge Männer vor, deren Unterhaltung beſſer war, als ihr Styl.

Der Engländer war ſentimental, der Spanier feurig. —

„O, Miß!“ ſagte Jener mit zitternder Stimme, während er mit mir tanzte, „Sie ſind die Verwirklichung meiner Träume. Ich liebe Sie und ich fühle, daß dieſe Liebe über das Glück oder Unglück meines ganzen Lebens entſcheiden wird. Wenn Sie mir auf meinen Brief nicht antworten wollen, was ſehr hart von Ihnen iſt, ſo ſagen Sie mir, wann kann ich Sie einen Augenblick allein ſprechen?“

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr; wenn Sie aber mit mir ſprechen wollen, ſo wählen Sie morgen die Zeit, während mein Gatte nicht in der Kajüte iſt.“

„Ihr Gatte? ... Dieſer Herr iſt alſo wirklich Ihr Gatte?“

„Allerdings.“

Er führte mich auf meinen Platz zurück und ſagte noch, während er mir die Fingerſpitzen drückte:

„Auf Wiederſehen, Madame!“

Einige Minuten darauf ſaß ich am Pianoforte.

Unter dem Vorwande, die Blätter des Notenheftes umzuwenden, ſtellte ſich der Spanier hinter meinen Stuhl. Er verſchlang meinen Buſen mit den Blicken, berührte mit den Wangen mein Haar, ſo oft ihm ſein eigenmächtiges Amt Gelegenheit dazu gab, und bat mich flehentlich, ihm die Ruhe wiederzugeben, die meine himmliſche Schönheit ihm geraubt habe.

„Ihr Vater kann uns nicht hören, Senorita. Ich ſehe im Spiegel ſein kaltes Geſicht, auf das der Schlaf ſich ſchon gelagert hat. Ein Wort ... ich vergehe vor Liebe zu Ihnen. Hier aber kann ich Ihnen nicht alle Schätze von glühender Liebe erſchließen, die mein Herz verbirgt. Gewähren Sie mir das Glück, das ich gern mit meinem Leben bezahlen würde, Sie einen Augenblick allein zu ſehen und zu ſprechen!“

Das Ende des Stückes kam zur gelegenen Zeit. Ich verzierte den Schluß mit rauſchenden Trillern und Läufern, zum großen Beifall der am Bord befindlichen Dilettanten, und antwortete dem Spanier dabei raſch und leiſe:

„Ich weiß nicht, ob ich darf ... aber morgen, wenn ich allein bin ... wenn mein Gatte ...“

„Ihr ... Gatte? ... Deſto beſſer! es iſt nur Gerechtigkeit,“ murmelte der Spanier, während ich die letzten Accorde der Cavatine anſchlug.

Guter Rath kommt über Nacht. Kaum lag ich im Bett, ſo ſah ich meine Unvorſichtigkeit ein.

Wenn ſie nun Beide zu gleicher Zeit kamen? ... Nun, ſo ließ ich Beide ein. Ob dies anging, wußte ich nicht. Später habe ich es gelernt, wie eine Frau eine ſo unbedeutende Schwierigkeit heben kann.

Am folgenden Tage wurde Sir James auf's Verdeck gerufen, um eine wichtige Frage zu entſcheiden, welche Anlaß zu bedeutenden Wetten zwiſchen Offizieren ge-

geben hatte. Es handelte ſich um nichts Geringeres, als nach engliſchen Meilen den Unterſchied der Zeit zu ſchätzen, die ein Soldat im Geſchwindſchritt, ein Elephant mit einer mäßigen Laſt auf dem Rücken und eine rückwärts gehende Schildkröte brauchen würden, um die Runde um die Welt zu machen.

Meine beiden Anbeter erſpähten dieſe Gelegenheit und benutzten ſie zu gleicher Zeit. Ich ſah ſie Beide ankommen, und ich war nicht Diejenige, welche am meiſten darüber erſchrak.

Als ſie an meiner Thür zuſammentrafen, begannen ſie eine „vorläufige“ Erklärung, die mir von beiden Seiten ſehr egoiſtiſch dünkte.

„Erlauben Sie, mein Herr,“ ſagte der Engländer, „ich will Madame beſuchen; ſie erwartet mich.“

„Aber ſie erwartet auch meinen Beſuch!“ verſetzte der Spanier.

„Sie kommen ohne Zweifel ... in Geſchäftsangelegenheiten?“

„Und Sie?“

„Ich auch.“

„Dürfte ich Sie, ohne unbeſcheiden zu ſein, fragen, welches Geſchäft Sie mit ihr zu machen haben?“

„Die nämliche Frage wollte ich Ihnen vorlegen.“

„Ich bin zuerſt angekommen, mein Herr!“ rief der heißblütige Enriquez von B...

„Sie irren ſich, Sie irren ſich,“ entgegnete Sir

John S..., der ſeine ganze Ruhe und Kaltblütigkeit behielt; „wir haben das Verdeck zu gleicher Zeit verlaſſen und ich hatte eine Treppenſtufe Vorſprung vor Ihnen. Und da die Schiffstreppen ſehr ſchmal ſind, ſo haben Sie mich nicht begleitet, ſondern ſind hinter mir gegangen.“ —

Der Engländer hatte die Oberhand, konnte aber ſeinen Sieg nicht benutzen.

Mein Mann kam wieder in die Kajüte herunter, um ſeine Logarithmentafeln zu ſuchen.

Dies veränderte die Scene. Der Nachbar zur Rechten und der Nachbar zur Linken verſchwanden wie ertappte Wilddiebe.

Ich begab mich eiligſt in's Converſationszimmer, um der Wiederholung eines Auftritts vorzubeugen, deſſen Gefährlichkeit ich einſah.

Der Spanier, welcher mit größerem Eifer eine neue Gelegenheit erſpähte, um mich zu ſprechen, fand ſie noch an dem nämlichen Tage.

Sein Beſuch war kurz, aber ereignißvoll. Als er mich wieder verließ, kam ich zu der Einſicht, daß eine junge Frau nie einen unternehmenden Verehrer einlaſſen darf. —

Ich konnte dem Gentleman die Unterredung nicht abſchlagen, auf die er eben ſo viel Recht hatte, als ſein Nebenbuhler. Ich hörte ihn daher ebenfalls an, und überzeugte mich, daß die Engländer in einem zu guten

Rufe hinsichtlich der Ehe stehen, und daß sie diese bei Gelegenheit eben so wenig respectiren, als ihre leichtsinnigen Nachbarn auf dem Continent.

Die junge Frau, die für den Anfang ihre Freiheit so gut zu benutzen gewußt hatte, fühlte das Bedürfniß, „gewisse Betrachtungen" zu verscheuchen.

Ich mischte mich daher in den Kreis der heirathslustigen Damen. In ihrer Mitte thronte der Kapitain des Bordercastells, der ihnen Geschichten erzählte, welche sie mit dem Fächer vor den Augen aufmerksam anhörten.

Ich fand ihn ein wenig abgemagert.

Miß B..., eine alte Jungfer von einunddreißig Jahren, mit kupferrothem Gesicht, der ich meine Briefe gezeigt hatte, nahm mich auf die Seite, um mich zu fragen, ob ich wieder neue bekommen und wie ich die ersten beantwortet hätte.

„Ich habe geantwortet, daß sich liebenswürdige junge Mädchen am Bord befinden, denen sie sehr angenehm sein würden."

„Ich hoffe doch ... daß Sie mich nicht genannt haben?"

„Möchten Sie sich nicht verheirathen?"

„Ja, dies ist wahr."

„Nun ... und der lange Kapitain?"

„Schreibt er denn Liebesbriefe?"

„Und zwar sehr leidenschaftliche."

„Hat er auch an Sie geschrieben?"

„Ja, wie an alle Damen.“

„Was haben Sie ihm geantwortet?“

„Ich habe ihn direct an Sie gewieſen.“

„An mich?“

„Ja, an Sie, weil Sie fähiger ſind als ich, ſeine glänzende Erziehung zu würdigen.“

„Sie ſpotten!“

„Nein, ich verſichere Ihnen ... Die Gatten ſind ſelten und ſie ſind ſelten vollkommen.“

„Sie rathen mir alſo ...?“

„Ich rathe Ihnen nichts. Ich glaube, Sir James hat meine Anſichten über die Ehe verſchlechtert.“

Miß B... ſchien reiflich zu überlegen. Der Gegenſtand ihres Nachdenkens wurde mir erſt ſpäter klar.

Kurz vor unſerer Ankunft in Calcutta erhielt ich eines Tages folgendes Billet:

Auf der Rhede von Calcutta, den 31. Dec. 1841.

„An Miſtreß Thomas James.

„Miß Euphemia B... hat in Abweſenheit ihrer Eltern die Ehre, Ihnen ihre Verbindung mit dem ehrenwerthen Peter Sa... von der königlichen Marine anzuzeigen, und bittet Sie, der Trauung beizuwohnen, die nächſte Mittwoch um fünf Uhr Morgens am Bord des Blund ſtattfinden ſoll.“

Ich mußte über dieſes Billet herzlich lachen. Der „ehrenwerthe Matroſe“ Sa... war ſo verſtändig, ſeinen

ruhmvollen Beinamen brûle-tout auf dem Altare Hymens zu opfern, und ich hatte, ohne es zu ahnen, „in Abweſenheit der Eltern“ des überreifen Mädchens eine ſo paſſende Verbindung geſtiftet.

Ein kleines Briefchen, das dem offiziellen Circulaire beigeſchloſſen war, drückte mir den Dank der Miß B... aus:

„Verehrte Madame!

„Ich verdanke Ihnen den vortrefflichſten Gatten, denn Sie haben mir über die ſoliden Eigenſchaften des Mr. Sa... die Augen geöffnet. Ich hätte eine glänzende Partie machen können, aber die langen Jahre, die ich damit zugebracht habe, die Bedingungen zu ſtudiren, ohne welche das Glück nie von Dauer iſt, ſowie Ihre Meinungsäußerung, haben mich entſchieden.

„Ein faſt immer abweſender Gatte gewährt der Frau den doppelten Vortheil, daß ſie unter ſeinen Fehlern, wenn er ſolche hat, nicht zu ſehr leidet, und daß die kurzen Augenblicke des ehelichen Glücks, die ihr vergönnt ſind, einen um ſo höheren Werth für ſie haben.

„So verlängern und erneuern ſich die Flitterwochen bis in's Unendliche.

„Doch ach! es würde mir gewiß ſchwer werden, lange von Mr. Sa... getrennt zu bleiben. Ich glaube feſt, daß er in keiner Hinſicht ſeines Gleichen hat.

„Ihre ꝛc. ꝛc.“

Die arme Miß B... hatte mit ihrer guten Erziehung und Herkunft gewiß lange einen beſſeren Gatten erwartet, als dieſen rohen Menſchen. Wenn aber ein Mädchen erſt einunddreißig Jahre alt iſt, dann ſieht ſie auch ſchon die vierzig vor Augen, dieſe Unglückszahl, deren Bedeutung den Unverheiratheten eben ſo klar iſt, als den Verdammten die Aufſchrift der Hölle Dante's: „Lasciate ogni speranza!“

Sie hatte ſich demnach raſch entſchloſſen, damit ſie bei der Ankunft in Calcutta die Concurrenz nicht mehr zu fürchten brauchte.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Sitten. — Trachten. — Religion. — Die Göttin Kali. — Die Bayaderen.

Phyſiognomie von Calcutta.

Ich will jetzt einen Blick auf Calcutta werfen, auf die große Stadt, deren Wunder einen ſo lebhaften Eindruck auf meine kindliche Phantaſie gemacht hatten, und welche ſelbſt die der jungen Frau noch in Erſtaunen verſetzte.

Calcutta liegt an der dreifachen Mündung des größten und poetiſchſten Fluſſes der Welt: des Ganges (Hough).

Die prachtvolle Hauptſtadt Indiens, ein zweites London, hat ſich zwanzig Jahre lang angeſtrengt, um zum Nutzen ihrer Metropole die am andern Ufer des Stromes ihr gegenüberliegende franzöſiſche Colonie Chandernagore zu unterdrücken.

Die Engländer haben Calcutta zum Vortheile Ihres Handels zum Stapelplatze von ganz Europa gemacht.

Dorthin ſchickt die britiſche Regierung, die ſelbſtſüchtige und methodiſche Epikuräerin, die kalte und berechnende Diplomatin die Ueberfülle ihrer Proletarierbevölkerung, damit ſie an der aſiatiſchen Cholera ſtirbt, welche unter dieſem glühenden Himmelsſtriche ihre bleibende Stätte aufgeſchlagen hat; ſie ſchickt ihre Kaufleute dahin, um den Handelsdespotismus nach dem Vorbilde des Regierungsdespotismus einzuführen, der nur bei Anderen den Liberalen, bei ſich ſelbſt aber den Despoten ſpielt; ſie ſchickt ihre jüngeren Söhne der Familien dahin, um ein Vermögen zu ſuchen, ihre ruinirte Ariſtokratie, um ſich neuen Reichthum zu erwerben, ihre Armee, die ſie anders nicht beſchäftigen kann, um die unglücklichen Eingebornen zu quälen und von den benachbarten Völkern möglichſt viel neues Gebiet zu erobern.

Die Stadt Calcutta beſteht aus zwei Theilen, deren Bevölkerung, Sitten, Gebräuche und Religion einander ganz entgegengeſetzt ſind: aus der indiſchen und aus der engliſchen Stadt.

Einen merkwürdigen Anblick gewährt das indiſche Calcutta mit den orientaliſchen Sitten ſeiner Eingebornen, mit der primitiven Originalität ihrer Trachten, mit der Phantasmagorie ihres Lebens und Treibens, mit dem Glanze ihrer unaufhörlichen Feſte. Dazu die bengaliſche und hindoſtaniſche Sprache, ein komiſches Gemiſch

von Perſiſch und Sanskrit: Alles erfüllt den Reiſenden mit Staunen und Ueberraſchung.

Indien hat ganz das Anſehen des gelobten Landes, des irdiſchen Paradieſes, wie die Apoſtel es uns in der Bibel geſchildert haben.

Indien muß das Land geweſen ſein, welches Gott unſerem erſten Elternpaare zum politiſchen Domicil angewieſen hatte.

Die Tracht der Indier iſt eben ſo einfach, als die der erſten Bewohner des Paradieſes. Sie tragen ſtatt aller Kleidung Ringe an den Armen, an den Füßen, in der Naſe und in den Ohren. So gleichen ſie mit ihren von einer ewigen Sonne gebräunten Körpern und Geſichtern den alten Zinnen des Mittelalters oder den Baſtionen feſter Plätze.

In den Städten ſchmückt ſich die indiſche Ariſtokratie, die Radjas, der Schicklichkeit halber mit langen Streifen weißen Mouſſelins, die an der Stelle des züchtigen Weinblattes, deſſen ſich auf Befehl der Regierung die Statuen unſerer Muſen bedienen müſſen, nachläſſig um die Hüften geſchlungen werden.

Und überall Contraſte, überall Gegenſätze in dieſer launiſchen Natur, wie in den originellen Sitten; ein glühender Erdboden und Monate lang ein warmer, in Strömen gießender Regen. Dazu eine Bevölkerung von Broncefarbe, die ſich durch die Schönheit der Körperformen und durch die Gewandtheit der Bewegungen aus-

zeichnet. Das männliche Geſchlecht iſt — ohngefähr wie in Europa — ſehr häßlich, die Frauen ziemlich hübſch.

Auf jedem Schritte in den Straßen ſieht man das Drama neben der Poſſe, das Erhabene neben dem Gemeinen, das Ernſte neben dem Komiſchen, das Elend neben dem Luxus; Maskenzüge kreuzen ſich fortwährend mit religiöſen Prozeſſionen.

Man denke ſich dieſes nackte Volk ſchreiend und heulend in buntem Durcheinander mit einer Menge mehr oder weniger wilder Thiere, die mit ihm leben, eſſen und ſchlafen.

Kameele, häßliche weiße Ochſen mit Höckern, Affen, Papageien und Pfauen leben in ſchönſter Eintracht beiſammen.

Hier ungeheure Elephanten mit Thürmen auf dem Rücken, dort Schakals, eine Art wilder Katzen oder vierfüßiger Nachteulen, die ein entſetzliches Geſchrei ausſtoßen, da wieder Schlangen von drei bis vier Meter Länge, welche in den wilden Ananasſträuchern ziſchen. In Gehölzen von melancholiſchen Palmen und in Wäldern von Roſen laſſen kleine Vögel mit prächtigem Gefieder ihren lieblichen Geſang vernehmen.

Ich konnte nicht müde werden, dieſe herrliche Natur, dieſe immer grünen Bäume mit köſtlichen Früchten und wohlriechenden Blumen, dieſe Gebüſche von Roſen und Oleander zu bewundern. Mein Erſtaunen war unerſchöpflich beim Anblick dieſer Wälder, dieſer Cocospal-

men, dieſer Bananen, dieſer blühenden Rhododendrons, und beſonders beim Anblick des Banian, dieſes merkwürdigen Baumes, den man den „Vervielfältigungsbaum“ nennt.

Eine wundervolle Vegetation!

Der Banian beſitzt die Macht des Menſchen, ſich bis in's Unendliche fortzupflanzen.

Er iſt der Urſtammbaum der Generationen; ſeine ſtarken Aeſte ſtreben zuerſt zum Himmel empor, dann ſenken ſie ſich zur Erde herab, in der ſie Wurzel ſchlagen, ſelbſt Stämme werden und neue Aeſte treiben.

Der Banian könnte ſo die ganze Welt mit ſeinem Schatten bedecken, wenn es keinen Ocean und keine engliſche Douane gäbe, um ihn daran zu verhindern.

Weiterhin ſieht man große Vögel mit Stelzbeinen — eine Art Raubvögel — über den Leichnamen kreiſen, welche in den Ganges verſenkt worden ſind, wie die Raben über den Gräbern.

Man nennt ſie „Philoſophen“ wegen ihres ernſthaften und ſchwermüthigen Ausſehens. Sie ſind die Adminiſtratoren der Leichenbegängniſſe von Calcutta.

Zwei Mal des Tages verlaſſen die Radjas ihre Paläſte und ziehen in Abtheilungen von dreißig bis vierzig Perſonen, wie die Entenproceſſionen unſerer Flüſſe, nach dem Ganges, um ihre religiöſen Ueberraſchungen vorzunehmen.

Einige haben ſich das Geſicht bemalt, Andere die

Stirn mit einem dicken Teige bedeckt. — Dies ſind religiöſe Zeichen.

Dieſe haben den Oberkörper mit alten und ſchmutzigen Stücken verblichenen Brocatſtoffes behangen, Jene ſind in lange Tücher von weißem Mouſſelin gehüllt, die ihnen das Anſehen von Geſpenſtern geben.

Ihr Kopf iſt ganz kahl geſchoren, bis auf einen kleinen Haarbüſchel auf dem Scheitel. Die Faſhionables geſtatten ſich den Schnurrbart, gleich dem harmloſen Pariſer Bürger.

Sie gehen theils zu Fuß, theils fahren ſie in Wagen von Bambusrohr, einer Art Salatkörben, welche von weißen Ochſen, mit Bändern geſchmückt, wie die deutſchen Diplomaten, oder von Elephanten, mit grellen bunten Stoffen behangen, wie die Ladenmädchen der Straße Saint-Denis, gezogen werden, theils laſſen ſie ſich in Palankins von ihren Leuten tragen.

Neben den Wagen gehen nackte Männer einher, einige mit Kuhſchweifen gegen die Inſecten, andere mit Fächern gegen die Hitze bewaffnet.

Auf den Straßen ſieht man Feſte zu Ehren des Gottes Brahma, des Oberhauptes der Hindureligion, Concerte unter freiem Himmel, Serenaden mit großem Orcheſter zu Ehren Kali-Pudja's, der Göttin der Rache und des Todes.

Dieſe burleske Göttin hat große Aehnlichkeit mit der Statue der rothen Republik. Sie iſt bemalt wie

gewiſſe vornehme Damen unſerer Salons, aber mit weniger Koketterie und Geſchicklichkeit.

Sie wird völlig nackt auf einer Art Bahre von Saumthieren getragen.

In jeder Hand trägt ſie einen friſch abgeſchlagenen Kopf, um den Hals ein prächtiges Collier von Todtenſchädeln, die wie Perlen an eine ſeidene Schnur gereiht ſind. —

Zu ihren Füßen liegen Leichname mit auf der Bruſt gefalteten Händen in der Stellung der mittelalterlichen Statuen auf den Grabmälern der Könige.

Die „Philoſophen“ ſind ſo frech, dieſes Menſchenfleiſch zu benaſchen, indem ſie wie unſere verwöhnten Hauskatzen, mit ihren langen Schnäbeln in die Todtenköpfe und Leichen hacken.

Dieſer ſchauerliche Zug wird von Jünglingen mit brennenden Fackeln begleitet, welche die Bäume und das Gras mit ihrem blaſſen Scheine beleuchten.

Eine unharmoniſche Muſik zerreißt die Lüfte mit ihren „Accorden“, welche durch Elephantenzähne, durch Querpfeifen und durch noch ein Inſtrument, Tamtam genannt, das man in Europa nicht anhören kann, ohne ſich die Ohren zu verſtopfen, hervorgebracht werden.

An noch anderen Orten ſieht man Bayaderen, deren graciöſe nnd originelle Tänze in meiner Kindheit einen ſo lebhaften Eindruck auf mich gemacht hatten. Die Bayaderen ſind junge Mädchen von funfzehn bis

ſechzehn Jahren. Ihr Geſicht iſt regelmäßig, ihre Geſtalt klein, zart und ſchlank, ihre Tracht einfach. Dieſe beſteht in einem kurzen Rocke von durchſichtigem Mouſſelin mit Gold- oder Silberfäden verziert.

Dieſe Tänzerinnen geben das Schauſpiel ihrer ſchlüpfrigen Stellungen und Bewegungen mitten unter den religiöſen Prozeſſionen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Fakirs. — Ihre Tracht. — Ihr Gelübde. — Das Blatt der Seerose. — Die Fulgores. — Die Beleuchtung Calcutta's.

Die Religion Brahma's.

Neben diesen heiteren Tänzen erblickt man ein herzzerreißendes Schauspiel; neben den Freuden qualvolle Leiden.

Es sind Priester, die an sich selbst die entsetzlichsten Martern ausüben. Diese überspannten Fanatiker heißen Fakirs, eine Art von Trappisten, abgemagerte Skelette, wandelnde Leichen im vollen Sinne des Wortes, die zu Ehren Brahma's unausführbare Gelübde thun.

Sie bestreuen sich das Gesicht mit Asche.

Sonderbar! dort wie hier, in der Brahmareligion wie in der unsrigen, ist die Asche das Sinnbild der Demuth.

Die Fakirs, welche zum Theil nackt, zum Theil mit häßlichen Fellen bedeckt ſind, die ihnen das Anſehen von wilden Thieren geben, blaſen in lange meſſingene Trompeten, als ob ſie dem, wie ich glaube, etwas ſchwerhörigen Gott anzeigen wollten, daß ſie ihre wahnſinnigen Kaſteiungen vornehmen wollten, und die Unglücklichen halten Wort.

Einige legen vor den verſammelten Zuſchauern den Arm in glühende Kohlen, andere halten ihre verſchlungenen Hände empor, bis die Nägel in's Fleiſch gedrungen ſind.

Dieſe haben das Gelübde gethan, nie zu ſchlafen und ſich nie zu ſetzen; Jene, nie zu ſprechen.

Wie würden ſich die conſtitutionellen Regierungen freuen, wenn in den Kammern nur Fakirs von der letzteren Art ſäßen!!

Die Religion iſt in Oſtindien zu gleicher Zeit Despotismus, Materialismus und Fanatismus.

Sie erſetzt den Codex.

Dort braucht man keine Geſetzfabrikanten zu fünfundzwanzig Franken pro Tag zum Wohle des Volkes. Dieſer Luxus iſt völlig unbekannt.

Die religiöſen Uebungen ſind das erſte Bedürfniß und die einzige Beſchäftigung dieſer Nation, welche noch nicht von der europäiſchen Civiliſation mit ihren verderbten Sitten und ihren revolutionairen Wühlereien angeſteckt iſt.

Das Geſetz Brahma's ſchreibt den Indiern vor, die Familienprofeſſion, gleichviel ob Beruf oder nicht, vom Vater auf den Sohn zu reſpectiren. Der Schneider, der Koch, der Sticker, der Beira bleibt Schneider, Koch, Sticker und Beira von Geſchlecht zu Geſchlecht.

Es iſt das Geſetz der erblichen Monarchie in ſeinem ſtrengſten Sinne.

Wenn der Hindu die Profeſſion ſeiner Familie aufgiebt, ſo verliert er ſein Kaſtenrecht und wird Paria.

Der Paria aber wird in Indien ſchlechter behandelt, als ein wildes Thier.

Die Religion verbietet, mit ihm zu ſprechen, ihn zu berühren, ihn nur anzuſehen, bei Strafe, ebenfalls ein Paria zu werden.

Der Paria betritt nie die Schwelle eines Hauſes. Er ſchläft mit ſeiner Familie in Hütten oder im Dickicht mitten unter den Thieren. Kein Menſch würdigt ihn eines Wortes. Er wird zu den härteſten und ſchimpflichſten Arbeiten verwendet.

Die Hindufrauen haben im Allgemeinen weder einen Stand noch ein Gewerbe.

Sie widmen ſich ausſchließlich den häuslichen Verrichtungen und beſchäftigen ſich nur mit ihren Kindern.

Ihr Wuchs iſt geſchmeidig, wohlgeformt und ſchlank. Sie zeichnen ſich beſonders durch den verführeriſchen Charakter ihrer Bewegungen und Stellungen aus. Ein

weißer, roſa- oder lilafarbener Mouſſelinſchleier bildet ihre einzige Bekleidung.

Er wird nachläſſig und geſchmackvoll über die linke Schulter geworfen, läßt den kräftigen, vollen Buſen ſehen und fällt über die Hüften bis an die Oberſchenkel herab. Dieſe lange Schärpe hat einige Aehnlichkeit mit der dreifarbigen Unterleibsbinde, mit der ſich die unſauberen Mitglieder der proviſoriſchen Regierung geſchmückt hatten, als ſie durch beſtändiges Umherziehen in den Straßen ihrer komiſchen Republik einen ernſten Anſtrich zu geben verſuchten.

Der übrige Körper dieſer anmuthigen Frauen iſt nackt.

Sie tragen Ringe an den Armen und Beinen, Perlenſchnüre um den Hals, ſchwere Gehänge an den Ohren und an der Naſe, und die duftenden Blumen des Areca und Champa — einer Art Jasmin — in ihrem Haar machen die Indierinnen zu wirklichen lebenden Riechkiſſen.

Des Abends ſieht man unter dieſem ſtets heiteren Himmel die fünfzehn- bis achtzehnjährigen Mädchen zu Hunderten mit Gefäßen von etruskiſcher Form auf dem Kopfe an die Ufer des Hougli gehen, theils um ſich zu baden, theils um ihn anzubeten wie einen Gott.

Dieſe pflücken Seeroſen, welche am Ganges wie an unſeren Flüſſen wachſen, Jene verfertigen aus den großen Blättern dieſer Pflanze leichte Kähne, in welche ſie kleine

Lämpchen von gebranntem Thon mit brennenden Dochten oder fulgores (Leuchtkäfer) ſetzen.

Zitternd laſſen ſie dieſe gebrechlichen Fahrzeuge vom Stapel und beobachten mit ängſtlicher Spannung und Hoffnung die Reiſe der improviſirten Lampen, die ihnen das Glück oder Unglück ihres ganzen Lebens verkünden.

Wenn die Lampe dem raſchen Strome folgt, ohne von den Wellen beherrſcht zu werden, wenn das Licht nicht verlöſcht, ſo werden ſie von ihrem Auserwählten geliebt, es iſt das Prognoſtikon des Glücks; wird dagegen die Lampe vom Waſſer verlöſcht, ſo iſt dies ein unglückliches Zeichen, denn ſie werden dann nicht geliebt und ſie erfüllen die Luft mit Jammern und Wehklagen.

Die Frauen tragen ihre Kinder in reitender Stellung auf den Hüften.

Welch ein ſonderbarer und auffallender Widerſpruch! Bei dieſen uncultivirten Völkern wie bei uns iſt die Schamhaftigkeit ganz allein Sache der Convenienz und des Herkommens, für die Sinne, wie für den Geiſt.

Während die Frau des Proletariers ſich in einem mehr als leichten Anzuge auf der Straße zeigt, würde die Gemahlin des ariſtokratiſchen Radja, welche lebenslang in den geheimnißvollen Räumen des Zehannah (Harem) eingeſchloſſen iſt, in den Augen des Gebieters entehrt ſein, wenn der Blick eines anderen Menſchen die jungfräuliche Reinheit ihres Geſichts befleckte.

Männliche Beſuche ſind ihnen ſtreng unterſagt. Nur

ſelten empfangen ſie die ihrer Verwandten und dann ſprechen ſie hinter einer Mauer von dichtem Seidenzeuge, das ihr Geſicht verſchleiert.

Selbſt der Arzt darf ſich dem myſteriöſen Heiligthum nicht nahen.

Die Gemächer des Harems haben kleine Oeffnungen, durch welche die Frau dem Arzte die Hand reicht, damit er ihr den Puls fühlen kann.

Nach dem geräuſchvollen Treiben des Tages gehorcht auch der Abend dem Geſetz der Contraſte. Auf die lärmenden Feſte folgt das Schweigen der Nacht.

Alles ruht, Alles ſchläft, die Natur, die Menſchen und die Thiere.

Man ſieht nur noch in der Luft jene zierlichen Inſekten, eine Art Leuchtkäfer, welche fulgores genannt werden und die Gaslaternen der Stadt ſind. Sie leuchten des Nachts wie die Johanniswürmchen, die man in Europa in den Gebüſchen und Gärten ſieht.

Man ſollte meinen, daß die Vorſehung, welche ſtets für die Bedürfniſſe des Menſchen ſorgt, dieſe lebenden Laternen einſtweilen bis zur Errichtung von Gaſometern geſchaffen hat.

Dies iſt der erſte, feenhafte Anblick von Calcutta, der Hauptſtadt Oſtindiens.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Gesellschaftliche Sitten. — Advokaten, Beamten ꝛc. — Die Journale. — Die Dienstleute.

Das englische Calcutta.

Das englische, das heißt, das handeltreibende Calcutta, gewährt einen ganz anderen Anblick, als das indische. Es sind die englischen Sitten mit dem ganzen Luxus, dem ganzen Raffinement der künstlichen Bedürfnisse, welche England in ganz Europa eingeführt hat und die von einigen Klassen der französischen Gesellschaft mit gewissenhafter Eitelkeit copirt werden.

Die Häuser sind regelmäßige Gebäude mit zwei hohen und geräumigen Etagen.

Vor den Fenstern des ersten Stockwerks befinden sich die „Verandas," breite Balcons mit steinerner Brustwehr, die auf etwas plumpen Pfeilern orientalischen Styls ruhen.

Alle Zimmer sind mit hohen Oeffnungen versehen, in denen zum Schutz gegen die Sonnenhitze große Vorsetzer, aus grünem Schilfrohr geflochten, stehen, welche beständig mit frischem Wasser begossen werden.

Die Baukunst thut alles Mögliche, um diesen Häusern das Ansehen von Palästen zu geben, und es gelingt ihr auch zuweilen.

Auf den Dächern sind Terrassen von Rasen angelegt und auf den Giebeln stehen auf einem Beine mit nachdenkender Miene jene geflügelten Tagediebe, die man „Philosophen“ nennt.

Nachdem sie auf den Höfen und an den Ufern des Ganges ihren Lebensmittelvorrath in einer am Unterschnabel befindlichen Tasche gesammelt haben, wählen sie ihr Domicil auf den Dächern der Privathäuser und der öffentlichen Gebäude.

Alle englischen Häuser in Calcutta sind von Gärten umgeben, aus denen mit übertriebenem Patriotismus die einheimischen Gewächse streng verbannt sind.

Außerdem hat jedes Haus seinen kleinen Park, der mit einem leichten Eisengitter umfriedigt ist.

Dies Alles aber ist nackt wie die Bevölkerung, traurig wie ein Engländer, langweilig wie die Rede eines Volksrepräsentanten. Man fällt alle Bäume unter dem Vorgeben, daß sie den so seltenen Luftzug hemmen.

Rasenplätze, von Springbrunnen bewässert, geben der Landschaft ein wenig Abwechselung. Am Tage verschließt sich dieses träge und invalide Volk in seine Gemächer, hinter Barrikaden von Ponka's, Fächern und Fliegenwedeln und trinkt eine Menge Tassen heißes Wasser, das sich für Thee ausgiebt, oder auch kohlensaure erfrischende Getränke.

Es werden in Calcutta eben so viele Zeitungen gelesen, als in London oder in Paris; es sind riesenhafte Bogen, mit extrafeiner Schrift gedruckt, bei denen man schon gähnen muß, wenn man sie nur ansieht.

Einige erscheinen in englischer, andere in bengalischer und hindostanischer Sprache.

Ich nenne nur den Calcutta-John-Bull, den Calcutta the Kartkarah, die Litterary Gazette ꝛc., ohne der kleinen Winkel-, Lügen- und Schmähblätter zu gedenken, einer Art von Corsaren, welche den Ruf der Familien ausplündern, von der Angst, die sie einflößen, frühstücken, und von den Verleumdungen, die sie erfinden, zu Mittag essen, und die ganz wie unsere Straßenräuber mit frecher Stirn die Börse oder das Leben, das heißt ein Abonnement oder den Ruf verlangen.

Man plaudert und schwatzt, aber man bewegt sich nicht von der Stelle. Man geht nicht aus, um dem gefürchteten Feinde, der Hitze, nicht zu begegnen.

Männer, Frauen und Kinder lassen sich von den Be-

ganteren Equipagen, als die der Dandy's in Hyde-Park oder im Gehölz von Boulogne; junge Kapitains von den Regimentern der Compagnie, in Begleitung von fünfundzwanzig bis dreißig Domestiken, die allein zu ihrem militairischen Dienste gehören, mit prächtigen Pferden, Elephanten und Kameelen, welche die Equipirung, die Waffen und die Zelte nach den Quartieren auf offenem Felde tragen, wo der Gouverneur seine Regimenter campiren läßt; Advokaten, welche jährlich vier- bis fünfmalhunderttausend Franken verdienen, indem sie ihre Clienten nach dem Vorbilde ihrer ehrenwerthen Collegen in einigen europäischen Hauptstädten ausplündern. Außerdem Kaufleute, Bankiers, Geschäftsagenten, Directoren anonymer Gesellschaften, Wucherer, Juden, Charlatane, Abenteurer, Entrepreneurs aller Art, kurz ein Heer von Leuten, wie man sie in der Nähe der pariser und londoner Börse umherschwärmen sieht; eine ganze Welt, die sich gegenseitig nicht genug kennt und doch zu gut kennt, mit Einem Worte solche Leute, die von Seiner Gnaden, dem schlauen Chef des Foreign-Office protegirt und nach allen Hauptstädten des Globus geschickt werden. Man findet darunter Pritchard's und Pacifico's, die, wenn sie könnten, die Sonne in ihren Comptoirkästen auffangen würden, um sie mit Waarenetiketten zu versehen, sie en détail zu verkaufen und ballenweis als „Wärme" nach den Eisfeldern Rußlands und als „Licht" nach den Nebeln der Themse zu expediren.

Dies iſt der Anblick des handeltreibenden Calcutta, wie er ſich meinen Augen bei meiner Rückkehr nach dem feenhaften Bengalen, das Gott ſo ſchön geſchaffen und das die Engländer ſo häßlich gemacht haben, darbot

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Gesellschaft von Calcutta. — Die Feste. — Portrait des englischen Fräuleins.

Mein Eintritt in die Welt.

Das erste Fest, mit dem ich in die Welt eingeführt wurde, war ein Maskenball, den der Generalsekretair des Gouverneurs von Ostindien gab.

Ich fühlte mich wie betäubt in diesen glänzenden Gemächern, wo aller erdenkliche europäische Luxus im Ueberfluß zu finden war.

Die Gesellschaft von Calcutta hat ein ganz eigenthümliches und schwer zu beschreibendes Ansehen.

Es ist eine buntscheckige Welt. Alle Gesichter sind gefärbt, die der Eingebornen weiß, die der Europäerinnen roth, in der offen eingestandenen Absicht, die von dem heißen Klima verursachte Blässe zu verbergen.

Es ist eine gemischte Gesellschaft, wie in Paris, die

eigentlich keinen rechten Namen hat, eine Kaste von Parvenus, die keine Bourgeoisie und auch kein Volk ist. Provisorische Millionairs, die heute im Ueberfluß schwelgen und morgen arbeiten müssen. Ein Schwarm von festtäglich geschmückten Damen mit geistlosen Gesichtern und auffallend grellen Toiletten, wie man sie in Frankreich in einigen officiellen Salons während der ephemeren Regierung der „Marquis" der Republik ertragen mußte. Es gibt wirklich keinen Ausdruck, um das bunte Gemisch der Calcutta'schen Salons zu bezeichnen, wo die vornehme Dame neben der ehemaligen Tabakshändlerin sitzt, die jetzt von ihren Renten lebt, und wo der Generalgouverneur es seinem Schneider nicht abschlagen kann, den vierten Partner bei seiner Whistpartie zu machen.

Eine interessante Anekdote begleitete meinen ersten Contretanz.

Ein feingekleideter Herr, dessen Benehmen jedoch etwas Gezwungenes und Verlegnes hatte, kam auf mich zu; sein Gesicht kam mir bekannt vor, und ich faßte ihn daher scharf in's Auge. Ich war noch sehr jung und besonders sehr aufrichtig, daher konnte ich es kaum erwarten, ihm in's Gesicht zu lachen.

Aus seinem ganzen Wesen errieth ich schon die stereotype Phrase, welche die Tänzer aller Länder im Munde haben.

Mein mit dem Ausdrucke des Erstaunens auf ihn

gehefteter Blick machte ihn ſo verlegen, daß er den Faden ſeiner Rede verlor, und nicht wußte, was er zu mir ſagen ſollte. Aus Mitleid kam ich ihm zu Hilfe und begann das Geſpräch mit der Frage:

„Sie möchten mir ohne Zweifel etwas ſagen, mein Herr?“

„Ich . . . Madame . . . das heißt . . . nein, Madame . . .“

Ich erkannte ihn ſogleich an der Stimme, und das Blut ſtieg mir in's Geſicht.

„Sagen Sie mir, was Sie wünſchen.“

„Würden Sie die Gewogenheit haben, mir einen Contretanz zu bewilligen?“

„Einen Contretanz?“ verſetzte ich mit zunehmendem Erſtaunen.

„Ja . . . ich habe die Ehre . . . Sie zu bitten . . . mir . . .“

„Ich will mich ganz offen gegen Sie ausſprechen, mein Herr; Sie haben mir dieſen Morgen an den Zehen ſo weh gethan, daß ich nicht im Stande bin, mit Ihnen zu tanzen.“

Der gute Mann verſtand mich, machte mir aber demohngeachtet noch eine ehrerbietige Verbeugung, mit der er ſich empfahl.

Es war mein Hühneraugenoperateur!

Kurz darauf ſtand ich einem meiner drei Anbeter vom Schiffe gegenüber, dem „Nachbar zur Linken.“

Er kam mit einem freundlichen Lächeln auf mich zu und ſagte zu mir:

„Wie, Madame? Sie ſind auch hier in dieſer officiellen Noahsarche?“

„Sie geben dieſer gewählten Geſellſchaft eine ſehr ſchmeichelhafte Bezeichnung!“

„Ich weiß in der That nicht, auf wen ſich, außer Ihnen und mir, der Ausdruck anwenden ließe.“

„Sie ſind ein Satyriker.“

„Apropos, ich hätte faſt vergeſſen, Sie nach dem Befinden eines Herrn zu fragen, deſſen Schlaf mich lebhaft intereſſirt.“

„Der Ball verändert viele Stellungen.“

Er fühlte den Stich und beeilte ſich ihn zu pariren, indem er hinzuſetzte:

„Dies iſt ſehr gut, Madame; ich ſelbſt befinde mich hier in einer ganz andern Stellung, als am Bord des Blund.“

„Wie meinen Sie dies?“

„Ich dachte damals noch nicht an's Heirathen, und jetzt bin ich verlobt.“

„Und wenn Sie verheirathet ſind, werden Sie höchſt wahrſcheinlich ebenfalls ſchlafen.“

„O nein! Ich kenne die Gefahren des Schlafes zu gut!“

„Sie erinnern mich an Ihr damaliges Verſprechen auf dem Schiffe ... nie zu ſchlafen. Ich prophezeie Ihnen, daß Sie es nicht halten werden.“

„Ich glaube nicht an Prophezeiungen.“

„An was glauben Sie denn?“

„An den Zufall, der zuweilen ein Unglücksbote, oft aber auch eine Vorſehung iſt.“

„Sie müſſen ſagen, faſt immer eine Vorſehung. Ihre Vorſehung aber iſt eine Frau, verſtehen Sie mich? ... Wer iſt denn die Glückliche, der Sie Ihre Hand reichen wollen?“

„Darf ich es Ihnen anvertrauen?“

„Welche Frage! Haben Sie nicht eben ſelbſt eingeſtanden, daß die Frauen mit der Vorſehung auf gutem Fuße ſtehen?“

„Nun wohl; erinnern Sie ſich noch der jungen blonden Engländerin, die ſich unter den Paſſagieren des Blund befand?“

„Es waren mehrere, ſogar viele auf dem Schiffe. Wie heißt ſie?“

„Miß N...“

„Ah, ganz recht, es war die, welche krank wurde, als ſie zu gleicher Zeit die Vermählung von drei Freundinnen erfuhr?“

„Die Nämliche. Was halten Sie von ihr?“

„Daß ſie ein engliſches Fräulein iſt.“

„Dies iſt keine Antwort auf meine Frage.“

„Die Antwort iſt richtiger, als Sie glauben.“

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Nun, ſo will ich mich deutlicher ausdrücken. Es iſt eine allgemeine Regel, daß die Gedanken und das Streben jedes in England gebornen oder erzogenen jungen Mädchens nur auf ein einziges Ziel gerichtet ſind: auf die Ehe. Sie erreicht dieſes Ziel ohne Unterſchied durch die nämlichen Mittel und auf dem nämlichen Wege, bis auf die unterwegs ſich ereignenden Nebenvorfälle. Sie ſagt, was ſie ſagen muß, aber nie, was ſie nicht ſagen darf; ihre Grundſätze ſind feſt, ihr Charakter ernſt. Man geſtattet ihr viel Freiheit, die ſie aber nie mißbraucht.“

„Dies iſt wahr.“

„Die engliſchen Mädchen ſind klug und dabei immer vorſichtig. Sie gewähren Ihnen, was Sie verlangen, und oft ſogar noch mehr, als Sie verlangen; ſie laſſen Sie ungehindert den Weg bis zu ihrem Herzen zurücklegen. Wenn Sie aber noch weiter vordringen wollen, dann halten ſie Sie zurück. Die Grenze, welche ihre gute Erziehung ihnen vorgezeichnet hat, iſt unüberſchreitbar. Dies gehört dem Geliebten, dies dem Gatten. Sie ſind in kurzer Zeit ſo raſch vorgeſchritten und haben nur noch eine ſo kurze Strecke zurückzulegen, um das Ziel zu erreichen, daß — Sie heirathen. Hier haben Sie das Portrait der

bürgerlichen Mädchen Englands. Wie gefällt es Ihnen, ſchöner Ritter?“

„Es iſt nicht geſchmeichelt.“

„Sie ſagen mir dies mit einem ganz wehmüthigen Geſicht! Sollten Ihre Geſinnungen auf ſchwachen Füßen ſtehen?“

„O nein, durchaus nicht. Ich kann indeſſen nicht leugnen, daß Ihre Schilderung in mancher Beziehung treffend iſt, und ...“

„Geſtehen Sie es nur, Sie ſind unſchlüſſig geworden, ob Sie ſich verheirathen ſollen, nicht wahr? ... Heirathen Sie, mein Herr, heirathen Sie in Gottes Namen, die engliſchen Mädchen werden gerade wegen dieſes ſehr verzeihlichen Erziehungsfehlers, der einen ehrenvollen Zweck zur Entſchuldigung hat, gute Frauen und vortreffliche Mütter, die ihre Gatten achten, ihre Kinder gut erziehen und in den ſtillen Freuden der Häuslichkeit das wahre Glück zu finden und zu bereiten verſtehen.“

„Ihre zweite Meinung iſt mir lieber, als die erſte ... iſt es die letzte?“

„Ich weiß es nicht. Eine Frau muß die Vergangenheit vergeſſen, von der Gegenwart wenig ſprechen, und nie für die Zukunft ſtehen. Wir wollen unſer Geſpräch für jetzt hier abbrechen. Uebrigens nöthigt mich auch der beginnende Walzer, Sie zu verlaſſen.“

„Dann leben Sie wohl, Madame.“

„Leben Sie wohl, Um Ihnen zu beweiſen, daß ich von den engliſchen Frauen die beſte Meinung habe, will ich Ihnen nur noch ſagen, daß, wenn ich etwa zufällig ein Mann werden ſollte, ich meine Jugend in Frankreich zubringen und mich in England verheirathen würde.“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der ehrenwerthe Sir W... O..e, erſter Adjutant des Generalgouverneurs. — Ein ſatyriſcher Cicerone. — Sir S. T...y. — Die Neiderinnen. — Gallerie von Portraits. — Die Liebe und die Eitelkeit.

Ballſcenen.

Der Walzer begann auf dem Subſcriptionsballe, welcher zum Beſten der Armen gegeben wurde. Der Tänzer, der mein Geſpräch mit Don Enriquez unterbrach, war ein ſchöner junger Mann von dreißig Jahren.

Sein ganzes Aeußere und beſonders ſein edler Anſtand verrieth die ariſtokratiſche Eleganz des vornehmen Engländers, das anziehende Sichgehenlaſſen, welches gemeine Leute vergebens nachzuahmen verſuchen.

Sein Blick hatte etwas Unwiderſtehliches. Man fühlte ſich nicht beengt in ſeiner Geſellſchaft, und doch imponirte er durch ſeinen edlen Stolz. Seine Unterhaltung, welche mit feinen und witzigen Bemerkungen angefüllt war, be-

zauberte mich und machte mich zugleich auch verlegen. Ich wußte nicht, was ich auf ſeine einfachſten Aeußerungen antworten ſollte, deren Vorzug nur in der Art und Weiſe beſtand, wie ſie ausgeſprochen wurden.

Ich ärgerte mich ſelbſt über meine Blödigkeit. Ich habe jedoch ſeitdem die Erfahrung gemacht, daß keine junge Frau ein beſonderes Converſationstalent beſitzt.

Der Walzer iſt offenbar dazu erfunden, um ſie aus der Verlegenheit zu ziehen. Dieſer ausdrucksvolle Tanz hat ſeine eigene Sprache, welche beſſer iſt, als die geiſtreichſten Worte.

Ich konnte es nicht erwarten, den Namen des brillanten Cavaliers zu erfahren, und fragte daher J... T...p danach, einen der Generaladminiſtratoren der Oſtindiſchen Compagnie, einen liebenswürdigen alten Herrn, deſſen Armen mein Gatte mich am liebſten anvertraute.

„Dies iſt einer der vornehmſten engliſchen Edelleute," antwortete er mir; „der erſte Adjutant des Generalgouverneurs, der ehrenwerthe Sir W... D..e."

„Wie? ein ſo junger Mann bekleidet ſchon einen ſo hohen Poſten?"

„Kennen Sie denn ſeine Geſchichte nicht?"

„Ich kenne die Geſchichte noch keines Menſchen."

„In Calcutta hat Jedermann die ſeinige, und mit manchen könnte man mehrere Bände füllen."

„Erzählen Sie mir doch die des Sir W... D..e."

„Der junge Adjutant, deſſen ſchönes Geſicht Ihnen

aufgefallen iſt, hatte dieſes früher in England gezeigt, und ſetzte damit die Regierung in große Verlegenheit.“

„Die Regierung? was kümmerte dies die Regierung.“

„Die Regierungen kümmern ſich um Alles. Uebrigens war die Sache von dringender Wichtigkeit.“

„Ein ſchönes Geſicht und die Regierung! Wahrhaftig, Sie ſetzen mich in das höchſte Erſtaunen!“

„Die Geſchichte iſt folgende. Eine vornehme, und zwar ſehr vornehme Dame, hatte ſich ernſtlich in den ſchönen jungen Mann verliebt, und man fürchtete ...“

„Ah ſo, jetzt weiß ich Alles ...“

Mein Lieblingstänzer, Sir W ... D .. e, verfolgte mich inzwiſchen fortwährend mit den Augen und näherte ſich mir endlich, um mich um einen Contretanz zu bitten. Er nahm mich vom Arme des Beſchützers, deſſen Obhut mein Gatte mich übergeben, und wir gingen zuſammen durch den Saal, um eine Quadrille zu ſuchen.

Es war erſt das zweite Mal, daß der ehrenwerthe Sir D..e ſich mit mir beſchäftigte, und ſchon beobachteten viele angeſehene Damen mit großem Intereſſe und Mienenſpiel nur alle unſere Bewegungen.

Die Bevorzugung von Seiten des Adjutanten wurde mir dadurch ein wenig verbittert. Ich ſah voraus, daß ſich bald eine Coalition von vierzigjährigen Frauen gegen mich bilden würde, um zu decretiren, daß mein Gatte ein vortrefflicher Ehemann und ich ein höchſt gefährliches Weibchen ſei.

Während der Quadrille hörte ich eine menſchenfreundliche Stimme, welche laut genug ſagte, daß ich es verſtehen konnte:

„Dieſer Kapitain James iſt wirklich ein liebenswürdiger Mann! Welche Aufmerkſamkeit, welche Zuvorkommenheit ſchenkt er ſeiner Frau!“

Ich wendete mich ſogleich um, und konnte dem Vergnügen nicht widerſtehen, zu der freundlichen Lobſpenderin zu ſagen, während ich ſie ſcharf anſah:

„Sie ſind wahrſcheinlich verwitwet, Madame, deshalb finden Sie die Männer, welche Sie nicht kennen, ſo liebenswürdig.“

„Ich habe nicht die Ehre, Herrn James zu kennen, aber ich habe oft von ihm ſprechen hören.“

„Ich kannte Sie par renommée, Madame, aber ich hatte Sie noch nicht ſprechen hören.“

Sir W... D..e lachte.

„Ihr Ausdruck par renommée hat Glück gemacht,“ ſagte er zu mir, „denn alle Umſtehenden haben ihn verſtanden.“

Nach der Quadrille begann ich meine Promenade mit dem ſchönen Tänzer von Neuem. Die Anfangs in einem heiteren Tone geführte Unterhaltung wurde nach und nach immer ernſter. Kein Wort irgend einer europäiſchen Sprache vermag meine damaligen Empfindungen auszudrücken.

Sir W... D..e ſprach. Ich antwortete nicht und

erröthete zuweilen; ich hörte zu und war begeiſtert. Seine Worte waren ein harmoniſches Geflüſter, das zu meinem Herzen drang.

Was fühlte ich?

Ich will es offen erklären.

War es Liebe? war es Eitelkeit?

Ich hatte die Maximen von Larochefoucauld noch nicht geleſen.

Die Frauen, beſonders die noch ſehr jungen, welche vom Geräuſch der Geſellſchaften betäubt ſind, verlieben ſich nicht leicht.

Die Huldigungen, die man ihnen darbringt, ſind ſo zahlreich, daß die Menge des Uebels das Uebel ſelbſt nicht aufkommen läßt.

Die Gewöhnlichkeit dieſes Weihrauchs, der ihnen von gewöhnlichen Menſchen geſtreut wird, bewahrt ſie lange, zuweilen immer.

Entſteigt aber der Menge ein ſeltener Duft, eine reinere Huldigung, wird die Frau durch den Namen, den Rang und die geſellſchaftliche Stellung deſſen, von dem ſie ausgeht, geblendet und berauſcht, ſo hat ſie oftmals nicht die Kraft zu widerſtehen. Sie kämpft, aber die Welt, welche die Schlinge unter Blumen verbirgt, verbirgt nicht auch den Fehltritt darunter.

Sind übrigens die Frauen, welche ſich gelüſten laſſen, ſchön zu ſein, nicht ſelbſt die ſprechende Offenbarung des Ausgangs nach der Intrigue, des Fehltritts vor dem Falle?

Der junge Adjutant an meinem Arme in den Salons von Calcutta hatte mir viele Neiderinnen verſchafft, aber auch viel Eitelkeit in mir geweckt; er wußte es und bediente ſich derſelben, um meine Liebe zu gewinnen.

Die weibliche Eitelkeit iſt oft der Weg zum Herzen!...

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Rückkehr nach Hause. — Sir W... O..e und der Kapitain James.

Ernste Betrachtungen nach dem Balle.

Was thut eine Frau nach den Gemüthsbewegungen eines Balles in ihrem Zimmer?

Sie spricht nicht, sondern sie denkt.

Sie schläft nicht, sondern sie vergleicht.

Der Gatte ist ermüdet und verdrüßlich, er gähnt, denn er kommt von einem Orte, den er verwünscht; der Tänzer dagegen aus einem Paradiese der Wonne.

Der eifersüchtige Gatte ist bei ihr, der liebende Tänzer ist fern von ihr.

Aber die Erinnerung an Letzteren kommt der schwachen Frau nie aus den Gedanken, alle Gegenstände, die er berührt, Alles, was den galanten Cavalier entzückt hat, ist anwesend.

Das Ballkleid, das er gestreift, die schlanke Taille, die seine Arme im Rausche des Tanzes umschlungen, das Blumenbouquet, auf dem sich die Liebesseufzer begegnet, der discrete Fächer, der manch süßes Wort verschleiert hat, das parfümirte Taschentuch, das „aus Versehen" zu Boden gefallen ist und das der schöne Tänzer wieder aufgehoben und in seinen Händen gedrückt hat: alle diese Herzensagitatoren der jungen Frau, alle diese Complicen ihrer ersten kleinen Treulosigkeiten führen gefährliche Erinnerungen in das eheliche Gemach.

Sie kämpft! noch ist sie unschuldig! Wird sie es lange bleiben?...

Sie verscheucht den furchtbaren Feind des liebenden Herzens: die Erinnerung ... Aber der beharrliche Gegner behauptet das Feld. Die Vernunft verliert unmerklich immer mehr Terrain vor der siegreichen Phantasie.

Bald beginnen, Anfangs im Reiche der Träume, dann im Geiste die Verschwörungen auf dem Kopfkissen. Das Herz liebkos't die Liebe mit dem Feuer der Begierde. Lange hält es noch an sich und wenn sich endlich eine Gelegenheit darbietet, geht es zur Wirklichkeit über.

Der Zauber des Balles hat es fortgerissen.

Es sind der Dinge drei in der Welt, die sich gegen das stille Glück und gegen die Pflichten der Frau verschwören.

Die Blumen, die Wohlgerüche und die Musik. Sie

erhöhen und ſtärken die Gewalt der Sinne. Es ſind drei ſüße Schlingen, in denen ſie ſich fangen läßt.

Iſt ſie von lebhaftem Charakter, ſo könnte ſie ihre Träume vielleicht vergeſſen; aber die Welt ſorgt ſchon dafür, dieſe unaufhörlich zu nähren.

Alle Abende wiederholen ſich die Bälle, und der geſtrige Tänzer iſt auch der morgende.

Sobald ſie den Saal betritt, findet ſie der Blick des Mannes, der ihre Gedanken beſchäftigt, und bezaubert ſie. Er nähert ſich ihr; ſie verbirgt ihre Aufregung, aber im Innern zittert ſie.

Die Unterhaltung beginnt vertraulicher als geſtern und endigt weniger vorſichtig.

Das Feuilleton der Liebe hat ſich in einen Artikel der hohen Politik verwandelt. Man unterhält ſich nicht mehr, ſondern man unterhandelt.

Der junge W... O..e zieht mich mit ſich fort.

Während des Walzers hat der Mund nicht Zeit, etwas zu ſagen, aber das Herz ſpricht für ihn.

Wozu auch Worte, wenn die Blicke der Dolmetſcher des Gedankens ſind?

Wenn er dann und wann einige Worte ſprach, ſo war ſeine Stimme bewegt und er wußte ſelbſt nicht recht, was er ſagte. Es giebt nichts Unbeholfeneres, als einen Verliebten, und wäre er noch ſo geiſtreich.

Meine Augen ſuchten die ſeinigen in den kurzen Pauſen des Walzers; aber raſch ſenkten ſie ſich wieder, um

den indiscreten Blicken der neidischen Nebenbuhler nicht zu begegnen, die uns fortwährend beobachteten und welche die Zeitungen der Salons sind.

Sir W.. O..e sagte mir leise, abgebrochene Worte, welche Schlachten — oft ohne Wissen der Generäle.

Der Odem, welcher diese Zauberworte meinem Ohre zuführte, war balsamisch.

Am folgenden Tage sollten wir abermals auf einem Balle zusammentreffen.

„Auf Wiedersehen, Morgen," sagte er mit bewegter Stimme, „auf dem Balle des Gouverneurs."

„Auf Wiedersehen!" lispelte ich.

Die Poesie des Balles sollte verschwinden, die Prosa der disharmonirenden Ehe wieder beginnen.

„Ach! welch' ein schmerzlicher Augenblick!" rief er aus, als er mich an meinen Wagen führte.

„Was fehlt Ihnen?"

„Sie haben keine Ahnung von den Qualen meines Herzens nach den Genüssen dieses Abends!"

„Alles Andere könnte ich mir an Ihnen erklären, nur die Traurigkeit nicht."

„Sie ist indessen sehr natürlich. Wenn man die Gattin eines Andren liebt, fühlt man Höllenqualen und das Herz bricht ... Es ist ein fürchterlicher Schmerz, die Blume, deren Duft man eingesogen, die Hand, die man gedrückt hat, plötzlich verschwinden zu sehen, weil diese Hand nicht mehr frei ist."

„Sie irren ſich ... ich bin frei! Leben Sie wohl.“

In dem Augenblicke, als ich dieſe für ihn beruhigenden, für mich aber gefährlichen Worte ausſprach, kam der Kapitain gerade zur rechten Zeit herbei, um ſie noch zu hören. Ich ſah, daß er erbleichte; der kalte Zorn erwachte in ſeinem eiferſüchtigen, obgleich liebeleeren Herzen.

Ich fühlte den Sturm heranziehen.

„Kommſt Du endlich?“ ſagte ich mit der vollkommenſten Unbefangenheit zu ihm; „ich beklagte mich eben gegen dieſen Herrn, daß ich keinen Gatten habe.“

„Und Du bateſt ihn, Dich nach Hauſe zu begleiten.“

„Ich mußte wohl, wenn ich nicht allein fahren wollte, was Du gewiß nicht wünſcheſt.“

„Du hatteſt ja meinen Freund, den Oberſten A...d, der ſtets zu Deinen Dienſten iſt...“

„Den ich aber nicht gern derangire.“

„Mußt Du dieſen Herrn nicht auch derangiren?“

„Du weißt, daß ich gegen Deine Freunde Rückſichten beobachte. Ich erkenne den Eifer und die Bereitwilligkeit des Oberſten an; aber eben deshalb hüte ich mich, aus Rückſicht auf ſeine ſchlechten Augen und auf ſeinen lahmen Fuß, ſo viel als möglich, ihm beſchwerlich zu fallen und ihn der Gefahr des Treppenſteigens auszuſetzen.“

Während Sir James ſich auf die Lippen biß, bemerkte ich, daß Sir W... O..e, den engliſchen Sitten getreu, dieſe eheliche Scene ſtumm und regungslos mit

anſah, weil er ſich, da er nicht vorgeſtellt war, nicht für berechtigt hielt, am Geſpräch Theil zu nehmen.

Ich beeilte mich daher, dieſe Formalität zu erfüllen, an der die Engländer mit einer ſolchen Strenge feſthalten, daß ein Paar Gentlemen, ehe ſie ſie verletzten, den ganzen Abend, ſich gegenſeitig anlächelnd und begrüßend, einander gegenüber ſtehen würden, ſtumm wie die Fakirs, welche das Gelübde gethan haben, nie den Mund zu öffnen.

„Erlaube mir, daß ich Dir den ehrenwerthen Sir W. O..e, erſten Adjutanten des Generalgouverneurs, vorſtelle. — Sir O..e, ich habe das Vergnügen, Ihnen meinen Gatten, Sir Thomas James, Kapitain im 21. Infanterieregiment der oſtindiſchen Armee vorzuſtellen.“

Die beiden Herren verbeugten ſich vor einander mit der erzwungenen und kalten Höflichkeit, welche zu nichts auffordert, als — eine Begrüßung zu wechſeln.

„Wie? Du haſt mit dem erſten Adjutanten des Gouverneurs getanzt? Und wer hat ihn Dir vorgeſtellt?“

„Wer war es doch?... Ja, ganz recht, Sir J... T...p hat ihn mir vorgeſtellt.“

„Ein ausgezeichnet ſchöner Mann.“

„Sir J... T...p?“

„Nein, Sir W. O..e? haſt Du nicht bemerkt?“

„Es iſt mir vielleicht weniger aufgefallen als Dir. Ich bin überhaupt der Meinung, daß ſeine hohe Stellung bedeutenden Antheil an dem übertriebenen Rufe von Schön-

heit hat, in dem er ſteht, und wenn Du ſelbſt erſter Adjutant des Generalgouverneurs wäreſt ...“

Sir James lächelte. Er war ſo eingebildet auf ſeine äußeren Vorzüge, daß er in dieſer Hinſicht eine höhere Meinung von ſich hatte, als von mir. Meine Vorausſetzung ſchmeichelte ihm und beruhigte für einen Augenblick ſeine eiferſüchtigen Gefühle. Aber die Eiferſucht iſt ein Phönix, der wieder aus ſeiner Aſche erſteht.

Der Kampf war zu Ende. Der junge Adjutant war größer als Hannibal.

Er verſtand nicht allein zu ſiegen, ſondern auch den Sieg zu benutzen.

Es bedurfte nur einer Gelegenheit dazu, und ſolche Gelegenheiten finden ſich immer!

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Ball bei dem Gouverneur. — Privatſoirée. — Frauenliſt.

Verleumdungen.

Am folgenden Abend ſahen wir uns wieder auf dem Balle beim Generalgouverneur.

Die Verleumdungen begannen in Strömen auf mich niederzuregnen.

Sie ſtehen in Calcutta wie überall in großer Gunſt, nur kommen ſie dort zu Lande früher zum Vorſchein, vergehen aber auch ſchneller wieder. Die aſiatiſche Verleumdung iſt wie ihre Collegin, die Cholera, ſie tödtet entweder, oder zieht unſchädlich vorüber.

Eine junge Frau, welche das Unglück hat, ſchön und beliebt zu ſein, wird im Allgemeinen von zweierlei hartnäckigen Feinden verfolgt:

Von den Männern, denen es nicht gelungen iſt, ſie zu verführen;

Und von den Mädchen, denen es nicht gelungen iſt, ſich zu verheirathen.

Ich trat am Arme des Sir P. C....., unſeres „Hausfreundes“, in den Ballſaal. Der gute Mann ſchleppte ſeinen rebelliſchen Fuß mühſam neben ſich her und ging demnach nicht raſch. So hatte ich Muße, mir die Toiletten und die Geſichter anzuſehen und dabei allerliebſte Fragmente von Geſprächen zu hören.

Als ich an den langen Reihen der ſitzenden Damen vorüber ging, ſah ich alle Geſichter in Bewegung kommen; ich zählte die boshaften Züge und die mir geltenden Epigramme, welche hinter dem Fächer noch verſchärft wurden.

In den Augen dieſer hochtrabenden und nach dem Salonroman lüſternen Damen war ich nicht mehr bei der Intrigue, ſondern hatte bereits die Entwickelung hinter mir. Wie immer zeigten ſich gerade Diejenigen am ſtrengſten gegen mich, die ſich ſelbſt am meiſten zu verzeihen hatten. Ich war indeſſen ſo jung und ſo beliebt, daß die Verleumdung in der Oppoſition, das heißt in der Minorität blieb.

Ich bemerkte Sir W. O..e, der mich mit den Augen ſuchte. Mein Schreck hinderte mich nicht, das Mittel zu finden, um mich des alten Oberſten zu entledigen. Ich erwähnte die Whiſttiſche, dankte ihm für ſeine Güte, und da er lieber Karten, als den Galan ſpielte, ſo ließ er ſich den freundlichen Abſchied nicht wiederholen und entfernte ſich von mir.

Sobald der junge Adjutant mich allein ſah, kam er auf mich zu und engagirte mich zur Quadrille. Die Muſik vermehrte noch meine Wonne. Zitternd fühlte ich den Arm meines Tänzers auf den meinigen, ich wagte es nicht, zu ihm aufzublicken, ich athmete nicht mehr; alle Verleumdungen der ganzen Erde hätten in dieſem Augenblicke auf mich herabſtürzen können, ich würde ſie nicht bemerkt haben.

Die Quadrille, welche in ſolchen Momenten gewöhnlich ſchnell vorüber geht, ſchien diesmal kein Ende nehmen zu wollen.

Doch es hat Alles in der Welt ein Ende, und ganz beſonders die Freuden; nichts iſt von langer, zuweilen ewiger Dauer, als die auf ſie folgenden Leiden.

Mein Tänzer mußte mich endlich verlaſſen. Ich konnte unmöglich den ganzen Abend an ſeiner Seite bleiben, denn die Welt iſt ein despotiſcher und unerſättlicher Feind; vergebens gewährt man ihm mehr als einem Freunde, man wird dennoch nicht von ihm geſchont.

Ich ſetzte mich neben eine vortreffliche Frau, die mir ſehr gewogen war. Sie beſaß einen freundlichen, aber ernſten Charakter, war eine ſcharfe Beobachterin der kleinen Dramen und üblen Leidenſchaften, die in den Salons ihre Stätte haben, und ich hatte großes Vertrauen zu ihr.

Miſtreß A. F... war die Gattin eines in Folge ſeiner perſönlichen Verdienſte und ſeiner ausgezeichneten wiſſenſchaftlichen Bildung in Calcutta ſehr angeſehenen Man-

nes; als ſolche hatte ſie das Recht, über Alles ein wenig zu ſpotten und beſchützte mit der Autorität ihres Namens und ihres Anſehens diejenigen Perſonen, für die ſie ſich intereſſirte.

Wenn ich angegriffen wurde, vertheidigte mich die liebreiche Dame. Obgleich wir noch nicht intim mit einander befreundet waren, ſo hatte ſie doch ſchon manche Lanze muthig für mich gebrochen.

Durch ihre Offenheit und Freimüthigkeit ſtärkte ſie mein Vertrauen zu ihr.

Sie war einundvierzig, ich ſechzehn Jahre alt. Ich betrachtete ſie gern als meine Mutter, da ich vom Schickdazu beſtimmt war, von der meinigen entfernt zu leben.

Miſtreß F... befand ſich als die Begleiterin ihrer Tochter auf dem Balle. Dieſe reizend ſchöne, junge Dame war mit mir ohngefähr in gleichem Alter.

Ich ſah mit Vergnügen, wie ſich die Mutter über die Triumphe ihrer Tochter freute und wie glücklich dieſe ſich durch die Zufriedenheit ihrer Mutter fühlte.

Ich empfand das Bedürfniß, mit Miſtreß F... zu ſprechen, denn ich war in einer aufgeregten Stimmung und wollte wiſſen, ob unſere Eindrücke die nämlichen waren.

„Ich möchte ſonſt glauben," ſagte ich zu ihr, „daß die Bälle zum Unheil der Frauen vom Teufel erfunden ſind."

„Wie kommen Sie darauf, Miſtreß James?"

„Die Ehemänner thun ſehr Unrecht daran, daß ſie ihre Frauen auf Bälle führen."

„Warum denn, wenn ich fragen darf?“

„Weil die Frauen daſelbſt Vergleiche anſtellen.“

„Was für Vergleiche?“

„Man vergleicht ſeinen Gatten mit anderen Männern, die Sprache des Hauſes mit der Sprache der Geſellſchaften.“

„Und dies iſt Ihrer Anſicht nach...“

„Sehr gefährlich.“

„Sie haben ganz ſonderbare Ideen!“

„Ich ſage Ihnen offen, was ich denke.“

„Und was iſt das Reſultat Ihrer Vergleiche?“

„Daß die Partie ungleich iſt; der Mann trägt in Geſellſchaft eine Maske, der Gatte im Hauſe trägt keine. Der Eine verſteht es, ſeine Vorzüge geſchickt an's Licht zu ſtellen, der Andere läßt ohne Umſtände ſeine Fehler und Mängel blicken. Ein Tänzer braucht auf dem Balle nur einen Augenblick liebenswürdig zu ſein, und er gefällt; bei einem Ehemanne iſt es etwas ganz Anderes: er kann den ganzen Tag liebenswürdig ſein und gefällt dennoch nicht immer.“

„Ja, die Einförmigkeit wird Ihnen läſtig, ſelbſt im Guten.“

„Allerdings. Ein ſtets liebenswürdiger Mann wird eben ſo drückend, als ein ſteter Grillenfänger.“

„Sie ſind noch ſehr jung, meine Theure, und ſind zu früh in den Eheſtand getreten, um ſeine Annehmlichkeiten zu verſtehen und ſeine Vorzüge zu erkennen.“

„Dies iſt leider wahr.“

„Die Ehe iſt ein Hafen nach dem Sturme, ein Obdach nach dem Gewitter, ein Ruheſitz nach den vorübergehenden Bewegungen des Lebens.“

„Ach, wie gern höre ich Sie ſo ſprechen!“

„Der Ball ängſtiget Sie, weil Ihre jugendliche und lebhafte Phantaſie, die ohne Leitung ſich ſelbſt überlaſſen iſt, im Strudel der Feſte nur von vorübergehenden Genüſſen angeregt worden iſt.“

„Was ſuchen Sie denn auf dem Balle?“

„Eine unſchuldige Zerſtreuung, nach der das häusliche Leben dann um ſo wohlthuender iſt.“

„Ich nehme Eindrücke mit mir, die mein ganzes Innere in Aufruhr verſetzen.“

„Der Ball iſt der freundliche Sonnenſtrahl am grauen Himmel des alltäglichen Lebens. Er erheitert und erquickt.“

„Sagen Sie vielmehr, er verſengt, Madame,“ ſetzte ich mit bewegter Stimme hinzu.

„Ja, wenn eine Frau mehr Eitelkeit, als Verſtand beſitzt.“

Sir W. D..e ging in dieſem Augenblicke vorüber und warf mir einen jener flüchtigen Blicke zu, welche zünden wie ein Blitzſtrahl. Das Erſcheinen dieſes Mannes verwiſchte den ganzen Eindruck der vernünftigen Worte meiner Freundin, welche ſchon auf dem Wege zu meinem für alles Gute empfänglichen Herzen geweſen waren.

Der kalte Verſtand der Miſtreß F. wollte mein Herz

zum Guten führen, aber ein neuer Zwischenfall entzündete wieder den Kampf zwischen dem „ich will“ und dem „ich will nicht“ in mir, diesen ewigen Kampf des Weibes auf dem veränderlichen Felde der Leidenschaften.

Ueber ein leichtfertiges Gespräch vergaß ich die ernste Unterhaltung.

Mistreß A., eine junge Polin, hatte einen alten englischen Obersten zum Gatten.

Sie glaubte sich tadellos zu benehmen, weil sie die größten Rücksichten gegen ihren Gatten beobachtete und ihn mit der möglichsten Schonung hinterging.

Sie war eine vollkommene Modedame, die Königin der Salons, jung, schön, geistreich, und sie verstand es, sich immer mit einem zahlreichen Kreise von Verehrern zu umgeben, die sie so geschickt gruppirte, daß es den Lästerzungen unmöglich wurde, den Bevorzugten unter der Menge zu erkennen.

Mistreß A. suchte in Gesellschaft Theilnehmerinnen ihrer Vergnügungen und Nachahmerinnen ihrer Schwächen.

Ich traf mit der schönen Löwin auf dem nämlichen Terrain zusammen.

„Was haben Sie denn mit dem schönen Sir W. O..e im Sinne?“ redete sie mich an. „Wissen Sie wohl, daß Sie alle Damen entsetzlich eifersüchtig machen?“

„Sie ausgenommen, denn der Staatsrath beschäftigt Ihre Gedanken weit mehr, als der Adjutant.“

„Von den Abwesenden wollen wir nicht sprechen.“

„Wie? Er iſt nicht hier?“

„Nein; ich will ihn in einer Soirée aufſuchen, zu der ich ſogleich gehen werde.“

„Begleitet Sie Ihr Gatte nicht?“

„Nein, und ich wollte Sie eben deshalb bitten, ihm während meiner kurzen Abweſenheit Geſellſchaft zu leiſten. Es gefällt meinem Manne dort nicht … und dann würde er auch keine Unterhaltung haben … daher will ich ihn in ſeinem eigenen Intereſſe einige Augenblicke Ihnen anvertrauen.“

„Aber was ſoll ich zu dem Oberſten ſagen?“

„Was Sie wollen, nur nicht, daß ich mich entfernt habe. Auf Wiederſehen.“

„Bleiben Sie nicht lange weg, denn ich möchte Ihnen Ihren Gatten bald zurückgeben.“

Sobald Miſtreß A. verſchwunden war, kam Sir O..e, der kein Auge von uns verwendet hatte, auf mich zu und zog mich aus der Verlegenheit, mit dem alten Oberſten ein Geſpräch anzuknüpfen.

„Wo haben Sie Ihre Freundin?“ fragte mich der junge Adjutant in ſpöttelndem Tone.

„Sie iſt einen Augenblick in eine andere Geſellſchaft gegangen.“

„In eine andere Geſellſchaft?“ wiederholte Sir O..e mit einem noch ironiſcheren Lächeln, als das erſte.

„Warum lachen Sie?“

Er antwortete mir nicht, lächelte aber fortwährend.

Nach etwa dreiviertel Stunden kam Miſtreß A. zurück.

Mit mitleidiger Hand ordnete ich die ein wenig derangirten Blumen ihres Kopfputzes wieder. Sie dankte mir dafür durch einen warmen Händedruck.

Man lernt nie aus in der Welt!

Nach einigen Tagen wurde ich intimer mit der jungen Frau, und ſie beſtrebte ſich, meine Erziehung zu vollenden.

O, die Frauen ſpielen einander, ohne es zu ahnen, die ſchlimmſten Streiche!

Ohne das Verdienſt der männlichen Eitelkeit ſchmälern zu wollen, ſind doch Rathſchläge und Beiſpiele gefährliche Verführer!

Ende des erſten Theils.

Europäiſche Bibliothek

der

neuen belletriſtiſchen Literatur

Deutſchlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 444. Band.

V. Serie. 44.

Memoiren von Lola Montez.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Memoiren

von

Lola Montez,

Gräfin von Landsfeld.

Aus dem Franzöſiſchen übertragen

von

Ludwig Fort.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Memoiren

von

Lola Montez.

Zweiter Theil.

Erſtes Kapitel.

Abreiſe von Calcutta. — Reiſe in's Innere von Oſtindien im Palankin. — Kurnal. — Ein verliebter Brahmine.

Scenen aus dem ehelichen Leben.

Das 21. Regiment der oſtindiſchen Compagnie, in welchem Mr. James Kapitain war, brach zur Expedition nach Afghaniſtan auf und ſollte in Kurnal, im Herzen Oſtindiens, dreihundert Lieues von Calcutta, Cantonnement beziehen.

Ich ſchied aus dem Paradieſe des bengaliſchen Capua; anſtatt der Bälle ſollte ich Garniſonen beſuchen.

Die Ausſicht auf eine Reiſe von mehreren Monaten, an der Seite meines Gatten, war nicht beſonders angenehm.

Der Kapitain James hatte ſeine Rolle als Gemahl einer beliebten Modedame von der ernſten Seite genommen, und ſpielte ſie mit großer Naturtreue. Er ſprach nicht, zeigte ſich ſelten, Niemand kannte ihn, und er galt daher allgemein für einen liebenswürdigen Mann.

Die Anwendung unserer Zeit auf der Reise war unverändert einen Tag wie den andern die nämliche. Wir brachten sie damit hin, uns zu streiten, gegenseitig unsere kleinsten Fehler zu erspähen und sie zu übertreiben, mit Einem Worte, nähere Bekanntschaft mit einander zu machen.

So gelangten wir zu der Einsicht, daß die vollkommenste Unverträglichkeit des Charakters zwischen uns stattfand.

Wir reis'ten nach indischem Gebrauche mit einer zahlreichen Suite von Bedienten, von denen einer immer unbequemer und überflüssiger war, als der andere, und welche dem Beispiele ihrer Herrschaft folgten, indem sie sich nach Möglichkeit stritten.

Meine einzige Zerstreuung war, den Friedensrichter zu spielen, wobei ich oft die spaßhaftesten Vertheidigungsreden anzuhören bekam. Die Indier sind den civilisirten Völkern sehr ähnlich: in einem Streite hat Jeder Recht.

Von Calcutta bis nach Benares fuhren wir auf dem Ganges.

Um ein wenig Abwechselung in die langweilige Fahrt zu bringen, nahm der Kapitain James mit der methodischen Trockenheit eines englischen Justizprokurators ein Heft aus der Tasche, in welchem er täglich und stündlich die verschiedenen Vorwürfe notirt hatte, zu denen ich ihm während der Festsaison in Calcutta Anlaß gegeben haben sollte und die er mir bei günstiger Gelegenheit in Summa vorzulesen gedachte.

Die Anklageakten waren lang, die Commentare noch länger. Um ein Ende zu machen, entriß ich die species facti raſch ſeinen Händen, und wir entſagten den conſtitutionellen Formen, um einen offenen Bürgerkrieg zu beginnen; dies war dramatiſcher.

Es gelang ihm bei jeder Gelegenheit, unter jeder Art von Vorwänden und durch alle erdenkliche Mittel, aufgebracht zu werden; ich wurde es dann ebenfalls, und wir zankten uns. Der Streit hat eigentlich auch ſeine angenehme Seite. Er geſtattet, immer das Nämliche mit einem großen Luxus der mannichfaltigſten Ausdrücke zu wiederholen.

Es gibt nur eine Tonart, in der man ſeinem Gatten ſagen kann, daß man ihn liebt; aber es gibt mehrere hundert Tonarten, in denen man ihm vorſingen kann, daß er uns langweilt, beſonders auf franzöſiſch. Ich bediente mich am häufigſten dieſer Sprache zu einer Menge von Epithetis, vor denen das Dictionnair der Akademie erſchrocken wäre.

Um dieſen weltbekannten Scenen des ehelichen Lebens ein Ziel zu ſetzen, bedienten wir uns anderer Transportmittel. Von Benares nach Kurnal waren wir „von Tiſch und Bett geſchieden,“ indem wir Jeder unſren eignen Palankin hatten.

Der Palankin iſt das bequemſte Transportmittel in Oſtindien.

Er iſt die alte Sänfte der Römer, von Menſchen

getragen, ein enger Kaſten, der im Innern mit kühlenden und duftenden Matten belegt iſt. Er hat ein Schiebfenſter, das man nach Belieben öffnen und verſchließen kann.

Die Kaſte der Parias verrichtet den Dienſt der Poſtpferde; dieſe unglücklichen menſchlichen Thiere tragen die Reiſenden oft ſiebenhundert Lieues weit, indem ſie ſich ohngefähr von funfzehn zu funfzehn Kilometern auf Stationen, welche Bengalows genannt werden, ablöſen. Sie laufen ſtets in einem kurzen Trabe, wie die Pariſer Fiakergäule. Dabei ſingen ſie nach einer aus zwei Noten beſtehenden Melodie ein indiſches Lied, das ihnen die Laſt erleichtern und die Reiſenden in den Schlummer wiegen ſoll.

Mein Gatte konnte ſo ſeine vorherrſchende Neigung ſtets befriedigen.

Des Nachts wird der Palankin von Männern mit großen Kienfackeln begleitet, deren blaſſer Schein den Weg erleuchtet.

Dieſe faſt ganz nackten Männer, welche nur mit einem Stück weißen Zeuges bekleidet ſind, haben bei dieſer grotesken Beleuchtung das Anſehen von Geſpenſtern.

Auf jeder Station löſen andere Parias ihre athemloſen und mit Schweiß bedeckten Gefährten ab.

Von Müdigkeit erſchöpft und mit aufgeriebenen Schultern, haben ſie demohngeachtet zuweilen noch Kraft genug, um ſich untereinander mit Stöcken zu prügeln.

In Benares, der heiligen Stadt der Hindus, verweilten wir einige Tage.

Hier wurden meine Augen durch den großartigſten Anblick von der Welt überraſcht.

Unterhalb der Stadt ſtrömte der Ganges vor mir hin, wie ein See ohne Ufer.

Auf coloſſalen Treppen von einer ſeltenen Steinart gelangt man an den Fluß. Dieſe Treppen ſind wahre Wunder der Baukunſt.

Ueberall auf der unermeßlichen Waſſerfläche, in der ſich die Strahlen der blendenden Sonne ſpiegelten, ſah ich Brahminen in betender Stellung, welche dem heiligen Strome ihre Opfer darbrachten. Am Ufer bewegte ſich eine zahlreiche Bevölkerung.

Aus allen Gegenden Oſtindiens wallfahrten die Gläubigen nach dem Hougli, um ihn anzubeten. Fiſcher kommen hierher, um das verlorene Kaſtenrecht wieder zu erlangen.

Frauen, Mädchen und Kinder brachten ihre Opfergaben dar, und Fakirs entſetzten die Zuſchauer durch gräßliche Verſtümmelungen ihres Körpers.

Ein Brahmine von hoher Geſtalt und mit ausdrucksvollem Geſicht blieb plötzlich vor mir ſtehen.

Ich ſchien ihm ganz beſonders aufgefallen zu ſein. Er unterbrach ſein Gebet, um höchſt eindringliche Worte an mich zu richten.

Aus ſeiner leidenſchaftlichen Sprache konnte ich erſehen, daß die Prieſter Brahma's auch Männer, und ohn-

geachtet ihres Keuschheitsgelübdes für die weibliche Schönheit zuweilen empfänglich sind.

In ihren orientalischen Sitten kennen sie weder Einleitungen noch Vorreden. Sie empfinden lebhaft, und sprechen lebhaft aus, was sie empfinden.

„Tochter Brahma's," redete er mich auf hindostanisch an, „gib mir Dein Herz, o gib es mir!"

„Was könnte ein Heiliger, wie Du, damit anfangen?"

„Ich würde es in den Hougli tauchen, um es zu läutern, und wenn es rein wäre wie der Kristall unserer Quellen, würde ich damit machen, was der Schmetterling mit der Blume, was der Vogel mit dem Grase, was der Bulbul mit der Rose macht."

Bei diesen Worten heftete er seine feurigen Augen auf die meinigen und nahm eine flehende Stellung an.

„Mäßige Dein Entzücken," rief ich ein wenig erstaunt über seine Dreistigkeit; „so viel Liebe gehört nur Deinem Gotte."

„Dein Anblick hat ihn aus meinem Herzen verbannt."

„Durch eine so gottlose Sprache verlierst Du Dein Kastenrecht, Du wirst ein Paria ..."

In diesem Augenblicke kam mein Gatte hinzu. Der Brahmine ließ das sonderbare Lächeln, mit dem er meine letzten Worte angehört, auf seinen Lippen ersterben. Sir James stellte sich, als habe er nichts bemerkt, im Stillen aber nahm er sich wahrscheinlich vor, der Sammlung von strafbaren Handlungen, Geberden und Thatsachen, deren

Vorleſung er auf der Reiſe mit ſo geringem Erfolge begonnen hatte, ein neues Kapitel hinzuzufügen.

Der Brahmine folgte uns indeſſen von ferne, um meine Wohnung zu erfahren.

Am folgenden Tage beſuchte er mich, war ſehr liebenswürdig, immer orientaliſch, und ohne Voltaire geleſen zu haben, gelang es ihm, trotz meiner Einwendungen, mir zu beweiſen, daß nur Dummköpfe Paria's werden, daß die Kühnheit eines Musketiers mit caſuiſtiſchen Doctrinen vereinbar iſt, daß man ſich in Oſtindien ſo gut, wie an vielen anderen Punkten des Erdballs, mit dem Himmel vergleichen kann.

Zweites Kapitel.

Benares. — Ein junger franzöſiſcher Diplomat. — Meerruth.

Die Liebe, wie die Diplomaten ſie verſtehen.

Benares iſt die maleriſcheſte Stadt Oſtindiens, auch wird es häufig von europäiſchen Reiſenden beſucht.

Ich fand dort eine Menge Engländer und Franzoſen, die entweder aus Eitelkeit, oder aus Geſundheitsrückſichten, oder auch deshalb reiſ'ten, um den Spleen zu verſcheuchen, dieſen Erbfeind der Briten, gegen den es kein anderes Heilmittel gibt, als die Bewegung.

Ich gab dem Brahma ſeinen treuloſen Prieſter zurück, deſſen orientaliſcher Styl und Gewiſſenskapitulationen mir endlich in hohem Grade läſtig wurden.

Während des Spaziergangs, den ich jeden Morgen am Ufer des Fluſſes machte, bemerkte ich einen jungen Franzoſen, den ich in Benares ſchon in Geſellſchaften angetroffen hatte und der einen dünkelhaften Hochmuth und

eine prätentiöse europäische Vornehmheit zur Schau trug. Er affectirte das Benehmen eines Diplomaten, und schien von seiner Person nicht wenig eingenommen zu sein.

Am Tage kam er mir noch einfältiger vor, als des Abends.

Die Schuld davon lag vielleicht an dem trivialen Vergnügen, mit dem ich ihn sich beschäftigen sah.

Schon am frühen Morgen saß er im eleganten Soireeanzuge auf der nach dem Flusse hinabführenden Treppe und liebäugelte durch Grimassen und Lorgnoneffecte mit den badenden Mädchen, die sich vor ihm im heiligen Wasser des Hougli tummelten.

Mein Unwille wurde erregt, und ich konnte mich nicht enthalten, in einem ziemlich unsanften Tone zu ihm zu sagen:

„Was Sie hier thun, mein Herr, ist nicht schicklich.“

Er stand auf, ließ sein Lorgnon auf die Weste herabfallen und machte mir eine tiefe Verbeugung.

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen widersprechen muß, Madame, aber mein Zeitvertreib ist sehr unschuldig, und mich dünkt, daß Niemand sich dadurch beleidigt fühlen kann.“

„Woher wissen Sie das?“

„Diese Mädchen scheinen sich wegen meiner durchaus nicht zu geniren.“

„Sie glauben wahrscheinlich eine nautische Belustigung mit anzusehen?“

„Allerdings.“

„Sie irren ſich; was Ihre Blicke anzieht, iſt eine religiöſe Ceremonie.“

„Eine religiöſe Ceremonie? in einem ſo leichten Anzuge? ...“

„Warum nicht? in den civiliſirten Ländern betet man die Gottheit in einem decenten Kleide an; in Indien entkleidet man ſich, weil die Gottheit ein Fluß iſt, und weil das Eintauchen in ſeine Wellen die Stelle des Gebets vertritt.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Belehrung, Madame; dürfte ich mir erlauben, nach dem Namen eines ſo liebenswürdigen Cicerone zu fragen?“

„Sagen Sie mir zuerſt den Ihrigen.“

„Ich heiße Virgil von M....., und bin im franzöſiſchen Miniſterium des Auswärtigen angeſtellt.“

„Und Sie ſind in Oſtindien, um Diplomatie zu treiben?“

„Ja, Madame.“

„Mit den Engländern?“

„Nein.“

„Mit den Hindus?“

„Auch nicht.“

„Alſo mit wem denn? ... Doch ja, mit den badenden Mädchen wahrſcheinlich.“

„Meine Miſſion iſt viel ernſterer Art: ich bin von meiner Regierung an den Kaiſer von China abgeſandt.“

„Und Ihre Sendung beſteht worin?“

„Dem Kaiſer ein wichtiges Schreiben zu überbringen.“

„Und dies nennen Sie Diplomatie?“ rief ich mit lautem Gelächter.

„Allerdings, Madame, es kann nicht Jeder einen Brief ſo weit beſorgen.“

„So weit ... eine rechte Kunſt!“

„Wohl wahr, Madame, aber das Reiſen bildet die Jugend. Sie werden ſich ohne Zweifel einige Tage in Benares aufhalten? in dieſem Falle würde ich Sie um die Erlaubniß bitten, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen.“

„Ich reiſe morgen nach Kurnal.“

„Dann würde es mir ſehr angenehm ſein, in Ihrer Geſellſchaft reiſen zu können.“

„Unſere Wege ſind wahrſcheinlich nicht die nämlichen.“

„Ich werde den Ihrigen einſchlagen, Madame. Ich bin nicht an den Weg gebunden, denn ich reiſe auf Koſten meiner Regierung.“

„Mein Gatte kennt Sie nicht, und ich müßte Sie ihm vorſtellen, damit Sie uns auf der Reiſe begleiten könnten.“

Während wir das Geſpräch fortſetzten, ohne daß es mir gelang, es auf das beliebte Feld der Frauen und Galanterieen zu lenken, nahm ich den Arm des Diplomatenlehrlings, und ließ mich von ihm nach meiner Wohnung begleiten. Wir fanden den Kapitain James ſehr geneigt, ſich zu erzürnen.

Ich ließ jedoch ſeinen Zorn nicht zum Ausbruch kommen.

„Lieber Mann," ſagte ich zu ihm, „ich ſtelle Dir Herrn Virgil von M., außerordentlichen Geſandten der franzöſiſchen Regierung bei Seiner Majeſtät dem Kaiſer von China vor."

Der Kapitain James verbeugte ſich ehrerbietig vor dem officiellen Briefträger, den er mindeſtens für einen bevollmächtigten Miniſter hielt. Der Attaché ſeinerſeits bildete ſich noch mehr auf ſeine Perſon ein, als er ſah, welche Wirkung er auf meinen Gatten hervorbrachte.

Dieſer war ganz zufrieden damit, in ſo vornehmer Geſellſchaft zu reiſen, und wir verließen zuſammen Benares, um uns nach Kurnal zu begeben.

Auf der Reiſe werden Freundſchaften raſch geſchloſſen. Nach wenigen Palankinſtationen waren Sir James und Herr von M. die beſten Freunde.

Zwiſchen Benares und Kurnal waren die Bengalovs Stunden lang. Die Palankinträger wetteiferten in der Geſchwindigkeit mit den Schildkröten.

Sir James ſchlief nach ſeiner Gewohnheit faſt beſtändig.

Auf jeder Station ſtiegen der „Geſandte" und ich aus, um uns zu unterhalten. Verdrießlich nahm ich dann wieder in meinem Palankin Platz, denn ich fühlte das Bedürfniß, in Geſellſchaft zu reiſen. Die in Auskunftsmitteln ſo fruchtbare weibliche Phantaſie ſann auf Zerſtreuun-

gen, als plötzlich zu ſehr gelegener Zeit mein Palankin zerbrach.

Dies war doch eine Abwechſelung in der Einförmigkeit dieſer höchſt langweiligen Reiſe. Anfangs erſchrak ich heftig, als ich mitten unter die Paria's fiel.

Um den Lohn für ihren Weg zu verdienen, wollten ſie mich durchaus auf den Armen bis zum nächſten Bengalov tragen; Herr von M. aber, deſſen Palankin hinter dem meinigen folgte, bot mir galant ſeinen Platz an. Die Equipage des Kapitains James war ſchon eine bedeutende Strecke voraus.

Ich zog es vor, am Arme meines Begleiters bis zur nächſten Station, welche nicht mehr weit entfernt war, zu Fuß zu gehen. Während die Paria's mit ziemlicher Ungeſchicklichkeit meinen Palankin wieder in brauchbaren Stand verſetzten, warteten wir mehrere Stunden in einer mit Stroh gedeckten kleinen Hütte, welche von hohen Bäumen beſchattet wurde.

Die gefällige engliſche Regierung hat auf allen Stationen ſolche Häuschen bauen laſſen, damit die Reiſenden ausruhen können.

Während dieſes Aufenthalts war Virgil von M. ſehr liebenswürdig. Wie die meiſten jungen Franzoſen, ſprach er ziemlich leichtfertig von dem ſchönen Geſchlecht. Er ſuchte etwas darin, ſchon im zweiundzwanzigſten Jahre blaſirt und ſkeptiſch zu erſcheinen.

Wenn dies keine günſtige Gelegenheit war, die Un-

terhaltung interessant zu machen, so gab es gar keine. Ich gestehe indessen, daß es mir viel Mühe kostete. So oft ich von den Frauen sprach, hatte er jederzeit fertige Antworten, die meine Versuche vereitelten.

In Bezug auf die Welt sagte er zu mir:

„Ich sehe, daß Sie gern von ihr sprechen, Madame. Sie lieben sie wohl sehr?"

„O ja, obgleich sie eben nicht liebreich ist."

„Dieser Meinung bin ich auch."

„Lassen Sie hören, was werfen Sie ihr vor?"

„Daß sie uns mit Frauen in Berührung bringt, an die wir nutzlos unsere Zeit verschwenden."

„Und ich möchte ihr den Vorwurf machen, daß sie uns mit Männern in Berührung bringt, die ihre Gefühle — wenn sie überhaupt solche haben — ganz auf die nämliche Weise ausdrücken."

„Und Sie wünschen etwas Neues?"

„Ja, dies suche ich schon seit zwei Jahren."

„Sie haben sich wohl auch in dieser Absicht ververheirathet?"

„Spotten Sie nicht über Ehefrauen."

„Ich spotte keineswegs. Die verheiratheten Frauen sind den Diplomaten sehr nützlich, wenn sie hochgestellte Gatten haben, von denen sie in ihrer Carriere unterstützt werden können."

„Ist dies Ihr Glaubensbekenntniß?"

„Ja, Madame, ich bin ein halber Engländer. Das

Poſitive ſteht obenan; zuerſt der Ehrgeiz, dann die Liebe.“

„Aber dies iſt ebenfalls durchaus nichts Neues. Etwas Neues ... ich bitte darum.“

„Etwas Neues? es iſt ſchon da: bedenken Sie ein wenig unſre gegenwärtige Lage.“

„Was meinen Sie damit?“

„Eine ſchöne, geiſtreiche junge Frau neben einem jungen Manne, der zwar, wie ich ſehr gut weiß, nicht ſchön, jedenfalls aber ſehr ... verliebt iſt. Dies werden Sie hoffentlich neu finden?“

„Ich kann es nicht leugnen, die Erklärung iſt originell.“

Wir ſetzten unſere Reiſe fort.

In Meeruth, einer großen Stadt, wo der Generalſtab der engliſchen Armee lag, bewegte ſich die Unterhaltung noch auf dem nämlichen Gebiete.

Der Diplomat verwandelte ſich in einen Anbeter, der Zweifler in einen Gläubigen. Wenn er im Zuge war, tiſchte er mir mit einem Gedächtnißreichthum, der ein beſſeres Loos verdient hätte, alle Gemeinplätze leidenſchaftlicher Liebe auf, die er in den Leihbibliothekromanen geleſen hatte.

So weit hatte ich ihn abſichtlich bringen wollen. Er übertraf meine Erwartungen und ergötzte mich weniger, als ich es geglaubt hätte. Wenn er im beſten Feuereifer war, unterbrach ich ihn mit einem Blicke, der ihm jeden weiteren Schritt unmöglich machte.

Dieſer Virgil von M. war ein trauriger Menſch!

In offenherzigen Momenten hatte er mir von einer alten Dame erzählt, welche großen Einfluß auf ſeinen Miniſter ausübte, der ihm bei ſeiner Zurückkunft einen Orden verſprochen hatte.

Damals pflegten viele Regierungen ihre Briefträger nach dem Auslande mit Ehrenkreuzen zu bezahlen.

Drittes Kapitel.

Meeruth. — Zuſammenkunft mit dem Generalmajor Craigie. Brief von meiner Mutter. — Die Fürſten von Kabul.

Allgemeine Umarmung.

Mein Reiſegeſellſchafter war deshalb nicht weniger aufmerkſam und zuvorkommend gegen mich. Er hoffte das Verlorne wieder zu gewinnen.

Die Liebe beeinträchtigte jedoch keineswegs ſeinen Ehrgeiz. Er verlor ſeinen Brief an den Kaiſer von China nicht aus den Augen.

Das Reiſen im Palankin hatte ihm gefallen, das Himalayagebirge aber gedachte er auf einem Kameele zu paſſiren, um am Hofe des Sohnes der Sonne ſein Geſandtenexamen zu beſtehen.

In Meeruth wurde der Palankin in den Schuppen geſtellt, ich bezog mit meinem Gatten die für uns in Bereitſchaft gebrachte Wohnung, und da der Herr Ge-

ſandte keine diplomatiſchen Gründe fand, um ſeinen Aufenthalt in dieſer Stadt zu motiviren, ſo mußte er ſich zur Trennung von mir entſchließen. Ich wünſchte ihm von Herzen glückliche Reiſe, mit dem Verſprechen, ihn in Frankreich wieder aufzuſuchen, „wo ich," ſagte ich mit der ernſthafteſten Miene zu ihm, „Sie als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten wiederzuſehen hoffe."

Mein Stiefvater, der Generaladjutant Craigie, der in Meeruth den Generalſtab der Armee von Afghaniſtan commandirte, kam mir entgegen und nahm mich mit der Freude eines Vaters auf, der glücklich iſt, ſeine Tochter nach einer mehrjährigen Trennung wiederzuſehen.

Er überhäufte mich mit den zärtlichſten Liebkoſungen, denn obgleich ich mich ohne ſeine und meiner Mutter Einwilligung verheirathet hatte, könnte er doch nicht vergeſſen, daß er mich erzogen hatte. Sein liebevoller Blick ſagte mir, daß ich noch ſeine Adoptivtochter war.

„Ich habe Dich immer wie mein eignes Kind geliebt, Lola," ſagte der vortreffliche Mann.

„Ich weiß es, lieber Vater, und ich habe mich auch ſehr oft alles des Guten erinnert, das Sie an mir gethan haben."

„Du haſt indeſſen mir und Deiner Mutter viel Kummer gemacht."

„Ach, ich habe auch mir ſelbſt viel Kummer bereitet!"

„Wie konnteſt Du Dich ohne den Rath und die

Einwilligung Deiner Eltern, die Dich aufrichtig lieben, vermählen?“

„Vermählen?“ erwiderte ich mit Thränen in den Augen; „ich bin vermählt, wie man ſich in England vermählt!“

„Was meinſt Du damit?“

„Ich meine damit, daß ich es ſelbſt nicht recht weiß, ob ich wirklich vermählt bin. Ich will Ihnen dies ſpäter erzählen. Wo iſt meine Mutter?“

„Sie bringt die heißen Sommermonate in dem gemäßigteren Klima von Simla zu. Deine Verbindung hat ſie tief betrübt.“

„Sie hat indeſſen die meiſte Schuld daran.“

„Wie ſo? Du ſetzeſt mich in Erſtaunen.“

„Weil ſie ein Geldgeſchäft anſtatt einer Verbindung für mich abſchließen wollte.“

„Mit wem?“

„Wiſſen Sie es denn nicht? mit einem Greiſe, der in Oſtindien ein großes Vermögen beſitzen ſoll.“

„Mit einem Greiſe?“ rief der Generalmajor erſtaunt.

„Ja, mit einem hochbejahrten Manne, der mein Urgroßvater ſein könnte.“

„Wer hat Dir dies geſagt?“

„Meine Mutter ſelbſt.“

„Wenn ſie Dich mit dieſem Manne hat vermählen wollen, ſo that ſie es gewiß in der beſten Abſicht. Eine

Mutter kann unmöglich etwas Anderes als das Glück ihrer Tochter wollen. Biſt Du jetzt glücklicher?“

„Nein,“ antwortete ich weinend, „im Gegentheil, ich bin ſehr unglücklich.“

„Warum?“

„Weil ich meinen Gatten nicht liebe und ihn nie geliebt habe.“

„Warum haſt Du ihn dann geheirathet?“

„Man wird zuweilen gezwungen, einen Mann zum Gatten zu nehmen, den man nicht liebt. Um dem Greiſe zu entgehen, würde ich den Teufel geheirathet haben.“

„Du mußt Dich mit Deiner Mutter wieder ausſöhnen, liebes Kind.“

„Dazu wird ſie ſich nie verſtehen.“

„Eine Mutter verzeiht ſtets gern. Schreibe einen freundlichen und liebevollen Brief an ſie, den ſie bald erhalten ſoll, und Du wirſt ſehen, daß ſie Dir ebenſo antwortet.“

Ich gehorchte dem Major auf der Stelle und ſchrieb an meine Mutter. Nach Verlauf von neun Tagen erhielt ich folgende Antwort:

„Simla im Himalaya, den 27. Juli 1843.

„Liebe Tochter!

„Wenn die Fehler einer Tochter Unerfahrenheit und böſe Rathſchläge zu ihrer Entſchuldigung haben, ſo vergiebt eine Mutter ſie ſtets; dem Manne aber,

der mein Vertrauen und meine Freundſchaft dazu gemißbraucht hat, ein Kind zu entführen, das nicht wußte, was es that, kann ich nie verzeihen.

„Dieſer Mann hat mit der Religion wie mit der Unſchuld ein ſtrafbares Spiel getrieben. Ich zweifle ſehr, daß Gott ihm je das Glück beſchert, deſſen er nicht würdig iſt.

„Dir aber verzeihe ich. Komm auf einige Zeit zu mir nach Simla. Die Freude, mit der ich Dich aufnehmen werde, ſoll Dir ein Beweis ſein, daß das Herz einer Mutter vergeſſen kann.

„Deine Dich liebende Mutter

„O. Montalvo-Craigie.“

Ich las meinem Stiefvater dieſen freundlichen Brief vor, der uns Beide glücklich machte.

Mein Gatte, dem ich ihn ebenfalls aus ganz beſonderen Gründen zeigte, nahm ihn mit einem Gefühle des heftigſten Zornes auf. Er rief ihm ſehr ernſte Erinnerungen in's Gedächtniß zurück.

Ich kündigte ihm an, daß ich nach Simla gehen wolle. Er antwortete mir nicht darauf und nahm das bewußte Notizenheft hervor, das er ſchon einmal aufgeſchlagen hatte, um mir unterwegs eine angenehme Zerſtreuung zu verſchaffen, ſchrieb einige Zeilen in engliſcher Sprache hinein, die einen tiefen Sinn hatten, ſchob das Taſchenbuch dann wieder in ſein Futteral und entfernte ſich artig, ohne noch ein Wort zu ſagen.

Als ich nach dem Himalayagebirge abreiſ'te, war der Krieg von Afghaniſtan ohngefähr ebenſo beendigt, wie in dieſen halbwilden Ländern die Kriege faſt immer endigen. Man fraterniſirt mit Flintenſchüſſen und unterzeichnet Friedensverträge, während man die Säbel ſchärft.

Die engliſchen Truppen der Expedition, welche an den Ufern des Indus in Cantonnirung lagen, ſammelten ſich im Hauptquartier Meeruth, um dann ihre verſchiedenen Garniſonen in den benachbarten Städten zu beziehen.

Oeffentliche Feſtlichkeiten wurden zur Feier des Friedensſchluſſes mit den Fürſten von Kabul angeordnet, die wie gewöhnlich einen Theil ihres Gebiets an England abtraten.

Um ſich von den Beſchwerden des Kriegs zu erholen, ſchickten die Fürſten von Kabul ſich an, nach Simla zu gehen. Wie früher die Römer zur Zeit des Raubes der Sabinerinnen, kamen ſie dahin, um ſich mit Weibervorrath zu verſehen.

Sie durchſtreiften das Land mit ihren Schätzen, die ihnen die Engländer für den Augenblick noch gelaſſen hatten, und fragten überall, ob Frauen zu verkaufen ſeien.

Sie erboten ſich, dieſe baar zu bezahlen — eine große Seltenheit!

Die vielen engliſchen Damen, welche ſich zur Zeit in Meeruth aufhielten, bewunderten die koſtbaren Trachten und Waffen dieſer uncivilisirten großen Herren.

Einige von ihnen wären gar nicht abgeneigt geweſen, ſich wie Sabinerinnen behandeln zu laſſen; aber ſie waren von den um Meeruth zuſammengezogenen Truppen eingeſchloſſen. Unter dieſen befanden ſich ihre Gatten, Brüder, Söhne und ſelbſt Vettern, welche nach den Mühſeligkeiten des Kriegs die Familienfreuden genießen wollten.

Es war eine allgemeine Umarmung auf der ganzen Front.

Jedermann nahm Theil daran, ausgenommen mein Gatte und ich. Alle freuten ſich, einander wiederzuſehen, wir freuten uns, daß wir uns trennen konnten....

Viertes Kapitel.

Ein Affe als Liebesbote. — Eine Knabenliebe.

Simla.

Ich kam in der schönsten Jahreszeit nach Simla.

Die Natur hat diesen reizend gelegenen Winkel Ostindiens mit ihren herrlichsten Gaben in verschwenderischer Fülle ausgestattet. Man findet hier die seltensten Blumen, die prächtigsten Wälder, die schönsten Wiesen und das frischeste Wasser, verbunden mit dem milden Klima Neapels und der stärkenden Luft der Pyrenäen.

Simla ist das Baden-Baden von Hindostan, das Gretna-Green der Liebenden, das Bedlam*) der alten Hagestolze, das Paradies der Frauen, das Fegefeuer der verblühten Witwen, die Hölle der Ehemänner.

In dieser fashionablen Wüste tanzt, jagt, ißt, trinkt

*) Ein Irrenhaus in England.

und ſpielt das ſich langweilende England und giebt ſich unter dem Vorwande, durch eine heilſame Badecur ſein Leben zu verlängern, allen entnervenden Ausſchweifungen hin.

Mit Einem Worte, die reichen Leute kommen hierher, um die hübſcheſten Todſünden zu begehen.

Ich fand meine Mutter in einer allerliebſten Cottage, die auf einem ſteilen Felſen des Himalayagebirges lag.

Mein Empfang von ihrer Seite war freundſchaftlich, obgleich ein wenig kalt.

Im Augenblicke meiner Ankunft war ſie eben von einer Promenade in ihrer eleganten Jumpaune, einer Art Sänfte mit Decke von geöltem Zeuge, das in Indien die Wachsleinwand erſetzt, zurückgekehrt.

Nachdem ſie mich umarmt hatte, ſprach ſie von meiner Verbindung. Ihre Vorwürfe waren lang und hart.

„Wenn Du Vertrauen zu mir gehabt hätteſt!...“

„Was wäre dann geſchehen, liebe Mutter?“

„So wäreſt Du jetzt eine der reichſten und angeſehenſten Damen von Calcutta.“

„Und eine der lächerlichſten!“

„Wie? eine der lächerlichſten?“

„Ja, denn es giebt nichts Lächerliches als ein junges Mädchen, die mit einem Greiſe verheirathet iſt.“

„Oder ein junges Mädchen, die einen Mann ohne Vermögen, den ſie nicht liebt, zum Gatten genommen hat.“

„Laſſen wir das, liebe Mutter. Ich freue mich ſo ſehr, Sie wiederzuſehen, daß ich nicht nur den Kummer, den ich Ihnen, ſondern auch den, welchen ich mir ſelbſt bereitet habe, vergeſſen will.“

Der Salon füllte ſich bald mit einer Menge eleganter Müſſiggänger, deren Anweſenheit mich nöthigte, die Kundgebung meiner Zerknirſchung aufzuſchieben.

Nach und nach entfernten ſich an dieſem Aufenthaltsorte der weiblichen Koketterie und der fortwährenden Galanterie die Verehrer vom Triumphwagen der Mutter, um ſich an den der Tochter zu ſpannen, und dies war ganz natürlich.

Ich ſang recht angenehm, ich tanzte mit Grazie, ich ſpielte Pianoforte, Harfe und Guitarre, ich konnte reiten, fechten, ſchießen und war unermüdlich auf der Jagd.

Alle dieſe kleinen Talente machten mich zur Löwin von Simla.

Von den Herren geſucht, von den Damen tolerirt, weil ich mich ſtets freundlich gegen ſie zeigte und es aus Taktik vermied, ihre Eitelkeit zu verletzen, führte ich ein Leben ununterbrochener und mannichfaltiger Vergnügungen.

Die Huldigungen folgten mir überall hin, in die Salons und auf die Spaziergänge zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen; ich wurde mit Liebeserklärungen jeder Form, jedes Styls und jeder Sprache überſchüttet.

Bald wurde ich gegen dieſes allgemeine Petitioniren gleichgiltig.

Ich ſehnte mich nach Abwechſelung von den faden Schmeicheleien der Salons, und fand eine ſolche in der Betrachtung des wundervollen Panorama's, das ſich vor meinen Fenſtern entrollte. Ich ſtand frühzeitig auf, um meinen Blick an der üppigen Vegetation zu laben, welche ſchön iſt durch ſich ſelbſt und originell durch die Geſchöpfe, von denen ſie belebt wird. Es machte mir unendliches Vergnügen, in dem an unſer Wohnhaus anſtoßenden Eichenwalde die faſt mannsgroßen Affen zu beobachten, welche entweder auf den Bäumen umherſprangen oder im friſchen Graſe Erdbeeren und im Gebüſch Himbeeren ſuchten.

Ueber dieſen Thieren ließen Schwärme von wilden Pfauen ihr widerwärtiges Geſchrei vernehmen und zogen lange goldene und azurblaue Streifen auf das dunkle Laub.

Doch in Simla wie in den europäiſchen Bädern ſteht die Galanterie ſchon am frühen Morgen auf, denn ſie weiß, daß die faſhionable Saiſon kurz iſt und daß man nicht ſäumen darf ſie zu benutzen.

Spaziergänger jeden Alters ſtreiften um das Haus herum, ſcheinbar mit ganz anderen Dingen beſchäftigt als mit mir.

Einer von ihnen, ein junger Offizier von der königlichen Marine, Sir A. Ph..., ſtellte ſich — wahrſcheinlich um ſeine mathematiſchen Kenntniſſe nicht zu vergeſſen — als ob er Berechnungen machte und die

Entfernung vom Erdboden bis zu meinen Fenstern meſſen wollte.

Ein Anderer kam ſchon vor Tagesanbruch und legte mit Hilfe einer langen Stange Briefe auf das Fenſterbret.

Viele Andere übergehe ich mit Stillſchweigen, um Desjenigen zu erwähnen, der mir vorzugsweiſe im Gedächtniß geblieben iſt. Er war ein Knabe von kaum ſiebzehn Jahren, aber ſchon reif an Entſchloſſenheit, der mich ohne Umſtände heirathen wollte. Zum Spielkameraden hatte er einen zahmen Affen, den er zur Rolle eines galanten Merkurs abrichtete.

Jeden Morgen ſah ich den verſchwiegenen Boten über das Dach unſers Hauſes klettern, durch meine Jalouſieen einen Brief in's Zimmer werfen und ſich dann wieder entfernen.

Nach und nach wurde der Affe dreiſter, ſo daß er endlich, ſo oft er konnte, ohne Weiteres in mein Zimmer kam und die Liebesbriefe ſeines Herrn auf mein Bett legte.

Er klopfte an's Fenſter, wenn er es verſchloſſen fand und hielt ſo lange Wache vor demſelben, bis ich aufſtand und ihm öffnete.

Dann ſchlüpfte der ſonderbare Beſucher herein und ſetzte ſich mir gegenüber, um mir Geſellſchaft zu leiſten. Um mich ſeiner langen Beſuche zu entledigen, entſchloß ich mich, auf die zärtlichen Billets ſeines Gebieters zu antworten.

Ich faltete meinen Brief zuſammen, befeſtigte ihn

vermittelſt eines gelben Bandes am ſilbernen Halsbande des Affen und öffnete das Fenſter, durch welches er alsbald verſchwand.

Der Inhalt meines Briefes lautete folgendermaßen:

„Mein Herr!

„Sie ſcherzen ohne Zweifel, wenn Sie in Ihrem Alter von Liebe ſprechen. Sie ſagen mir, daß Sie mir die Ihrige auf jede mögliche Art beweiſen wollen. Große Jugend und hohes Alter verſprechen immer mehr als ſie halten können.

„Wenn Sie wüßten, was man Alles von der Liebe verlangt! Sie bedürfen wenigſtens noch fünf Jahre zur Ausbildung aller Ihrer Mittel.

„Bis dahin rathe ich Ihnen, die Liebe zu vergeſſen. Wenn man zu früh anfängt, wird man bald überſättigt. Glauben Sie der langen Erfahrung einer ſiebzehnjährigen Frau und entſchuldigen Sie, daß ich Ihre Gefühle nicht theilen kann.

„Lola Guilbert James.“

Die Antwort wurde mir umgehend durch die gewöhnliche Staffette. Der junge Narr hielt ſich noch nicht für geſchlagen und erwiderte meine philoſophiſchen Sentenzen mit ſentimentalen Extravaganzen. Sein Brief kündigte mir einen wahrhaft unglaublichen Entſchluß an.

„Madame!

„Meine Liebe iſt ſtärker als je. Sie müſſen mir durchaus das Glück gewähren, Sie beſuchen zu dürfen.

„Um dies zu erreichen, fühle ich mich zu Allem fähig. Ich werde Ihnen ſogar, wenn es ſein muß, meinen Affen zum Opfer bringen und mich in ſein Fell nähen laſſen; auf dieſe Art kann ich wenigſtens zu Ihnen gelangen.“

Ich mußte über den Einfall des Gamins herzlich lachen. Der ſo gelehrige unglückliche Affe hatte gewiß keine Ahnung davon, daß er der Ueberbringer einer Verſchwörung gegen ſein Leben war.

Ich verzichtete auf die Beruhigungsmittel, denn ich ſah ein, daß ſie vergebens geweſen wären.

Ueberdies ſchien mir der Beſuch originell und nicht ſehr gefährlich.

In der Abweſenheit meiner Mutter wagte ich das Abenteuer. Ich bewilligte die erbetene Audienz.

Nach einigen Augenblicken kam der junge Menſch in einem allerliebſten Knabenanzuge zu mir.

Sein längliches, regelmäßiges und außerordentlich ſanftes Geſicht verrieth keine Spur der Leidenſchaft, von der er ſich verzehrt glaubte. Schöne blonde Haare fielen bis auf ſeine Schultern herab und ein umgeſchlagener blendendweißer Hemdkragen ließ den ſchön geformten runden Hals ſehen.

Wer beſchreibt mein Erſtaunen, als ich nach einigen Minuten der Unterhaltung bemerkte, daß er ſich anſchickte, ſein ganzes Programm buchſtäblich auszuführen!

Obgleich der junge Mann kaum ſiebzehn Jahre alt war, ſo ſchien er doch ſchon ſehr erfahren zu ſein.

Hätte ich ihn gewähren laſſen, ſo würde er ſich ganz vortrefflich benommen haben. — Dieſes Phänomen von einem Knaben war ein junger Engländer aus ſehr guter Familie.

Fünftes Kapitel.

Sentimentaler Spazierritt mit Wilden. — Die Fürsten von Kabul als Liebhaber.

Simla.

(Fortsetzung.)

Der Wunderknabe interessirte mich. Seine Besuche wurden häufiger und ich sah ihn gern kommen. Da aber Alles in der Welt sich erschöpft, so wurde ich plötzlich andern Sinnes.

Meine Mutter forderte mich auf, nach Meeruth zu meinem Gatten zurückzukehren.

Dieser Rath war keineswegs nach meinem Wunsche, besonders in einem Augenblicke, wo der Aufenthalt in Simla höchst angenehm wurde.

Junge Frauen ohne ihre Gatten, und Männer ohne ihre Gattinnen kamen in Menge an. Wie in den Seebädern und auf den Maskenbällen, so werden auch in

Simla die Intriguen auf gut Glück angeſponnen; die Umſtände ſind zuweilen ſehr mannichfaltig und der Ausgang iſt oft unerwartet, wenn ein Mann ſeine Frau, oder eine Frau ihren Mann auf friſcher That des Hochverraths ertappt.

Auch die Fürſten von Kabul hatten ſich zu ihrer Erholung in unſerm reizenden Capua eingefunden. Sie waren von den Engländern beſiegt worden und hatten ſich vorgenommen, dafür an den Damen Wiedervergeltung zu üben. Die jungen Wilden fühlten das Bedürfniß, ſich zu civiliſiren.

Zur Beſtreitung ihrer Erziehungskoſten brachten ſie eine Menge werthvoller Juwelen mit. Sie hatten ein prächtiges Gefolge, beſtehend in Sklaven, welche Schilde trugen, auf denen die Reichthümer und Geſchenke lagen, welche dazu beſtimmt waren, die Augen der Schönen von Simla zu blenden.

Eine von dieſen, Miſtreß Ch..., welche das Leben aus dem nämlichen Geſichtspunkte betrachtete wie ich, ſchlug mir vor, die Eroberung dieſer Ritter zu verſuchen, die ſich nur ſo gern erobern laſſen wollten.

„Aber was wollen wir mit dieſen liebenswürdigen Souverainen anfangen?“ fragte ſie mich.

„Wir amüſiren uns mit ihnen.“

„Was verſtehen Sie darunter?“

„Die Form, unter der ſie uns amüſiren können, müſſen wir von ihnen erwarten. Tragen Sie keine

Sorge; wenn ſie einmal angefangen haben, werden ſie den Excentricitäten ihrer wilden Galanterie ſchon freien Lauf laſſen.

„Sie halten es alſo für hinreichend, ſie zu ermuthigen?“

„Ja wohl.“

„Dies wäre für's Erſte ganz gut. Aber nachher? Ich habe keine Luſt, in einen Harem geſchleppt zu werden, und Sie?“

„Ich eben ſo wenig.“

„Sie werden es uns aber ohne Zweifel vorſchlagen.“

„Auf dieſen Vorſchlag antworten wir mit einem andern.“

„Mit welchem denn?“

„Sie zu heirathen.“

„Sie ſcherzen!“

„Durchaus nicht ... vor Brahma natürlich, anders nicht.“

„Vor Brahma?... Das iſt wahr, ſo verpflichten wir uns zu nichts.“

Wir lachten um die Wette.

„Um den Anfang zu machen,“ ſagte Miſtreß Ch...„ „wollen wir ihnen einen Spazierritt vorſchlagen, oder einen Ball, den ſie uns in dem ſchönen Palaſte, den ſie für die Saiſon gemiethet haben, geben ſollen. Haben Sie dieſen ſchon geſehen?“

„Nein, aber ich habe andere gesehen und kann mir dieses orientalische Wohnhaus lebhaft vorstellen.“

„Ich habe ihn gesehen und ich bin überzeugt, daß Sie sich keine richtige Idee davon machen. Denken Sie sich, daß nicht allein die Zimmer, sondern auch die Gärten mit Caschemirshawls tapezirt sind; überall erblickt man diese, selbst in den Ställen der Pferde, welche mit der diesen Vollblutthieren, die mit großen Kosten aus Persien bezogen werden, eigenthümlichen Majestät darauf herumstampfen.“

„Die Caschemirs sind mir gleichgiltig, aber die persischen Pferde möchte ich gern reiten. Ich gebe daher einem Spazierritt entschieden den Vorzug.“

In diesem Augenblicke kamen die Helden unsres Gesprächs vorüber. Sie ritten auf die Jagd in einem ganz mittelalterlichen Kostüm, bestehend aus Panzerhemden von Silber und Gold, die in der Sonne blitzten, aus breiten Säbeln und aus Lanzen von unmäßiger Länge. Die Zäume der Pferde waren mit Stahlknöpfen besetzt und die Schabracken von bunten, kostbaren Zeugen; vorn und hinten, zur Rechten und zur Linken Krieger im vollen Waffenschmuck, Elephanten und Kameele.

Wenn man diese prachtvollen Züge sah, konnte man sich in die Zeit der Kreuzzüge, oder auch in's pariser Opernhaus zu einer Vorstellung der „Jüdin“ — die Elephanten abgerechnet — zurückdenken.

Mistreß Ch..., welche durchaus unsern Plan in

Ausführung bringen wollte, ſtellte ſich ſo, daß ſie bemerkt werden mußte. Die Fürſten hielten an, um ſie und mich, die ſie mit ſich fortgezogen hatte, zu begrüßen.

Sie antwortete darauf mit einem ſo reizenden und auffordernden Lächeln, daß das ganze Armeecorps Halt machte.

Die Fürſten ſtiegen ab und luden uns unter zahlloſen salams, einer Begrüßung, welche darin beſteht, daß ſie die Hand abwechſelnd auf's Herz und auf den Kopf legen, ein ſie zu begleiten. Es wurden zwei von den ſchönſten Vollblutpferden vorgeführt, wir ließen unſere engliſchen Sättel holen und brachen dann auf.

Als Miſtreß Ch... ſich von dieſen Kriegern mit Patriarchenbärten, mit ſchwarzem, finſtern und unbeweglichen Geſichtern, welche theilweis durch den Haik, einen weißen Schleier, der den Kopf gegen die Einwirkung der tropiſchen Sonne ſchützen ſoll, verborgen wurden, umgeben ſah; als ſie bemerkte, daß alle dieſe feurigen Augen mit Tigergluth auf ſie gerichtet waren, verwandelte ſich ihre Heiterkeit bald in ängſtliche Befangenheit.

„Gott, was haben wir gethan!“ ſagte ſie zu mir.

„Fürchten Sie ſich?“

„Ich glaube ja. Kommt es Ihnen nicht auch ſo vor, als wären wir Gefangene, die nach dem Harem abgeführt werden?“

„Und wenn dies wäre?... Ich geſtehe, daß ich gern einmal ein Serail ſehen möchte.“

„Wiſſen Sie aber, daß uns dies leicht zu weit führen könnte?“

„Eine Frau geht nie zu weit.“

„Es kommt darauf an, wohin man geht.“

„Ich will Sie nicht ängſtigen. Wir gehen nur auf die Jagd. Sie fürchten ſich nur vor den ſchwarzen Soldaten; aber blicken Sie weiter und Sie ſehen ſchöne Jünglinge mit dem Falken auf der Hand oder auf dem Kopfe, blitzende Jagdgewehre, Streichgarne und Netze, graziöſe Fürſten, deren Galanterie vielleicht ein wenig geſchmackvoller ſein könnte, aber durchaus nichts Einſchüchterndes hat; dies Alles, meine Theure, vermag höchſtens die Wachteln in Schrecken zu ſetzen, denen wir nachſtellen wollen.

Sechstes Kapitel.

Die Jagd. — Uebergang über den Borendo.

Simla.

(Fortsetzung.)

Die Piqueurs drangen unter Trommelwirbel und Hörnerschall in die Dschungeln, um das Wild aufzutreiben. Die Dschungeln sind Dickichte, welche theils aus Gebüsch, theils aus Schilf von der Höhe eines Elephanten bestehen.

Wenn ein Europäer diese zahlreiche bewaffnete Macht gesehen hätte, so würde er geglaubt haben, daß wir ganze Heerden von Ebern oder Elephanten in ihren Schlupfwinkeln aufscheuchen wollten. Aber unsere Heldenthaten waren durchaus nicht so kriegerischer Art, denn wir hatten es nur mit der harmlosen Wachtel zu thun. Diese aber ist in den Dschungeln so zahlreich, und sie wurden in so großer Menge vor uns aufgetrieben, daß ich des einförmigen Vergnügens, sie zu schießen, bald müde ward.

Um mir ein wenig Abwechſelung zu verſchaffen, ſchlug ich Miſtreß Ch... vor, einen kleinen Parforceritt zu machen, und wir jagten im geſtreckten Galopp über eine Lichtung, die ſich vor uns aufthat.

Als die jungen Fürſten uns davon ſprengen ſahen, ließen ſie ihre Piqueurs allein das Dickicht durchſuchen, und verfolgten uns mit einer ſolchen Schnelligkeit, daß ich, um ihnen nicht das Vergnügen zu gönnen, uns ſogleich einzuholen, zu Miſtreß Ch... ſagte:

„Jetzt können wir dem Harem nicht mehr entgehen, wenn wir uns erreichen laſſen. Unſere einzige Rettung ſind noch unſere Pferde.“

„Ja, ſie kommen uns wirklich ſchon näher ... ich fürchte mich zwar nicht mehr, aber ſie ſehen doch fürchterlich aus, wenn ſie ſich ſo auf den Sattel niederlegen. Vorwärts denn!“

Die Jagd war nur noch Nebenſache bei der Partie; der eigentliche Zweck der Herren Orientalen war unſere „Geſellſchaft“.

Sie mußten uns endlich einholen. In der Nähe des Borendo, wo ſchon die Region des ewigen Schnee's auf der Hauptkette des Himalaya beginnt, wurden wir zu Gefangenen gemacht.

Die Wilden waren liebenswürdiger und freundlicher gegen uns, als zuvor.

Es regte ſich der Wunſch in mir, den Uebergang

über den Borendo zu wagen, der in Simla allgemein für höchſt gefährlich gilt.

Wir übergaben unſere Pferde einigen Paharis oder Landleuten, deren Hütte mit ſpitzem, rundem Dache am Fuße des Berges ſtand.

So unternahmen wir, in Begleitung der Fürſten, zu Fuß eine ächte Luftreiſe. Als wir den Kamm des Gebirges, 295 Fuß über dem Meere, erreichten, wurden unſere Augen durch ein ergreifendes Schauſpiel überraſcht: auf der einen Seite ein unabſehbares Schneefeld und auf der andern das ewige Grün einer üppigen Natur.

Auch beobachteten wir eine ſonderbare Naturerſcheinung. Je höher wir ſtiegen, um ſo kälter wurde die Luft, während uns die warmen Strahlen der Sonne auf den Rücken brannten.

Es war, als ob wir vor uns Sibirien, und hinter uns die Tropengegend gehabt hätten. Die Naſenſpitze erfror uns, und der übrige Körper wurde gebraten.

Am Rande unermeßlicher Abgründe ſchwebend, wagten wir es nicht mehr, unter uns zu blicken. Ich wurde vom Schwindel ergriffen und wäre unfehlbar in die Tiefe geſtürzt, hätte mich nicht der älteſte der beiden Fürſten noch zur rechten Zeit aufgefangen.

Nachdem er ſo mein Retter geworden, wollte er noch mehr werden. Seine originellen Galanterieen gefielen mir ungemein, da ſie ganz außer der gewöhnlichen Form waren.

Während wir die Anhöhe hinabgingen, unterhielten wir uns in hindoſtaniſcher Sprache, welche in Indien die Hofſprache iſt, wie die franzöſiſche in Europa die der Diplomaten iſt. Miſtreß Ch... ging am Arme des jüngeren Prinzen neben uns. Sie begann jetzt ruhiger zu werden, denn ſie bemerkte die Fortſchritte der beiden Brüder in der europäiſchen Civiliſation. Ich war ganz in der geeigneten Stimmung, um ſie zu kultiviren.

Ihre Erklärungen wetteiferten in Poeſie und Liebe.

„Schöne Töchter des Himmels," ſagten ſie zu uns, „Ihr müßt die Favoritinnen unſeres Harems, die ſchönſten Perlen unſerer Kleinode werden."

„Eure Worte, mächtige Fürſten, ſind reiner als das Gold Eurer Gebirge," antwortete ich ihnen.

„Unſere Liebe zu Euch iſt glühender als die Strahlen der Sonne," verſetzte der Aeltere und warf ſich auf die Erde nieder, um mir den Fuß zu küſſen, was der jüngere Bruder, der nur auf dieſes Signal gewartet hatte, bei Miſtreß Ch... alsbald ebenfalls that.

„Männer in dieſer Stellung zu ſehen, iſt wirklich ein ſchöner Anblick," ſagte meine Freundin leiſe zu mir.

„Und beſonders ein ſeltener Anblick."

„Wie glücklich würden unſere Damen ſein, wenn die Europäer in dieſem Punkte Wilde wären!"

„O, glauben Sie mir, Sie würden deſſen bald überdrüſſig werden!"

Während dieſes kurzen Zwiegeſprächs legte der Ael-

tere, zum Zeichen ſeines Entzückens, die Hand auf's Herz. Der Jüngere that ſogleich das Nämliche.

„Kabul würde ſtolz darauf ſein, Euch zu beſitzen, denn Euer Antlitz iſt ſo weiß, wie der Schnee des Gebirges, Eure Augen ſtrahlen heller als der Diamant, und Euer Haar iſt ſchöner als das glänzendſte Gefieder unſerer Vögel ...“

„Was meinen Sie zu Kabul?“ fragte ich Miſtreß Eh..., dieſe Tirade unterbrechend. „Kommt es Ihnen nicht auch ſo vor, daß Kabul und Harem entſetzlich ähnlich klingen?“

„Wollen Sie mich wieder ängſtlich machen?“

„Wenn Sie ſich immer fürchten, bleiben wir ewig bei'm orientaliſchen Style, der auf die Dauer eintönig und alſo langweilig wird. Ich habe für den Augenblick genug davon, und will einen Antrag ſtellen. — Wir ſind ganz in der Nähe einer allerliebſten Hütte, meine Fürſten,“ ſagte ich zu dieſen, „wie wäre es, wenn wir ein wenig ausruhten und etwas genöſſen?“

Mein Vorſchlag ſchien ſie in Verlegenheit zu ſetzen, was mich von ſo galanten Herren höchlichſt Wunder nahm. Aus Artigkeit gingen ſie indeſſen darauf ein.

Als die Pahari's unſer anſichtig wurden, kamen ſie uns entgegen, um uns ihre Gaſtfreundſchaft anzubieten; Einige trugen Gefäße mit Ziegenmilch, Andere wieder Körbe mit Obſt, Mangos, Weintrauben und Ba-

nanen. Miſtreß Ch... und ich fielen wie hungrige Jägerinnen darüber her.

Die Fürſten begnügten ſich damit, unſern Appetit anzuſtaunen.

Während wir dem Obſte wacker zuſprachen, führten junge Landmädchen aſtronomiſche und mythologiſche Tänze vor uns aus, welche darin beſtehen, daß ſie den Körper mit wollüſtigen und kurzen Bewegungen nach allen Seiten drehen und wenden.

Dazu ſchwangen junge Männer ihre Säbel und Pfeile, was dem Schauſpiele ein ganz eigenthümliches Anſehen gab.

Unſere Begleiter hatten uns proſaiſch den Rücken zugewendet und ſich von uns entfernt.

Dieſes an Verliebten höchſt auffallende Benehmen machte Miſtreß Ch... beſorgt.

„Sie wundern ſich wohl über ein ſcheinbar ſo ungalantes Benehmen?“ fragte ich ſie.

„Die Prinzen ſcheinen unzufrieden zu ſein. Haben wir ſie etwa beleidigt?“

„Wiſſen Sie denn nicht, daß ſie einer beſonderen Religionsſecte angehören, und daß ſie, wie ihre Nachbarn, die Bewohner von Nepaul, ihre Mahlzeiten im Verborgenen einnehmen? Ihren religiöſen Glaubensanſichten nach iſt das Eſſen eine niedere Funktion, die ſie nur in der vollkommenſten Abgeſchiedenheit verrichten.“

Nach der Mahlzeit beſtiegen wir unſere Pferde wieder. Der Spazierritt wurde immer ſentimentaler.

Als wir in ihren Palaſt zurückgekehrt waren, wo wir den Reſt des Tages zubrachten, zeigten ſich die Fürſten wieder geſprächiger und zärtlicher.

Ihre Erziehung ſchien vollendet zu ſein. Sie verließen das Terrain der ehrerbietigen Liebe und wurden unternehmend. Sie ſchienen ſehr geneigt, uns zu entführen, aber nicht auf europäiſch, ſondern indem ſie uns kauften.

Als Miſtreß Ch... vom Kaufen ſprechen hörte, ſah ſie mich mit Entſetzen an.

„Jetzt haben Sie in der That Grund, ſich zu ängſtigen, meine Theure," ſagte ich lachend.

„Iſt es denn ihr Ernſt, daß ſie uns kaufen wollen?"

„Allerdings; deshalb ſind ſie unterwegs ſo zurückhaltend geweſen."

Die Prinzen verfolgten wirklich mit ächt indiſcher Hartnäckigkeit ihre Idee, und begannen ſchon die Preiſe in Anregung zu bringen.

„Wie viel für die ſchwarzen Augen?" fragten ſie uns.

Miſtreß Ch... verſuchte es, wie alle Furchtſamen, ſich durch einen Scherz aus der Verlegenheit zu ziehen.

„Danach müßt Ihr meinen Gatten fragen," ſagte ſie mit Heiterkeit.

„Dies ſoll geſchehen," entgegneten Ihre Hoheiten. „Taßbir, hole Sir Ch... aus dem Mäßigkeitsverein."

Als Miſtreß Ch... den Majordomus fortgehen ſah, wurde ſie ernſtlich beſorgt.

„Was koſten die großen blauen Augen?“

Dieſe Frage war an mich gerichtet, und ich machte mir den Spaß, darauf einzugehen.

„Was bietet Ihr dafür, mein Prinz?“

„Die prächtigen Diamanten, welche hier vor Euren Augen funkeln.“

„Dies iſt nicht genug.“

„Wohlan, die Hälfte von Kabul!“ rief der ältere Fürſt, deſſen Augen Flammen ſprühten.

„Das iſt zu viel,“ erwiderte ich lachend.

Ich hatte nichts mehr zu erfahren, denn ich wußte, wie hoch das Maximum ſich belaufen konnte.

„Ich verkaufe mich nicht!“ rief ich mit lauter Stimme.

„Wie? Ihr wollt nicht?“ verſetzte der Prinz mit eben ſo großem Schmerze als Erſtaunen. „Warum nicht?“

„Weil bei uns die Frauen nicht käuflich ſind. Ich habe mir nur einen Scherz mit Euch machen wollen.“

„Aber was bleibt in einem Lande, wo die Frauen nicht käuflich ſind, den Männern übrig, welche ſo unausſprechlich lieben, wie ich?“

In dieſem Augenblicke kam Tatzbir zurück, aber allein. Er berichtete, daß Sir Ch... in Folge ſeiner Anſtrengungen im Mäßigkeitsverein, einen Gichtanfall bekommen habe, der ihn nöthige, das Bett zu hüten.

Ich hatte die Frage ſchon in's Reine gebracht, und Tahbirs Antwort wurde daher nicht weiter berückſichtigt.

„O ſprich!“ ſagte der ältere Prinz zu mir, „was bleibt dem Manne übrig, deſſen Schätze nicht hinreichen, um ſich den Gegenſtand ſeiner Liebe zu verſchaffen?“

„Dies iſt ſehr einfach, mein Fürſt. Die Frauen in Europa ſind wie die Blumen Eurer bengaliſchen Gärten ... man kauft ſie nicht, ſondern man pflückt ſie! ...“

Nach dieſen Worten nahmen wir für heute von unſeren Anbetern Abſchied.

Ich wollte ihnen Zeit und Muße laſſen, den europäiſchen Rath, den ich ihnen zu geben mir erlaubt hatte, reiflich zu überlegen.

Siebentes Kapitel.

Beſuch im Serail. — Der Harem.

Die Flucht.

Mein Gatte kam nach Simla, um ſich mit meiner Mutter auszuſöhnen und völlig mit mir zu brechen. Er wollte mich auf der Stelle mit nach Bareilly nehmen, wohin ſein Regiment verlegt worden war.

Nach einigen Tagen mußte ich das einförmige Leben wieder beginnen, das mir jetzt unerträglich vorkam.

Wie unſere Reiſe von Calcutta nach Kurnal, ſo war auch die von Simla nach Bareilly eine ununterbrochene Kette von Zwiſtigkeiten.

Die Tage werden zu Jahrhunderten, wenn man ſie in einer unglücklichen Ehe verleben muß.

Kurz nach meiner Ankunft in Bareilly verließ ich eines Morgens, ohne Jemandem etwas davon zu ſagen, mit einer ſehr beſcheidenen Summe Geldes verſehen, das Haus meines Gatten.

In meinem ſiebzehnten Jahre hatte ich den Entſchluß gefaßt, das ungeheure Oſtindien allein zu durchwandern. Ich wollte von Bareilly nach Calcutta zurückkehren, eine Reiſe von vierhundert Lieues.

In der heiterſten Stimmung brach ich auf, denn ich fühlte mich frei, und mein Kopf war mit Illuſionen angefüllt, denn ich war ſehr jung.

Die Energie meines Charakters ließ erwarten, daß ich die weite Reiſe ohne eine Klage, ohne eine Spur von Reue zurücklegen würde.

Es blieb mir nichts Andres übrig, als mich zu meiner Mutter zu begeben, welche Simla verlaſſen hatte und wieder nach Calcutta gegangen war.

Der Empfang, welcher mir von ihr zu Theil geworden war, kam mir nicht aus dem Sinne. Ich wußte ſehr gut, daß Miſtreß Craigie mir dieſen neuen Fehler eben ſo wenig verzeihen würde, als ſie mir meine Verheirathung gegen ihren Willen nie vergeben konnte.

Hatte ich Freunde, mit denen eine junge Frau ſich gewöhnlich zu umgeben weiß, um den Starrſinn meiner Mutter durch ſie erweichen zu können? ... Ich hatte keine!

Die Freunde des geſellſchaftlichen Lebens ſind Vergnügungsreiſende, die uns begleiten, wenn das Wetter freundlich iſt und die Sonne ſcheint, die uns aber allein reiſen laſſen, wenn ſie drohende Gewitterwolken an unſerm Himmel aufſteigen ſehen.

Ich hatte mir zwar vorgenommen, zu meiner Mutter zu gehen, aber jeder Vorfall, welcher dieſen verhängniß-vollen Augenblick verzögern konnte, wäre mir erwünſcht geweſen.

Dieſe ſchmerzlichen Gedanken quälten meinen Geiſt ſo ſehr, daß ich die immer häufiger werdenden Stöße nicht bemerkte, welche der Palankin durch den beſchleunigten Schritt unſerer Träger erhielt. Ich öffnete die Thür, um mich nach der Urſache dieſer ungewöhnlichen Veränderung zu erkundigen, welche der Trägheit der Paria's ſo wenig entſprach. Die Angſt, von der ich ſie ergriffen ſah, und noch mehr der Anblick des Himmels und der Gegend ſagte mir deutlich genug, daß uns ein entſetzliches Gewitter be-vorſtand, wie man es nur in den Tropenländern kennt.

Ich fragte die Paria's, wohin ſie mich in Sicherheit zu bringen gedächten. Sie wußten es nicht. Der bei'm Herannahen zerſtörender Naturerſcheinungen allen Thieren gemeinſame Inſtinkt trieb ſie an, der Gefahr zu entfliehen, dies war Alles.

„Sind wir noch weit vom nächſten Bengalov ent-fernt?“ rief ich mit einer Stimme, welcher der Zorn einen hinreichend energiſchen Ausdruck verlieh.

„Ja wohl!“

„Iſt nicht irgend eine Hütte in der Nähe, die wir vor dem Ausbruche des Gewitters erreichen können?“

„Ja ... das heißt nein.“

„Was bedeutet dieſe Antwort?“

„Es ist allerdings ein Haus in der Nähe ... es ist ein prächtiger Palast, welcher dort hinter den Bäumen liegt, aber ...“

„Nun?“

„Es ist ein Harem, der prachtvolle Palast Umballo, dem mächtigen und gefürchteten Radja Kil-Kar gehörend. Kein Fremder kommt diesen geheimnißvollen Wohnstätten zu nahe.“

„Schlaget immerhin den Weg dahin ein, ich werde mir schon Zutritt verschaffen.“

Der Palankin schlug die Richtung nach dem Harem ein. - Bald zeigte sich der Palast hinter den vom Sturme bewegten Bäumen meinem Blicke. Ich bemerkte schon die großen Gärten, welche von Weitem das Ansehen eines bunten Blumenteppichs hatten.

Mit ängstlicher Ungeduld sah ich der Erreichung dieses Zieles entgegen, denn schon wurde das dunkle Gewölk von häufigen Blitzen zerrissen, und große Regentropfen sagten mir, daß es die höchste Zeit war. Uebrigens zweifelte ich durchaus nicht, daß ich bei dem Radja, den ich in Kurnal kennen gelernt hatte, freundliche Aufnahme finden würde.

Als ich mich hatte anmelden lassen, kam mir Kil-Kar sogleich in eigener Person entgegen, empfing mich sehr artig und führte mich in die besten Gemächer seines Palastes, indem er mich mit Schmeicheleien und Complimenten orientalischer Art überhäufte.

Während der ganzen Dauer des Gewitters, das heißt zwei volle Stunden, die mir eben so lang wurden, als sie dem Radja zu schnell zu vergehen schienen, unterhielt er mich von seinen großen und kleinen häuslichen Angelegenheiten, und ganz besonders von der schönen Prinzessin Mooniah, seiner Favoritin, die er leidenschaftlich liebte. Er erbot sich ohne Schwierigkeit, mir sowohl sie als auch seine übrigen Frauen zu zeigen.

Wie aber Alles ein Ende hat, so hörte auch das Gewitter auf. Es hatte überhaupt Umballa nur gestreift, und zog in andere Gegenden, um sie mit seinen Wasserfluthen zu überschütten, von denen wir verschont blieben.

Die Sonne, die heiße Sonne Ostindiens, warf plötzlich wieder einen breiten Lichtstrom in's Gemach, während die Spuren der Nässe draußen wie durch Zauberei verschwanden. In einem Augenblicke war der Erdboden getrocknet, und die Hitze eben so drückend, wie zuvor.

Ehe mich der Radja in seinen Harem führte, ließ er mich seinen prachtvollen Garten bewundern, wo die Orangen-, Citronen- und Oleanderbäume ihren duftenden Schatten vermischten.

Hohe Springbrunnen mit großen steinernen Bassins kühlten die Luft durch einen feinen Staubregen ab, auf den Teichen schwammen Enten und graue Gänse.

In eleganten, mit Caschemirshwals tapezirten Kiosks schliefen Sklavinnen, mit weißem Mousselin bedeckt. An

den Fenstern des Palastes sah man ein buntes Gemisch von Vögeln, Odalisken und Tänzerinnen, welche von Gold und Diamanten strahlten.

Als sie mich erblickten, lachten sie laut über meinen europäischen Anzug. Die Frauen eines Harems sind nichts als hübsche Thiere, welche die Rolle der Schooßhündchen unserer Damen in Europa spielen.

Eine Sklavin benachrichtigte mich, daß die Favorit-Sultanin bereit sei, mich zu empfangen.

Mooniah war ein Mädchen von sechzehn Jahren, lang und schön geformt wie eine Statue. Ihr sanftes und ausdrucksvolles Gesicht hatte die tadellosen Züge der Venus von Milo, und ihre großen, dunkeln Gazellenaugen, ihr wunderschönes, blauschwarzes Haar, mit weißen Perlen verziert, sowie ihr kleiner Fuß und ihre niedliche Hand, verliehen ihr die vollkommene Poesie einer weiblichen Schönheit.

Ihr einfacher und origineller Anzug bestand aus einem kurzen Röckchen von indischem Mousselin, mit Gold gestickt. Ein bis an den Hals hinauf zugeknöpftes Jäckchen von gelbem Atlas hob die Reize ihres schönen Körpers vortrefflich hervor.

Am Halse trug sie ein Collier von Diamanten, auf der Stirn ein Diadem von Smaragden, in den Ohren große Perlengehänge von indischer Form, an den Armen und über den Knöcheln mehrere starke, mit Edelsteinen besetzte Ringe.

Sie lag auf gestickten Teppichen, umgeben von einem Schwarme von Mädchen, von denen einige reizende Tänze ausführten, andere mit Diamanten besetzte Fächer bewegten.

Mooniah rauchte Bethel aus einer eleganten Houca, die eine Sklavin ihr zum Munde führte.

Sie stand auf und ging mit mir in einen Winkel des großen Gemaches, damit wir ungestört mit einander sprechen konnten, ohne daß die anwesenden Frauen es hörten. Sie richtete hier eine Menge Fragen über die europäischen Sitten an mich.

Ich dagegen befragte sie über die Sitten und Gebräuche des Harems.

„Wie glücklich müssen Sie in diesem reizenden Palaste sein!“ sagte ich zu ihr. „Nichts fehlt Ihnen hier, alle Ihre Wünsche werden befriedigt.“

„Ich bin nicht so glücklich, als Sie glauben.“

„Sollten Sie auch Kummer haben?“

„Ja, denn ich bin dazu verurtheilt, mit meinen Nebenbuhlerinnen zu leben.“

„Aber Sie sind die bevorzugte Gebieterin.“

„Für heute allerdings, morgen aber kann mir eine Laune meines Herrn seine Liebe und meinen Rang entziehen.“

„Und was würde dann aus Ihnen?“

„Fragen Sie mich nicht danach: ich wäre dann nichts Besseres als die Mädchen, welche Sie hier sehen, und müßte, wie sie, die neue Favoritin bedienen.“

„Empfinden Sie keine Eiferſucht gegen die übrigen Frauen Ihres Gebieters?“

„Nein, die Eiferſucht iſt unſeren Sitten fremd. Die Frauen, welche Sie hier ſehen, ſind nur das Mobiliar des Harems, nichts weiter.“

„Und die beiden hübſchen Kinder, welche unter ihnen ſpielen? ...“

„Sind die meinigen, die einzigen Erben der Schätze ihres Vaters.“

„Und die Kinder der anderen Frauen?“

„Dieſe gehören einer niederen Kaſte an und dürfen den Harem nie betreten.“

Während wir ſo mit einander ſprachen, ſchlugen die anderen Frauen in die Hände, um die Sklavinnen herbeizurufen.

Einige brachten ihnen Mitaÿ's, eine Art Bonbons, welche ſie den ganzen Tag eſſen; andere zündeten Nargilehs an, koſtbare kleine Pfeifen, welche auf der Erde aus Röhren von Weichſelholz oder Bernſtein, mit Edelſteinen beſetzt, geraucht werden.

Dieſe Frauen beſchäftigen ſich vom Morgen bis zum Abend faſt mit nichts weiter, als mit ihrer Toilette; ſie kleiden ſich jeden Augenblick um, bewundern die Gewänder, die ſie zu Hunderten beſitzen, reden von den benachbarten Harems, ſtreiten ſich, ſingen, ſchreien, ſpielen, ꝛc.... ꝛc....

Dieſe orientaliſchen Mädchen ohne Wünſche, ohne

Leidenſchaften, ohne Tugenden, ohne Laſter, ohne Freuden und ohne Leiden ſind Blumen, welche nicht leben, ſondern nur vegetiren.

Dies iſt das hübſche Spielwerk der Harems, das man Frauen nennt.

Das weibliche Europa iſt gegenwärtig auf dem beſten Wege, orientaliſch zu werden.

Achtes Kapitel.

Die Nonnen des Himalaya. — Eine vornehme Pariser Dame als Nonne.

Ein Kloster in der Umgegend von Agra.

Ich verweilte acht Tage im Harem des Radja. Auf meiner Weiterreise nach der indischen Hauptstadt berührte ich Agra, das in seiner Umgebung ein großes Nonnenkloster besitzt.

Agra ist eine befestigte Stadt, und hat das sonderbare Ansehen einer allgemeinen Niederlage von großartigen Baudenkmälern.

Auf jedem Schritte findet man eben so viele prächtige Marmorpaläste als Häuser. Dann in einiger Entfernung von der Stadt das ehemalige Residenzschloß des Großmoguls, welches jetzt unbewohnt ist, in den Ringmauern eines Forts, Krelma genannt.

Unweit des alten Palastes liegt das Nonnenkloster, dessen Bewohner in Indien die Nonnen des Himalaya

genannt werden, weil ſie in dieſem Gebirge ebenfalls ein Etabliſſement beſitzen, wo ſie ihre Kräfte ſtärken, wenn das heiße Klima von Agra ſie zu ſehr entnervt hat.

Das Kloſter iſt ein prachtvolles Gebäude mauriſcher Architektur, von reinem und majeſtätiſchem Styl. Das Ganze bietet dem Auge complicirte, aber harmoniſche Details dar, welche die ſchöne Einfachheit der architektoniſchen Linien nirgends beeinträchtigen.

Tief ergriffen näherte ich mich dieſer Stätte des Friedens. Ich ſollte die Laſt meiner Schmerzen am Altare Gottes niederlegen und in einem Winkel dieſes großen Landes, das der ungetreuen Verehrung Brahma's huldigt, einen chriſtlichen Geſang hören können.

Als ich das Kloſter betrat, zogen die frommen Schweſtern in einer doppelten Reihe aus dem Schlafſaale in die Kirche. Ich begleitete ſie zum Frühgottesdienſte und kniete am Altare nieder. In dieſem Augenblicke ſtrömten heiße Thränen über meine Wangen und ich empfand eine unbeſchreibliche Herzensbeklemmung.

Dieſer Contraſt zwiſchen der Ruhe des Kloſters und dem bewegten Leben, das ich beginnen wollte, dieſes ſtille Glück des Gebets erweckte in mir Reue über die flüchtigen Genüſſe, die ich im geräuſchvollen Treiben der Welt gefunden hatte.

Die Superiorin nahm mich freundlich auf.

Dieſe demüthigen Nonnen ſind ſämmtlich Franzöſinnen und zum größten Theile aus Lyon gebürtig.

Unter ihnen fand ich eine vornehme Dame, welche sich mehrere Jahre in den eleganten Gesellschaftskreisen von Paris bewegt hatte.

Die Aehnlichkeit unsers Charakters zog uns gegenseitig an. Die unglückliche Frau hatte viel gelitten.

Obgleich sie noch jung war, hatte sie sich doch schon entschlossen, einen großen Kummer im tröstenden Schatten des Klosters zu verbergen. Besondere Umstände hatten sie nach Ostindien geführt. Sie schien sehr glücklich zu sein, daß sie eine Zufluchtsstätte gewählt hatte, welche durch eine Entfernung von tausend Meilen und durch das Weltmeer vom Schauplatze ihrer Schmerzen getrennt war.

Das weite Gewand von schwarzer Serge, welches sie trug, verbarg eine Gestalt, welche nach der Grazie und Harmonie ihrer Bewegungen zu urtheilen, einst schön und elegant gewesen sein mußte. Eine einfache weiße Haube mit langen und dicken Schleifen, welche, den Orgelpfeifen der kleinen Kirche nicht unähnlich waren, bedeckte einen Kopf, dessen Gesicht sich durch außerordentlich feine und regelmäßige Züge auszeichnete.

Alle äußeren Eigenschaften der Salondame verschwanden unter dem Gewande der Demuth. Da aber die Aristokratie der Formen nie ganz verborgen werden kann, so ließen ihre weiten Aermel ein Paar zarte und weiße Hände sehen.

Wir hatten noch kein Wort gesprochen, und doch fühlten wir uns schon unwillkürlich zu einander hingezogen.

Es waren zwar nicht die nämlichen Saiten in unseren Herzen erklungen, aber wir hatten auf dem nämlichen Boden gestanden, auf dem Boden des weltlichen Lebens, in welchem die Illusionen, die Empfindungen und die Klippen für alle Frauen ohngefähr die nämlichen sind.

Wir sprachen die nämliche Sprache und hatten uns viel zu sagen.

In den Erholungsstunden suchten wir die einsamsten Alleen des Gartens auf, und es entspannen sich lange Gespräche zwischen uns. Ich wollte, und hatte doch nicht den Muth ihr zu erzählen, was ich schon empfunden und gelitten hatte. Sie munterte mich indessen auf, ihr meine Verirrungen und meinen Kummer anzuvertrauen, weil sie sah, daß viel Gutes in mir verborgen lag, und daß es nöthig war, eine große Neigung zum Romanhaften in mir zu mäßigen.

„Sprechen Sie, mein liebes Kind, sprechen Sie," sagte sie eines Tages zu mir; „es ist keineswegs Neugierde, was mich bestimmt, Sie um die Mittheilung Ihrer Lebensgeschichte, die ich auf Ihrer Stirn geschrieben lese, zu bitten. Ich will Ihnen auch die meinige erzählen, und Sie werden daraus ersehen, daß es immer Zeit ist, zu Gott zurückzukehren."

Der Beweggrund, den sie anführte, entschied mich.

Nachdem ich ihr die schon so frühzeitig dramatische Geschichte meiner Jugendjahre erzählt hatte, drückte sie mir die Hand, und ich bemerkte, daß das Kruzifix von

Ebenholz, das ſie auf der Bruſt trug, von großen Thränen benetzt wurde.

„Armes Kind,“ ſagte ſie, ihre Augen trocknend, „ich hatte es wohl gedacht! Etwas in Ihrer Erzählung iſt mir namentlich aufgefallen. Es findet eine Aehnlichkeit zwiſchen uns ſtatt, die uns einander nähert, während uns entgegengeſetzte Eigenſchaften wieder trennen. Die Erfahrungen Ihres Lebens haben, wie die des meinigen, ihre Quelle in unſerer verkehrten Erziehung.

„Ich bin, wie Sie, ausgezeichnet gut erzogen worden, wie die Welt es nennt.

„Ich gehöre wie Sie einer vornehmen, aber unbemittelten Familie an; ich habe mich wie Sie aus Nothwendigkeit, nicht aus Neigung verheirathet, und wie Sie, habe auch ich einen rechtſchaffenen Mann zum Gatten gehabt, eine Eigenſchaft, welche die Welt leider in's Lächerliche zieht, und oft als das Diplom der Einfalt betrachtet.“

„Und die Frauen beeilen ſich, der Welt darin beizuſtimmen,“ bemerkte ich.

„Ja, weil ſie ſich nicht die Mühe nehmen, ſelbſt zu denken und zu urtheilen.

„Dieſer Fehler iſt die Urſache aller meiner Leiden. Dieſe haben Sie noch nicht kennen gelernt, und darin liegt der Unterſchied zwiſchen uns.

„Sie haben das Gefühl als eine Zerſtreuung betrachtet, ich als eine Leidenſchaft.

„Ihnen iſt die Liebe zu Kopfe geſtiegen, mich hat ſie in's Herz getroffen.

„Sie haben nur die Freuden des Lebens, ich nur die Leiden deſſelben genoſſen.

„Sie haben nur Roſen, ich nur Dornen gepflückt.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Namen meines Vaters und meines Gatten verſchweige. Ich habe dieſe beiden angeſehenen Namen compromittirt, und ich will ſie vergeſſen.

„Seit ohngefähr einem Jahre — ſo lange befinde ich mich jetzt in dieſem Kloſter — nenne ich mich die Schweſter Amalie von der Barmherzigkeit. Während der Nonnenſchleier ſich vor meine verweinten Augen herabſenkt, habe ich zu gleicher Zeit einen Schleier über die Vergangenheit geworfen. Mein Vater lebt noch gegenwärtig in den höchſten Kreiſen der Pariſer Geſellſchaft. Mein Gatte aber iſt kurz nach dem ſchmerzlichen Abenteuer, das ich Ihnen erzählen will, geſtorben.

„In den Augen der Aerzte iſt der Unglückliche einer Gehirnentzündung unterlegen, der Wahrheit gemäß aber iſt er buchſtäblich vor Kummer geſtorben.“

Bei dieſen Worten ließ die Schweſter Amalie den Kopf auf eine Schulter ſinken und ihre Erzählung wurde durch Schluchzen unterbrochen.

„Aber ſind Sie auch feſt überzeugt, daß Sie die Urſache dieſes Kummers waren?“

„Ja wohl! wir Frauen ſind oft ſehr ungerecht und undankbar.

„Da wir in dem verlornen Paradieſe der eleganten Feſte ganz uns überlaſſen ſind, ohne die Achtung der Menſchen zur Controle unſerer Handlungen — denn in Paris hängt die Frau der vornehmen Welt nur von Gott und ihrem Gewiſſen ab — ſo finden wir auf jedem Schritte Verführungen, die uns anlocken.

„Wir verſchmähen einen rechtſchaffenen Mann, den der Zufall uns oft zum Gatten gegeben hat, und entflammen in Begeiſterung für einen Salonſtutzer, den das Schickſal unſerm Herzen in den Weg führt.

„Darf ich es Ihnen offen geſtehen? gerade wenn ein Gatte rechtſchaffen und gut iſt, wird er uns langweilig.

„Ein Anbeter dagegen ſchmeichelt nur, amüſirt und zerſtreut uns, weil er falſch und heuchleriſch iſt.

„Gerade den Mann, der uns erſt einen geachteten Namen und Reichthum verſchafft hat, hintergehen wir, ohne eine Spur von Reue zu empfinden.

„Dies, mein gutes Kind, iſt die Quelle des nagenden Kummers, den ein ganzes Leben von Bußübungen nicht zu verwiſchen im Stande iſt."

„Wer iſt denn der Mann, der Ihnen ſo ſchmerzliche Enttäuſchungen verurſacht hat?"

„Er war ein Charakter, wie man ihrer ſo viele in der gemiſchten Pariſer Geſellſchaft findet, die ihre Geiſtesarmuth und ihr alltägliches Aeußere hinter einem

Namen verbergen, den ihre Eltern berühmt gemacht haben.

„Mit dieſem Paſſe, der für uns viel verlockender iſt, als wirklich gute Eigenſchaften, reuſſiren dieſe Männer bei uns durch elegante Intriguen und compromittirende Bemerkungen.“

„Wie war ſein Name?“

„Er hieß Amédée von P...; wir können ihn, wenn Sie wollen, A. von Pacaray nennen.“

„Er war wohl noch ſehr jung?“

„Ja, an Geiſt und Charakter, ſein Alter aber war das eines gereiften Mannes.“

„Vielleicht dreißig Jahre?“

„O nein, er war bereits neununddreißig Jahre alt, als ich ihn zu meinem Unglück kennen lernte.“

„Dies iſt in der That für einen Liebenden ein ſehr vorgerücktes Alter.“

„Für einen Liebenden? ... Ach, die Frauen glauben immer an dieſes Wort, das viel mehr verſpricht, als es hält.“

„Er war damals unverheirathet?“

„Nein, er war verheirathet.“

„Die Ehemänner beſchäftigen ſich alſo in Paris auch mit Liebeshändeln?“

„Ja, mit den Frauen anderer Männer.“

„Dann ſind die engliſchen Sitten in dieſer Beziehung ganz anders; dort beſchäftigt ſich ein Ehemann nur noch mit ſeiner Gattin.“

„Laſſen Sie mich meine traurige Geſchichte vollenden. Kaum waren drei Monate vergangen, ſo ſtellte er mir einen jungen Beamten, Herrn A... von J... vor.

„Nach dieſem bei einem Manne von faſt funfzig Jahren höchſt auffallenden Schritte, kündigte er mir an, daß er auf einige Wochen in dringenden Geſchäften nach Deutſchland reiſen müſſe, um einen hochſtehenden Mann zu beſuchen, deſſen Geſchäftsangelegenheiten er verwaltete.

„Während der Abweſenheit des Herrn von Pacaray — dergleichen Reiſen verlängern ſich immer über den angekündigten Termin hinaus — bewarb ſich der junge Mann immer eifriger um meine Gunſt. Er war geiſtreich, von liebenswürdigem und ſanftem Charakter und angenehmem Aeußern.“

„Und Herr von Pacaray hatte die Abſicht, ſich durch einen ſo vortrefflichen Stellvertreter erſetzen zu laſſen?“

„Anfangs glaubte ich dies nicht, ſpäter aber mußte ich mich wohl dem Augenſchein fügen.“

„Dann gehörte alſo dieſer funfzigjährige Seladon zu den ehrloſen Männern, welche die aufrichtige Liebe, die man ihnen ſchenkt, mit heuchleriſchen Gefühlen erwidern?“

„Leider war es ſo.

„Einige Tage nach der vorgeblichen Abreiſe verſchwand plötzlich ein Käſtchen mit Briefſchaften von der höchſten Wichtigkeit, welche den bewußten hochgeſtellten Mann compromittiren konnten.

„In dieſem Käſtchen befanden ſich auch Briefe von mir, nebſt denen von noch ſieben anderen Frauen, welche einestheils jener Pariſer Geſellſchaft angehörten, die keinen Namen hat, und in welcher Tugend und Laſter mit einander vermiſcht ſind, ohne recht zu wiſſen, wohin ſie gehören, anderntheils jener Klaſſe von unglücklichen Geſchöpfen, welche von dem Skandal leben, den ſie hervorrufen, und von der Schande, mit der ſie ſich bedecken.

„Die Bedeutung der politiſchen Papiere, welche das Käſtchen enthielt, brachte es in die Hände des Polizeipräfects, der in ſeiner Freude über den wichtigen Fund nichts Eiligeres zu thun hatte, als es in die Tuilerien zu tragen.

„Der König Ludwig Philipp nahm ſogleich Einſicht von den Papieren, welche höchſt intereſſante Aufſchlüſſe über gewiſſe Intriguen der Vorzimmerdiplomatie enthielten, durch die zur Zeit der Vermählung eines ſeiner Söhne wichtige Familienintereſſen ernſtlich gefährdet wurden.

„Der alte König ließ diejenigen Originalſtellen, welche die meiſte Aufmerkſamkeit verdienten, abſchreiben.

„Als ein ächter Edelmann beauftragte er ſeinen Adjutanten, den Baron ***, dem unvorſichtigen und leichtfertigen Chargé d'Affaires das geheimnißvolle Käſtchen zurückzugeben, indem er zu ihm ſagte: Meine Dynaſtie hat nichts zu befürchten, ſo lange ſich ihre Feinde durch ſolche Menſchen vertreten laſſen.

„Nichts fehlte in dem Käſtchen, außer meinen Briefen.“

„Sie beſchäftigten ſich alſo auch mit der Politik?“

„Nicht im Entfernteſten.“

„Wie kam es aber dann, daß Ihre Briefe verſchwunden waren?“

„Seit vierzehn Tagen ſchon befanden ſich meine Briefe in den Händen meines Gatten.“

„Iſt es möglich?“

„Eines von den feilen Geſchöpfen, deren es in Paris ſo viele gibt, und wegen der Herr von Pacaray mich in Geſellſchaft ſeines jungen Freundes A. von J... verlaſſen, hatte das Käſtchen, das ihr zur Aufbewahrung übergeben worden war, dem Polizeipräfecten verkauft.

„An mir rächte ſie ſich dadurch, daß ſie meine Briefe meinem Gatten zuſandte.

„Der junge Staatsbeamte wurde nach einiger Zeit zum Pair von Frankreich ernannt, ohne daß irgend Jemand den Kummer der unglücklichen Frau ahnete.

„Herr von Pacaray iſt Mitglied mehrerer Sectionen der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften.“

Bei dieſen Worten brach die Schweſter Amelie in einen Strom heißer Thränen aus.

„Aus dem Allen werden Sie es erklärlich finden, daß ein Gatte vor Kummer ſterben kann,“ ſprach ſie weiter. „Seit dieſer Zeit habe ich Paris, den fluchwürdigen Schauplatz ſo ſchmerzlicher Täuſchungen, verlaſſen und bin aus Europa geflohen. Ich wollte das ganze Univerſum zwiſchen die Welt und meinen Fehltritt legen.

„Hier an dieſem Altare, in der kalten Einſamkeit des Kloſters, in dieſem herrlichen Klima, glaube ich außer dem Bereiche der Steine zu ſein, die von allen Seiten auf eine ſchuldbeladene Frau geworfen werden.“

„Und was iſt aus dem Manne geworden, der die Urſache Ihres Unglücks iſt?“

„Er folgt wie bisher in Paris dem Strome ſeiner Galanterieen, hintergeht ſo viele Frauen als er kann, ſeine Frau nicht ausgenommen, die ein Muſter aller chriſtlichen Tugenden iſt, und während er äußerlich einen männlicheren Ernſt zur Schau trägt, verbirgt er ſeine politiſche Unbeholfenheit hinter der Freundſchaft eines unbedeutenden jungen Gecken.“

„Dies ſind alſo die Männer dieſer großen Stadt, die mir ſo ſchön dargeſtellt worden iſt?“

„Ja, mein Kind. Doch die Kloſterglocke ruft uns. Laſſen Sie mich in meine Einſamkeit zurückkehren, laſſen Sie mich die Vergangenheit vergeſſen. Folgen Sie meinem Beiſpiele und beten Sie. Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl,“ erwiderte ich tief gerührt, und indem ich ihr mit Innigkeit die Hand drückte, ſetzte ich hinzu: „Sie haben ſo viel gelitten, daß der Himmel Ihnen verzeihen wird.“ — Während die Menſchen Thorheiten begehen, macht Gott Eroberungen!

Neuntes Kapitel.

Ankunft in Calcutta. — Uebler Empfang von meiner Mutter. — Abreise nach London. — Zusammentreffen mit dem jungen Kapitain L...r, Adjutant des Gouverneurs von Madras, Lord Elphistone.

Die ewige Jüdin.

Während ich so umherwanderte, verließ mein Gatte wüthend seine Garnison in Bareilly, um mich zu verfolgen. Er glaubte, ich sei wieder nach Simla zurückgereis't, während ich die ganz entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hatte.

Als ich das Kloster verließ, schiffte ich mich auf dem Ganges ein, um meine Reise bis Calcutta zu Wasser fortzusetzen. Meine Unterhaltungen mit der Schwester Amelie, die salbungsvollen Worte dieser bitter getäuschten, aber reuigen Frau, hatten einen heilsamen Eindruck auf mich gemacht.

Auch ich wollte meine Fehler bereuen, mich meiner Mut-

ter zu Füßen werfen und ſie mit Thränen in den Augen um Verzeihung bitten.

Meine Mutter aber war nicht die Frau, welche ſo leicht verzieh.

Ehe ich mich entſchloß, mit zitternder Hand an ihre Thür zu klopfen, ging ich mehrere Male an ihrem Hauſe vorüber, ohne daß ich den Muth dazu hatte. Als ich mir endlich ein Herz faßte und der Thürhammer unter meiner Hand ertönte, lief es mir eiskalt über den Rücken; ich ſah nicht mehr, ich athmete nicht mehr, ich bebte am ganzen Körper.

Meine Mutter erſchrak förmlich, als ſie mich erblickte.

„Wie! Du biſt es!“ rief ſie aus; „was willſt Du hier?“

Anſtatt aller Antwort brach ich in einen Thränenſtrom aus.

„Wo iſt Dein Gatte?“

„Ich habe ihn verlaſſen.“

„Du haſt Deinen Gatten verlaſſen?!“ verſetzte ſie mit einem Ausdrucke von Erſtaunen und Zorn.

„Ich konnte ſchon längſt nicht mehr mit ihm leben.“

„Und was willſt Du hier?“

„Ich möchte bei Ihnen bleiben.“

„Bei mir?... Du willſt vor den Augen einer läſterſüchtigen Stadt das doppelte Schauſpiel einer entführten

Tochter und einer von ihrem Gatten getrennten Frau geben? ... Du kehrſt auf der Stelle zu ihm zurück!“

„Ich ſoll zu ihm zurückkehren?“ erwiderte ich mit einem Abſcheu und Widerwillen, die den Zorn meiner Mutter noch ſteigerten.

„Ja, entweder kehrſt Du zu ihm zurück, oder reiſeſt unverzüglich nach England.“

Thränen, Bitten, Liebkoſungen, nichts vermochte den entſchiedenen Charakter der Miſtreß Craigie zu beugen.

Sie verließ das Zimmer, rief ihre Palankinträger und ließ ſich auf der Stelle nach der Stadt tragen.

Ihre Abweſenheit dauerte ohngefähr zwei Stunden, die ich allein und weinend zubrachte. Bei ihrer Zurückkunft fand ſie mich in der nämlichen Stimmung, in der ſie mich verlaſſen hatte.

„Ich habe mich mit den Vorbereitungen zu Deiner Reiſe nach England beſchäftigt. Ich komme eben vom Kapitain des Schiffes „der Tiner“, der im Begriff iſt unter Segel zu gehen. Alle Anſtalten ſind getroffen und übermorgen reiſeſt Du ab. Verbirg in einer andern Welt die Schande, mit der Du Deine Familie bedeckſt; Du biſt nie meine Tochter geweſen und kannſt ſie auch jetzt nicht ſein.“

Ich mußte mich demnach zur Abreiſe entſchließen.

Der Kapitain des „Tiner“, Mr. Ingram, kam den

Tag vorher mit ſeiner Gattin zu meiner Mutter, um den Preis für die Ueberfahrt in Empfang zu nehmen. Sie verwendeten ſich angelegentlich für meine Verzeihung; aber alle Bitten blieben vergebens. In Begleitung des Kapitains und ſeiner Gattin verließ ich das Haus. Einige Augenblicke nachher nahm ich zum zweiten Male Abſchied von meinem Adoptivvaterlande, und desmal wohl auf lange Zeit, vielleicht für immer!

Es war mir ſehr bange ums Herz, als das Schiff die Anker lichtete.

In dem kurzen, gedankenſchnellen Zeitraume, in welchem das Signal zur Abfahrt uns plötzlich von den Dingen und Perſonen trennt, die wir lieben, geht eine unmöglich zu beſchreibende Veränderung in unſerm ganzen Weſen vor. Ein wehmüthiger Schmerz ergreift uns, die Thränen brechen unaufhaltſam hervor, das Herz droht uns die Bruſt zu zerſprengen und die ganze Lebensfähigkeit des Körpers ſcheint zu erlöſchen.

Während ich mich in dieſer Gemüthsſtimmung befand, trat ein Paſſagier des Schiffes zu mir, ein engliſcher Gentleman von freundlichem und zuvorkommendem Benehmen, mit ernſtem und krankhaft blaſſem Geſicht, auf dem man die Theilnahme leſen konnte, die meine Lage in ihm erweckte.

Ich ſaß in einem Winkel des Converſationsſalons, das Geſicht in beide Hände gelegt und ſo viel als möglich

die Thränen zurückhaltend, welche fortwährend meinen Augen entſtrömten.

„Was fehlt Ihnen, Madame?“ fragte er mich mit außerordentlicher Schüchternheit, und ich antwortete ihm in abgebrochenen Worten:

„Nichts, was Sie intereſſiren könnte, mein Herr. Ich habe Familienkummer, den Niemand zu heilen vermag.“

„Vielleicht wäre es möglich, Sie zu zerſtreuen, wenn auch nicht zu tröſten.“

„Laſſen Sie mich allein . . . mein Kummer geſtattet weder Zerſtreuung, noch Troſt.“

Miſtreß Ingram, der meine Mutter aufgetragen hatte, während der Fahrt über mich zu wachen, beruhigte ſich ſchon, als ſie einen jungen Paſſagier mit mir ſprechen ſah. Bei ihrer Annäherung entfernte ſich der Unbekannte.

„Kennen Sie dieſen jungen Mann mit dem ſanften und melancholiſchen Geſicht?“ fragte ich ſie.

„Es iſt der Kapitain L . . . r, Adjutant Lord Elphiſtone's, Generalgouverneurs von Madras,“ antwortete ſie mir.

Der junge Offizier kam bald wieder zu uns, und Miſtreß Ingram ſah ſich daher genöthigt, ihn mir vorzuſtellen.

Nachdem dieſe Formalität erfüllt war, brauchte ich den Kapitain nicht mehr als einen mir völlig Fremden

zu betrachten. Ich hatte nun ein wenig Zerſtreuung auf der langweiligen Seereiſe, und meine Stimmung wurde heiterer.

Der Kapitain L.... x war einundzwanzig Jahre alt. Obgleich Miſtreß Ingram mich ſtreng beaufſichtigte, wie ein heirathsfähiges junges Mädchen, ſo brachte ich doch bald den ganzen Tag in Geſellſchaft des jungen Mannes zu.

Wenn er mit mir ſprach, bemerkte ich an ihm die Verlegenheit, welche bei allen Männern ein Beweis von der Aufrichtigkeit der Gefühle iſt, welche ſie ausdrücken wollen.

„Ich war vor nicht langer Zeit von einer heftigen Liebe zu Ihnen ergriffen worden, Madame," ſagte er zu mir.

„Wo haben Sie mich denn geſehen?"

„In Calcutta, bei'm Generalgouverneur."

„Wirklich? Sie beſchäftigten ſich alſo mit mir, ohne daß ich es bemerkte?" erwiderte ich unbefangen. „Es iſt ſehr ſelten, daß eine Frau die Huldigungen nicht bemerkt, die man ihr zu Theil werden läßt."

„Sie waren von einem zu zahlreichen Hofe umgeben ... es ließ ſich daher nicht erwarten, daß meine Huldigungen eine günſtige Aufnahme bei Ihnen finden würden."

„Sie ſind noch ſehr jung, Herr Kapitain. Im Punkte der Huldigungen gleicht die Frau der Ameiſe. Sie ſpart

ſich diejenigen auf, die ſie für den Augenblick nicht benutzen kann.“

„O, wenn ich das gewußt hätte!“

„Die Huldigungen ausgezeichneter Männer ſind Wechſel auf Ordre. Das Herz einer Frau bezahlt ſie nicht immer baar, aber geduldige Gläubiger finden immer Gelegenheit, um zu ihrer Forderung zu gelangen.“

Zehntes Kapitel.

Das Grab des Kaisers. — Betrachtungen. — Ankunft in England.

Sanct-Helena.

Indem ich die Huldigungen der Männer mit Wechseln verglich, hatte ich, ohne es zu ahnen, die ritterliche Liebe des Kapitains L...x beleidigt.

„O, Madame!“ sagte er zu mir, „wie leichtfertig sprechen Sie von den Gefühlen des Herzens!“

„Nicht von allen, wohl zu merken, sondern nur von einem einzigen: von der Liebe.“

„Wie ist es möglich, daß Sie in Ihrem Alter so geringschätzend von dem Gefühle sprechen, welches den Zauberreiz der Jugend ausmacht, die Einsamkeit der reiferen Jahre erheitert und das Greisenalter durch die Erinnerung versüßt? Sie sind so schön ...“

„Das habe ich zum Ueberdruß gehört.“

„So geistreich ...“

„Zuweilen.“

„Sie beſitzen mit Einem Worte in ſeltener Vollkommenheit alle ...“

„Körperlichen und geiſtigen Vorzüge? Ich ergänze Ihren Satz, und demohngeachtet glaube ich nicht an die Liebe. Nicht wahr, dies wollten Sie ſagen?“

„Ja, dies iſt in der That der Gegenſtand meines höchſten Erſtaunens. Sagen Sie mir, daß Sie mich nur prüfen wollten, daß Sie nicht aufrichtig ſprachen, daß Ihr Skeptizismus nur ein Scherz war!“

„Ich denke nicht daran.“

„Ich würde Ihnen ſehr dankbar dafür ſein.“

„Wenn ich Sie aber dennoch liebte?

„Sie ſpotten, Madame! Und doch iſt es mir, als ob ich ohngeachtet Ihrer Worte in dieſen Augen eine ganze Zukunft von Glück leſen könnte, ein Glück, das Sie gewiß theilen werden, wenn Sie der uneigennützigſten, der innigſten und, wenn es ſein muß, geduldigſten Liebe Zeit laſſen, Sie von ihrer Aufrichtigkeit zu überzeugen.“

„Die Liebe iſt blind, und Sie gleichen ihr. Sie verſtehen meinen Gedanken nicht, während ich den Ihrigen beſſer verſtehe, als Sie ſelbſt. Halten Sie ſich für überzeugt, daß Sie mich zu lieben *glauben*?“

„Nein, ich bin deſſen gewiß, denn ich könnte den Gedanken nicht ertragen, von Ihnen getrennt zu leben.“

„Man weiß niemals *gewiß*, daß man liebt. Uebrigens habe ich Ihnen ſchon geſagt, was Sie aber nicht haben verſtehen wollen: lieben Sie mich, und ich werde

mich erkenntlich dafür zeigen, aber lieben Sie mich, ohne es mir in überſpannten Worten zu verſichern, lieben Sie mich ohne Leidenſchaft und ohne Eiferſucht.“

„Was meinen Sie damit, Madame? Ich möchte Ihnen nicht weh thun, aber ſollten Sie ſchon auf der Stufe der Enttäuſchung angelangt ſein, daß Sie nur noch eine ſolche Liebe für möglich halten?“

„Sie ſind eingenommen gegen mich. So hören Sie mich denn an und merken Sie ſich ein für alle Mal, daß ich von der ewig neuen und ewig alten Thorheit, die man Liebe nennt, nichts mehr wiſſen will, oder auch nie habe etwas wiſſen wollen; dies iſt ziemlich das Nämliche.“

„Wenn Ihnen darum zu thun iſt, mir zu gefallen, ſo ſchenken Sie mir Ihre Freundſchaft, ich verdiene ſie und verſichere Ihnen, daß es Ihnen nicht ſchwer werden wird, auch die meinige zu gewinnen. Die Liebe iſt eine Anſtrengung, und ich bedarf der Ruhe. Sie ruft Thränen hervor, welche die Freundſchaft trocknet. Dieſes Zuſammenleben zweier Menſchen, dieſes ununterbrochene, ſtets getheilte und nie zu erſchöpfende Glück, dieſes Band, welches zwei Herzen nur zu dem Zwecke umſchlingt, um ſich zu lieben, weil ich ich bin, und weil er er iſt, dürfen Sie nicht in der Liebe, ſondern nur in der Freundſchaft ſuchen.“

„Sie werden aber doch einſehen, Madame, daß zwiſchen einem jungen Manne und einer ſchönen Frau ...“

„Schon wieder! Sie lieben mich alſo nur, weil ich in Ihren Augen ſchön bin? Wäre ich häßlich, ſo würden

Sie mir den Rücken zukehren. So wie ich bin, finden Sie es ganz in der Ordnung, mir das Ueberflüſſige anzubieten, worunter ich die Stürme und die Leiden verſtehe, die jede Liebe in ihrem Gefolge hat, und Sie verweigern mir das Nothwendige, das ich von Ihnen verlange, das heißt das Gefühl, welches mit einem ſanften Mitleid für die enttäuſchte Frau beginnt, das Gefühl, welches Sympathie und Achtung herbeiführt, und wenn dies geſchehen iſt, den beneidenswertheſten Austauſch von Hingebung und Dankbarkeit bildet. Laſſen Sie mich! Ihre Liebe iſt vor längerer Zeit von einem geiſtreichen Philoſophen definirt worden. Sie iſt ein Wort von fünf Buchſtaben und weiter nichts."

Der junge Kapitain war in Verzweiflung. Die Wahl zwiſchen meiner Freundſchaft oder Nichts dünkte ihm eine ſchmerzliche Alternative.

Er verſuchte es von Neuem und immer wieder, mich andern Sinnes zu machen. Ich zeigte mich unerbittlich und brachte es nach und nach dahin, daß er nur noch die Sprache der Freundſchaft mit mir ſprach, damit ich mir ſeine Geſellſchaft nicht gänzlich verbat, ohne daß ich deshalb etwas von ſeiner Liebe verlor. Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er die Pflichten der Freundſchaft erfüllte.

Doch es hatte mir viel Mühe gekoſtet, ehe ich ihm begreiflich machte, daß ich nur einen Freund ſuchte und wünſchte. Auf dieſem Ohre wollen die Männer nie hören.

Die Unterhaltung drehte ſich beſtändig um die Liebe.

Als wir die Inſel Sanct-Helena erreichten, warf der Kapitain Ingram die Anker aus, um friſches Waſſer einzunehmen.

Mein Tröſter und ich benutzten dieſe Gelegenheit, um Napoleons Grab zu beſuchen.

Die kalte Traurigkeit des britiſchen Gefängniſſes ſchien noch kälter geworden zu ſein, nachdem die Franzoſen unter Gott weiß welchem politiſchen Vorwande die Aſche des großen Mannes geholt hatten.

Napoleon erſchien unter dem kahlen Boden der fremden Inſel, in ſeinem einfachen Grabe noch größer, als in der prächtigen Gruft der Invalidenkirche, wo gegenwärtig ſeine Gebeine ruhen.

Die zukünftigen Burggrafen der weißen Republik, welche ſich unter der Quaſi-Republik von 1830 durch alle erdenklichen Mittel populair zu machen ſuchten, hätten es ſich wohl erſparen können, dieſe unſterblichen Gebeine über den Ocean zu führen.

Es war ein Anarchismus von Huldigungen eines Andenkens, welches dieſer unzeitigen Demonſtrationen nicht bedurfte, um durch Jahrhunderte groß zu bleiben!

Zum Glück hat die Monarchie von 1830, indem ſie dieſe Gebeine um ihrer eigenen Erhaltung willen ausgrub, im Lande den Zauber eines Namens, das Princip der Autorität gelaſſen, welches im Augenblicke einer unvermu-

theten Kataſtrophe Frankreich zu Hilfe gekommen und es gerettet hat.

Nach unſerm Beſuche auf Sanct-Helena ſetzten wir unſere Fahrt nach England fort. Dieſes ſtete Zuſammenſein, dieſer fortwährende Gedankenaustauſch knüpfte nach und nach ein reines und ſüßes Freundſchaftsband zwiſchen uns.

Wir entwarfen auf dem Schiffe die poetiſchſten Pläne für unſere Ankunft in England.

Dieſe Pläne machten uns ſehr glücklich. Das irdiſche Glück, welches faſt immer Illuſion iſt, beſteht in Plänen, die man entwirft, die aber nie verwirklicht werden. Es iſt dem Herzen ein Bedürfniß, Luftſchlöſſer zu bauen.

Das Weib iſt dazu beſtimmt, ſich unaufhörlich im Reiche der Wünſche und der Täuſchungen zu bewegen.

Wir irren im Leben umher und kämpfen und ringen nach einem Ziele, das wir nimmer erreichen können! ...

So verſtreichen uns armen verlaſſenen Geſchöpfen die Tage unter beſtändigem Suchen ... ohne daß wir ſelbſt eigentlich wiſſen, was wir ſuchen! ...

Dieſe Betrachtungen ſtellte eine Frau an, deren Laufbahn mit einer Entführung begonnen hatte und mit einer Scheidung enden ſollte.

Ich hatte keine Familie, keine Mutter, keinen Gatten, keine Bekannten mehr, und nichts knüpfte mich mehr an das wechſelvolle Geſellſchaftsleben.

Was ſollte ich jetzt anfangen, ohne Stütze, ohne

Freunde, ohne Beſchützer, ohne Vermögen, ganz allein und verlaſſen, im achtzehnten Jahre meines Lebens? was ſollte aus mir werden? Ein unermeßlicher Horizont öffnete ſich wieder vor mir:

Das abenteuerliche Wanderleben der Künſtlerin durch Europa.

Eilftes Kapitel.

Unerwartete Landung in Dublin. — Die Tyrannei d'outremer. — Erklärung gegen Erklärung. — Ich entschließe mich, nachzugeben. — Eine Strafpredigt für die andere.

Ich glaubte, Englands Küsten zu betreten. Groß war daher meine Ueberraschung, nachdem die Anker im Angesichte der nahen Küste gefallen waren, zu erfahren, daß die Stadt, die sich am Ufer hindehnte, Dublin, und das nächste Ziel unserer Reise sei.

„Mistreß James," sagte Kapitain Ingram zu mir, „ich habe Befehl gegeben, Ihre Sachen in das Boot zu schaffen. Es wird sogleich Alles zu der Abfahrt bereit sein, und ich bitte Sie, Ihre Anstalten danach zu treffen, daß Sie zugleich mit an das Land gehen können."

Verwundert sah ich den Kapitain an. Ich glaubte zu träumen, denn von einer Landung in Irland war während der ganzen Reise kein Wort gesprochen worden. Ich war daher auch weit entfernt, zu ahnen, daß ich selbst die einzige Ursache dieser Abweichung von dem Course war, wie ich bald darauf erfahren sollte.

Unwillig über die Zögerung, über das Hinderniß bei der Ausführung der verſchiedenartigen Lebenspläne, die ich in gemeinſchaftlicher Berathung mit meinem Freunde L...r entworfen hatte, und die noch verworren wie ein Chaos in meinem Kopfe ruhten, des beſtimmenden Zufalls harrend, ſagte ich kurz und ziemlich verdrießlich:

„Ich glaube, Herr Kapitain, Sie hätten wohlgethan, vor dieſer Anordnung zu fragen, ob ich auch damit zufrieden ſei. Ich habe indeß gar keine Luſt, Dublin einen Beſuch abzuſtatten, und bitte Sie daher, Ihre unnütze Mühe wieder rückgängig zu machen. Ich werde an Bord bleiben, denn ich brenne vor Ungeduld, London, den Ort meiner Beſtimmung, zu erreichen."

„Verzeihen Sie, Miſtreß James," antwortete Kapitain Ingram, „Dublin iſt eben der Ort Ihrer Beſtimmung."

„Meiner Beſtimmung!" rief ich, noch verwunderter über dieſe Worte, als über ſeine erſte Mittheilung. „Ich denke nicht daran!" fügte ich nach einer Pauſe hinzu, und mußte laut auflachen, denn es kam mir in der That komiſch vor, den Zufall, den ich als deux ex machina erwartet, ja beinahe wie einen Geiſt citirt hatte, ſo ganz unerwartet in der Geſtalt des ernſten Kapitain Ingram erſcheinen zu ſehen. „Ich zweifle, daß das Schickſal Ihnen einen ſo deutlichen Orakelſpruch über meine Beſtimmung verkündet hat," fügte ich hinzu.

Es ſchien, als hätte mein Spott den Kapitain ver-

letzt, denn in ziemlich gereizter Stimmung entgegnete er mir:

„Nicht das Schickſal hat mich angewieſen, Sie hier in Dublin an das Land zu ſetzen, wohl aber der, welcher über Ihren Aufenthalt zu beſtimmen hat.“

„Und wer wäre das?“ fragte ich geſpannt.

„Ihr Mann, Kapitain James!“ ſagte er ruhig, und ich glaubte in ſeinen feſt auf mich gerichteten Blicken den Ausdruck des Hohnes zu leſen.

„Schändlich!“ rief ich zornig aus. „Nicht genug alſo, daß er ſeine unleidliche Tyrannei über mich übte, als ich noch gezwungen war, in ſeiner verhaßten Nähe zu leben, will er ſie auch noch über das Meer erſtrecken? — Doch er irrt, der Herr Eiſenfreſſer, wenn er glaubt, daß ich mich auch nur im Geringſten ſeinen Anordnungen fügen würde. — Sie aber, Herr Kapitain, Sie ſollten ſich ſchämen, zu einem ſo unwürdigen Komplott die Hand geboten zu haben. — Doch ich habe das Joch abgeſchüttelt, deſſen ſchwere Ketten meine zarten Glieder wund drückten, und ich erkläre Ihnen feſt und beſtimmt, daß ich mich keiner Anordnung fügen werde, die von dem ehrenwerthen Sir James ausgeht.“

Ruhig hatte Kapitain Ingram mich angehört, ich ſah es ihm indeß an, daß er nur mit Mühe ſeinen aufſteigenden Zorn unterdrückte. Als ich geendet hatte, ſagte er mit dem Tone der Heftigkeit, den er jedoch zu mäßigen bemüht war:

„Erklärung denn gegen Erklärung! Und ſo ſage ich Ihnen, daß ich Sie auf keinen Fall weiter mitnehmen werde. Sie müſſen hier an das Land gehen, mögen Sie ſich nun dagegen ſträuben, ſo viel Sie wollen. — Ich laſſe Ihnen eine Viertelſtunde Bedenkzeit, ſage Ihnen aber ſchon jetzt rund heraus, daß ich auf meinem Schiffe keinen andern Willen, als den meinigen dulde.“

Ohne meine Antwort abzuwarten, verließ er meine Kajüte, und es war gut, daß er ging, denn das Blut ſtieg mir zu Kopfe, meine Blicke trübten ſich, meine Hand legte ſich unwillkürlich an den Griff des Dolches, den ich als ächte Spanierin ſtets bei mir zu tragen gewohnt bin, und ich glaube, ich wäre in dieſem Augenblicke im Stande geweſen, einen Mord zu begehen.

Wie! ſollte ich deshalb dem unleidlichen Verhältniſſe mit einem ungeliebten Manne entflohen ſein, deshalb alle Familienbande zerriſſen, eine geachtete Stellung im Leben aufgegeben, deshalb mich allen möglichen Wechſelfällen, der Geringſchätzung der Welt, der Noth, vielleicht ſogar des Elends, Preis gegeben haben, um weiter nichts zu gewinnen, als die Perſon meines Aufſehers und Zuchtmeiſters zu wechſeln? — Nein! nun und nimmermehr! Als ich den Entſchluß faßte, meinen Mann zu verlaſſen, geſchah es, um meine verlorene Freiheit wieder zu gewinnen! Dieſer Entſchluß ſtand auch jetzt noch unerſchütterlich feſt in mir, und nachdem ich in dem engen Raume meiner Kajüte mehrmals mit heftigen Schritten und unter der gewaltigſten

Aufregung hin- und hergegangen war, rief ich aus: „Ja frei will ich sein, und kein Mensch, kein Teufel soll mich daran verhindern!“

Als ich einmal diesen Vorsatz gefaßt hatte, wurde ich sogleich wieder ruhiger. Ich sah ein, daß es eine Thorheit sein würde, mich mit einem Schiffskapitain von geringer Bildung auf seinem eigenen Schiffe in einen Kampf einzulassen. Auf diesem Boden war er gewohnt, gleich einem Despoten zu herrschen, ärger, wie die Herren in Ostindien über ihre sclavischen Diener. Er wäre wohl gar im Stande gewesen, rohe Gewalt anzuwenden, und da ich ohnehin nicht die Absicht hatte, ewig auf seinem Fahrzeuge zu bleiben, konnte es mir nach reiflicher Ueberlegung gleichgültig sein, ob ich es in Dublin, in Liverpool oder in London verließ. Von Dublin eine Reisegelegenheit nach der Hauptstadt des brittischen Reiches zu finden, konnte nicht schwer sein, und ich nahm mir deshalb vor, mich nicht länger gegen das Begehren des Kapitain Ingram zu sträuben, sondern vielmehr so bald als möglich an das Land zu gehen. Ich gab daher meiner Kammerjungfer Befehl, alle meine Sachen einzupacken, und, wenn dies geschehen, den Kapitain in meinem Namen zu benachrichtigen, daß ich zur Abfahrt bereit sei.

Während mein Mädchen mit der Vollziehung meines Auftrages beschäftigt war, suchte ich meinen Freund L...r auf. Ich theilte ihm mit, was zwischen dem Kapitain Ingram und mir vorgefallen war, und bat ihn dann,

zugleich mit mir das Schiff zu verlaſſen, wozu er ſich auf der Stelle und mit der größten Freundlichkeit bereit erklärte.

„Sie wiſſen, mein Freund,“ ſagte ich ihm, nachdem ich ihm für ſeine Zuſage gedankt hatte, „daß ich nicht zu jenen weichlichen Geſchöpfen meines Geſchlechtes gehöre, die keinen Schritt auf eigenen Füßen zu machen wagen, ohne ſich dabei auf einen männlichen Arm zu ſtützen, und ſollte es auch nur der eines ſchwachen Knaben ſein. Ich beſitze Muth und Entſchloſſenheit genug, im Fall der Noth meinen eigenen Kräften zu vertrauen, und laſſe mich nicht leicht durch ängſtliche Rückſichten der Convenienz und des ſogenannten Anſtandes zurückhalten. Ich würde daher auch nicht wanken noch zagen, wäre ich allein. Doch da ich Sie, meinen Freund, in meiner Nähe habe, ſehe ich nicht ein, weshalb ich Ihren Rath und Ihren Beiſtand nur wegen der Grille verſchmähen ſollte, dem Stolze der Selbſtſtändigkeit zu genügen.“

Eine Viertelſtunde ſpäter beſtieg ich, begleitet von dem Kapitain L...r das Boot, das uns nach Dublin bringen ſollte.

Ich verließ das Schiff, ohne von dem Kapitain und Miſtreß Ingram Abſchied zu nehmen. Ich hielt mich zu dieſer ſcheinbaren Verletzung der Artigkeit für vollkommen berechtigt, nachdem ich von dem Einverſtändniſſe zwiſchen dem Ehepaare und meinem Herrn Gemahl Kenntniß erhalten hatte. Ueberdies war das Benehmen der Miſtreß

Ingram auch schon während der letzten Zeit unserer Fahrt so kalt und fremd, ich könnte beinahe sagen unartig gewesen, daß sie selbst mich dadurch der Beobachtung alltäglicher Höflichkeitsformen überhoben hatte.

Sie ließ es sich einfallen, Anstoß an meinem Verhältnisse zu dem Kapitain L...r zu finden, und wollte sich das Recht anmaßen, mir über die kleinen Vertraulichkeiten, die ich ihm über die kleinen Abweichungen von den spießbürgerlichen Schicklichkeitsregeln gestattete, Strafpredigten zu halten.

Ich lachte ihr darüber geradezu in das Gesicht. Sie schien zu erwarten, daß ich, beschämt und reumüthig, mein Unrecht eingestehen, Besserung und die künftige Beobachtung ihrer Vorschriften des Anstands und der Sittsamkeit geloben würde. Statt dessen sagte ich ihr rund heraus und ohne meine Gesinnung nur im Mindesten zu verleugnen oder zu bemänteln:

„Meine liebe Mistreß Ingram, ich habe in der Pension und von meinem würdigen Gatten so viele Hofmeistereien anzuhören gehabt, daß ich derselben jetzt herzlich satt bin, und Sie ein für alle Mal bitten muß, mich damit zu verschonen. Solche Frauen, die, wie Sie, nur daran gewöhnt sind, sich in den alltäglichsten Kreisen des Lebens zu bewegen, haben überdies zu beschränkte und engherzige Begriffe, um über ein Verhältniß, wie das, welches zwizwischen mir und dem Kapitain L...r besteht, ein richtiges und unbefangenes Urtheil fällen zu können. Ich

gebe Ihnen zu Ihrer Beruhigung die Verſicherung, daß es die Gränzen der Freundſchaft bis jetzt nicht überſchritten hat, und dieſelben auch ſchwerlich je überſchreiten wird. Dieſes Bewußtſein der Reinheit genügt mir für mich ſelbſt vollkommen, und ich ſehe nicht ein, weshalb ich mir des Scheines wegen bei einem Umgange, der mir gefällt, mich aufheitert, zerſtreut, unterhält, Zwang anlegen ſollte. Gewöhnliche Menſchen mögen ſich nach gewöhnlichen Formen richten und zwängen; ich rechne mich nicht zu dem großen Troß, und werde mich daher auch nie freiwillig in die Feſſeln ſchmiegen, die er mit der Geduld und dem Gehorſam der Laſtthiere trägt."

So mußte ſie, die gekommen war, mir eine Strafpredigt zu halten, von mir eine anhören, und von dem Augenblicke an war nicht nur unſer freundſchaftliches Verhältniß aufgelöſ't, ſondern ſogar jeder Umgang ſo gut wie gänzlich aufgehoben, mit Ausnahme der Berührungen, die ſich bei dem täglichen Beiſammenleben auf ſo engem Raume nicht vermeiden ließen.

Zwölftes Kapitel.

Major M'Mullen. — Freundschaftliche Erörterungen mit demselben. — Ich sage mich los von meinem Manne und dessen Familie. — Ich schlage den tapfern Kriegsmann in die Flucht und mache mich dann selbst aus dem Staube. — Ueberfahrt nach London und Ankunft daselbst. — Philosophisch-moralische Betrachtungen. — Neues Vertrauen und neuer Muth.

Kapitain Ingram hatte mir nicht gesagt, welchen seiner Verwandten mein liebenswürdiger Herr Gemahl zu meinem Aufseher bestimmte. Ich war daher der Meinung, seine Absicht sei, mich bei seinen Eltern in Pension zu geben. Hatte mir indeß schon während meiner Flitterwochen der dortige Aufenthalt nicht zugesagt, so ist es natürlich, daß mir jetzt vollends davor graute, wo ich die Welt und ihre Freuden, damals mir noch ganz fremd, kennen gelernt und an dem Lärmen des gesellschaftlichen Verkehres Wohlgefallen gefunden hatte. Ich beschloß daher, Dublin zu verlassen, noch ehe meine würdigen Verwandten, oder vielmehr die meines Mannes, Zeit gewinnen könnten, mir ihren verabscheuten Schutz aufzudringen.

Doch die alltäglichsten Berechnungen des menschlichen Verstandes werden nur zu oft ohne den Wirth gemacht, das sollte auch ich erfahren.

Kaum hatte ich mich in dem ersten Hotel Dublins, wo ich mit dem Kapitain L...x abgestiegen war, etwas ausgeruht, und erwartete meinen Freund von seinem Erkundigungsgange nach einem segelfertigen Schiffe zurück, als ich einen ganz unerwarteten Besuch empfing.

Ein heftiges Klopfen an der Thür weckte mich aus dem Sinnen, in welches die verschiedenartigsten Pläne über meine Zukunft mich versenkt hatten. Verdrießlich über die Störung, und neugierig, wer der Besuch sein könne, rief ich: Herein, und es erschien eine lange, hagere Gestalt, der ich auf den ersten Blick an der steifen Haltung den alten Soldaten ansah.

„Mistreß James?“ fragte er mich nach einer artigen Begrüßung.

„Leider ist das mein Name!“ erwiderte ich. „Doch mit wem habe ich die Ehre zu sprechen, und was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuches?“

„Ich bin Major M'Mullen,“ entgegnete er, „und komme, Ihnen mein Haus als passenden Aufenthaltsort für eine Dame anzubieten, die in der Welt so allein steht, wie dies bei Ihnen, Mistreß James, der Fall ist.“

Diese Aeußerung, so begründet sie auch in der That war, erschien mir als eine Beleidigung, und pikirt erwiderte ich:

„Wer sagt Ihnen das, Herr Major? Ich habe während der Ueberfahrt von Indien hierher einen Freund, einen Beschützer, gefunden, der meinen Bedürfnissen wie meinen Wünschen vollkommen zusagt; und wäre das auch nicht der Fall, so gehöre ich, Gott sei Dank, nicht zu den Frauen, die sich überall ängstlich nach der Hand einer männlichen Stütze umsehen, sondern weiß dieselbe sehr gut zu entbehren. — So freundlich daher auch Ihr Anerbieten ist, muß ich es dennoch zurückweisen, zumal ich vermuthe, daß Sie es der Ihnen gänzlich Fremden nur auf Antrieb meines sogenannten Mannes, des Kapitains James, machen."

„Ich bin allerdings auf den Wunsch des Kapitains James hier," entgegnete der Major, den meine Antwort im höchsten Grade zu überraschen schien. „Wie Sie indeß dazu kommen, denselben Ihren sogenannten Mann zu nennen, begreife ich nicht, da Sie doch, so viel ich weiß, rechtsgültig mit demselben getraut sind."

„Getraut? — Allerdings! Rechtsgültig? das ist eine andere Frage; vielmehr sind bei unserer übereilten Verbindung, zu welcher der Kapitain James die Unerfahrenheit des vierzehnjährigen Mädchens auf unwürdige Weise verlockte, so viele Formfehler vorgegangen, daß ich mich nicht als die Gattin eines Mannes betrachten kann, den ich nie geliebt habe und jetzt verabscheue. Ich halte mich dahrr für vollkommen frei, und wie sehr ich meiner Freiheit gewiß bin, mögen Sie daraus entnehmen, daß

ich im Begriff ſtehe, mich mit einem Manne zu verbinden, den ich ſchätze, achte und liebe.“

Der Major M'Mullen ſchien über dieſe Mittheilung zu erſchrecken.

„Das kann Ihr Ernſt nicht ſein!“ rief er aus, und ſtarrte mich mit weit aufgeriſſenen Augen an.

„Dennoch iſt er es!“ entgegnete ich, mich an ſeinem Schrecken ergötzend.

„Unmöglich! Sie können es nicht wagen!“

„Herr Major,“ ſagte ich ſtolz, „wäre dabei wirklich etwas zu wagen, ſo würde das für mich nur ein Reiz und Antrieb mehr ſein, den Ihnen verkündeten Entſchluß zur Ausführung zu bringen. Allein ich ſehe dabei kein Wagniß, da ich mit Sir James nicht nach den Regeln und Vorſchriften meines Glaubens getraut worden bin, mich folglich auch nicht als ſeine Gattin betrachten kann. — Leider bin ich über dieſen Umſtand erſt ſeit kurzer Zeit aufgeklärt worden, ſonſt würde ich ſchon früher ein Band gelöſ't haben, das meiner unter ſolchen Verhältniſſen unwürdig iſt.“

„Sie würden einen ſolchen unbeſonnenen Schritt bitter zu bereuen haben, und ſollten die Ehre einer geachteten Familie nicht ungeſtraft verletzen!“ entgegnete der Major mit gereiztem Tone.

„Erſparen Sie ſich Ihre Drohungen, Herr Major,“ ſagte ich kalt und ſtolz. „Sie machen damit bei mir keine Wirkung. Ich werde thun, was ich für gut befinde, und

über meine Perſon nach meinem Willen verfügen, ohne mich um den Anderen zu kümmern. Laſſen wir indeß für den Augenblick meine beabſichtigte Verbindung bei Seite, und es genüge Ihnen die feſte und unumſtößliche Erklärung, daß ich ſowohl von Sir James als von deſſen ganzer Familie nichts mehr wiſſen will. Ich ſehe mich deshalb auch veranlaßt, die freundliche Einladung in Ihr Haus nochmals, und zwar auf das Beſtimmteſte, zurück zu weiſen."

Der Major ſchien etwas ſagen zu wollen, denn er öffnete ein oder zwei Mal den Mund. Doch die Worte verſagten ihm, und nach dieſem gewaltigen Anlaufe machte er plötzlich Rechtsumkehrt und marſchirte mit gravitätiſchen Schritten zur Thür hinaus, wobei er feſter als nöthig auftrat, und zwiſchen den Zähnen verſchiedene unverſtändliche Worte murmelte, die wie Drohungen klangen, die ich indeß verlachte.

Froh, der läſtigen Geſellſchaft enthoben zu ſein, nahm ich Hut und Shawl, und ging aus, mir die Stadt zu beſehen, denn es wäre mir nach dieſem Auftritte unmöglich geweſen, in meinem Zimmer allein zu bleiben, und L...r kam immer noch nicht.

Ich ſchritt in der Richtung gegen den Hafen zu, in der Hoffnung, ihm zu begegnen, und ich täuſchte mich nicht, denn kaum hatte ich in dem geſchäftigen Gewühl der Straßen einige hundert Schritte zurückgelegt, als ich ihn erblickte. Auch er ſah mich ſogleich, eilte auf mich

zu, und verkündete mir freudig, daß er ein segelfertiges Schiff gefunden hätte, und daß ich noch heut an Bord gehen könnte, wenn ich wollte.

Ich war dies gern zufrieden, denn ich wußte nicht, was der Major M' Mullen vielleicht zu thun im Stande war, und wollte mich jedenfalls lieber dem Bereiche seiner schützenden Aufsicht entziehen, als mich mit ihm in mögliche Unannehmlichkeiten einlassen, und beschloß daher, gar nicht mehr in mein Hotel zurückzukehren. Ich machte an L...r Arm eine Promenade, während welcher ich ihm meine ganze freundschaftliche Conversation mit dem Major unter Scherzen und Lachen erzählte, ohne ihm jedoch mitzutheilen, daß ich ihn dabei zum Gemahl, oder vielmehr zum Bräutigam an der Wand gemacht hatte und ließ mich dann von ihm an Bord des Schiffes bringen, welches zu meiner großen Freude unmittelbar nach London geladen hatte.

Noch im Laufe des Nachmittags brachte L...r meine Jungfer mit unseren Sachen an Bord, und zwei Tage später gingen wir unter Segel, ohne daß ich von dem Major M' Mullen wieder etwas hörte.

Wohlbehalten langten wir in London an, wo ich in demselben Hotel mit dem Kapitain L...r abstieg, zu dem sich mein Verhältniß während der Reise immer inniger und vertraulicher gestaltet hatte, so daß ich jetzt nicht abgeneigt gewesen wäre, ihm meine Hand zu reichen, hätte er seine früheren Anträge erneuert. Allein mein bisheri-

ges Benehmen gegen ihn war der Art geweſen, daß er dazu wahrſcheinlich keinen Muth fand, oder daß unſer ruhiges Verhältniß ihm genügte, da es ihn nichts entbehren oder vermiſſen ließ, was Freundſchaft zu gewähren vermag.

Ich kann nicht leugnen, daß Gefühle eigenthümlicher, ſogar peinlicher Art mich beſtürmten, als ich an dem erſten Abend nach meiner Ankunft in London, während Kapitain L...r ſeinen Dienſtgeſchäften nachging, allein in meinem Hotel ſaß.

Wieder befand ich mich an dem Orte meiner Jugenderziehung; an dem Orte, von wo aus ich zum erſten Male in das Leben eintrat. Auch jetzt ſtand ich wieder an der Schwelle eines neuen Lebens. Wie damals lag eine unbekannte, geheimnißvolle Zukunft vor mir, und doch — wie verſchiedenartig waren die Ausſichten, mit welchen ich den jetzigen zweiten Abſchnitt meines Lebens betreten ſollte, von denen, die mir bei dem Beginn jenes erſten winkten!

Als ich aus der Penſion trat, um an der Seite meiner Mutter in das üppig blühende Land abzureiſen, in welchem ich mein zweites Vaterland liebte, das Land, das mir aus den dunklen Erinnerungen meiner Kindheit wie ein reizender Zaubergarten, erfüllt von allerhand Wundern, freundlich zuwinkte, war mein Herz noch rein und unbefangen; ſtrahlend zeigten ſich mir in phantaſtiſchen Umriſſen die Verhältniſſe des Lebens, dem ich ent-

gegengeführt werden ſollte; ich war die geliebte und geachtete Tochter eines angeſehenen Hauſes; alle Genüſſe einer behaglichen Wohlhabenheit winkten mir; ich ſtand an der Seite einer Mutter, und die liebenden Arme eines zweiten Vaters, der mich den erſten nie vermiſſen ließ, ſtreckten ſich mir entgegen.

Und jetzt? Ach, wie ganz anders war jetzt Alles! Es war mir, als hätte ich in dem kurzen Zeitraume weniger Jahre die ganze Summe meines Lebensglückes leichtſinnig verſchwendet!

Damals ſehnte ſich mein erwachendes Herz nach Liebe, und ich glaubte, unendliche Schätze derſelben in meinem Buſen zu bewahren; — jetzt hatte ich ſie in mannigfachen Geſtaltungen und Abſtufungen kennen gelernt; der zauberhafte Reiz des verſchleierten Iſisbildes war verſchwunden; alle jene Schätze, die ich zu beſitzen gewähnt, nein, die ich wirklich beſeſſen, waren vergeudet, und das Götterbild zur nackten, unſchönen Bildſäule geworden, von plumper Hand zugehauen.

Damals war ich reich an beglückenden Illuſionen; — jetzt nur noch an bitteren Täuſchungen.

Damals belebten mich der Glaube, das Gottesvertrauen; — und jetzt? Doch ja, dieſe Schätze hatte ich mir auch jetzt noch bewahrt, das fühlte ich mit Entzücken, als ich in dem Gange meines Nachdenkens bis zu dieſem Punkte gekommen war, und plötzlich belebte mein Muth ſich neu, mein Vertrauen, meine Entſchloſſenheit, kehrten

zurück, und ich faßte meine Lage mit kälterer Ueberlegnng in das Auge.

Wohl hatte damals das Leben mir zugelächelt, wohl hatte ich nicht fürchten dürfen, jemals der nackten, prosaischen Wirklichkeit der Nahrungssorgen gegenüber zu stehen, allein auch jetzt hatte ich ja noch nicht ihre entnervende Bekanntschaft gemacht. Ich war jung, oft hatten die Männer mir gesagt, daß ich schön sei, und mein Spiegel schien ihnen Recht zu geben; ich besaß Talente, Kenntnisse, Muth, — vor allen Dingen aber Gottvertrauen, und so schüttelte ich entschlossen die peinlichen Gefühle ab, die sich wie mit bleiernen Gewichten an mich gehängt hatten, meine Kräfte zu lähmen, und als L...r spät am Abend heimkehrte und mich noch auf meinem Zimmer besuchte, war jede Spur von Traurigkeit verschwunden.

Verwundert sah mein Freund in mein freudestrahlendes Auge.

„Haben Sie irgend eine Botschaft Fortuna's empfangen, meine Lola?“ fragte er mich.

„Wie so, mein Freund?“ entgegnete ich lächelnd.

„Weil Ihr Gesicht von einem Strahlenglanze der Freude verklärt wird, als sei Ihnen irgend ein unerwartetes Glück begegnet!“ sagte er.

„Mir ist nichts Ungewöhnliches passirt,“ versicherte ich ihm, „und doch lügt der Seelenspiegel nicht. Ich habe meine Heiterkeit, die mir ungetreu zu werden drohte, wie

ein geſättigter Liebhaber, wiedergefunden. — Doch ſetzen Sie ſich zu mir, mein Freund, und laſſen Sie uns mit allem Ernſte an die Feſtſtellung irgend eines neuen Lebensplanes für unſere gemeinſchaftliche Freundin Lola denken."

Er nahm an meiner Seite Platz, und es begann eine ſo ernſte Berathung, als gälte es die Rettung oder den Umſturz eines Staates.

Dreizehntes Kapitel.

Wahl der Laufbahn. — Mißlingen des ersten Versuches. — Ich suche und finde einen Beschützer. — Lord Arbuthnot und dessen Protection. — Geräuschvolles Leben. — Anmaßungen der Freundschaft. — Erkaltung meines Verhältnisses mit L. — Zusage meines Debüts. —

In dem Staatsrathe, den ich mit meinem Freunde L...y gehalten hatte, war nach reiflicher Erwägung aller Umstände beschlossen worden, daß ich die glänzende, wenn auch dornenbesäete Laufbahn der Kunst betreten sollte, und zwar auf dem Gebiete, auf welchem mir seit jenem Entschlusse so viele Lorbeern geworden sind, daß ich beinahe mit Bedauern auf diese verlassene Bahn zurückblicken könnte.

Es war L...y, welcher zuerst den Gedanken aussprach, nachdem ich den Plan, Gesellschafterin, Gouvernante, Erzieherin zu werden, schaudernd vor der Sclaverei, welche mit allen diesen Lebensstellungen verbunden ist, ohne lange Ueberlegung oder Prüfung verworfen hatte. Es

giebt Dinge, die unſerer innerſten Natur ſo antipathiſch widerſtreben, daß es unſer Tod ſein würde, müßten wir uns ihnen gezwungen ergeben, und wären ſie auch mit dem glänzendſten Goldfirniß übertüncht. Das Glück iſt auf Erden nur relativ, nie poſitiv, und was den Einen erfreut, beglückt, entzückt, kann den Andern, verſchieden Organiſirten, in Verzweiflung, in die Nacht des Wahnſinns ſtürzen.

„Sie tanzen den Bolero, den Fandango ſo reizend, Lola," ſagte nach einer längern Pauſe der Kapitain L...r; „wie wäre es, wenn Sie Ihr ſchönes Talent, durch das Sie in den Ballſälen ſo oft zur Bewunderung hinriſſen, kunſtgerecht ausbildeten und ſich als Tänzerin der Bühne widmeten? — Durch ein Aeußeres, wie das Ihrige unterſtützt, müſſen Sie unbedingt auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, Ihr Glück machen."

„O weiſer Bramine!" rief ich freudig aus, „Dein Spruch iſt erhaben und ſoll erfüllt werden."

Ja, das flimmernde, tändelnde Leben einer gefeierten Tänzerin ſagte meiner Phantaſie vollkommen zu. Mit Wonne dachte ich ſogleich des reizenden Wanderlebens, das einer Prieſterin Terpſichorens winkt. Flüchtig die Welt zu durcheilen, zu durchtanzen, ähnlich einem blendenden Meteore bald hier bald dort unerwartet zu erſcheinen, um eben ſo unerwartet wieder zu verſchwinden, überall gefolgt von dem ſchmerzvollen Bedauern, daß die glänzende Er-

ſcheinung, die Aller Augen blendete, nicht länger währte, welche wonnige Ausſicht!

„Ja, Sie haben das Rechte gefunden, mein Freund!“ rief ich voll Entzücken, und bedeckte ihn im Uebermaße meiner Freude mit Küſſen. „Der Tanz war bisher meine Luſt, meine Leidenſchaft; er ſoll hinfort mein Geſchäft ſein; ich werde meine Füße zum Sitze meiner Seele machen. Im Voraus bin ich der glänzendſten Erfolge gewiß, oder alle die Zungen, die meinen Tanz prieſen, müßten elende Werkzeuge der abſcheulichſten Lüge geweſen ſein.“

„Ei, ei, liebe Freundin,“ ſagte Kapitain L...r lächelnd, „Sie ſcheinen von meiner flüchtig hingeworfenen Idee ja ganz enthuſiasmirt, berauſcht, bezaubert zu ſein?“

„Das bin ich auch, mein Freund,“ entgegnete ich ihm, „und gleich morgen werde ich die erſten Schritte thun, den glücklichen Gedanken, den der Himmel ſelbſt Ihnen eingegeben hat, zur Ausführung zu bringen.“

So geſchah es auch.

Ich ſuchte ohne Säumen den Director der italieniſchen Oper auf. Er empfing mich freundlich und fragte nach meinem Begehr. Ich ſagte ihm, daß ich als Tänzerin auf ſeiner Bühne zu debütiren wünſchte.

Er ſchien meine Figur mit wohlgefälligen Blicken zu muſtern, und fragte dann nach meinem Namen.

Beinahe hätte mich dieſe ganz gewöhnliche Frage, die ich erwarten mußte, in Verlegenheit geſetzt, denn noch war ich mit mir ſelbſt nicht darüber einig, unter welchem

Namen ich auftreten wollte. Raſch entſchloſſen entgegnete ich indeß:

„Lola Montez y Porris!“ und hatte mich ſo für meine ganze theatraliſche Lebenszeit mit jenem Namen getauft, der, wie ich mir ſchmeicheln darf, der ganzen gebildeten Welt bekannt geworden iſt.

„Hm! hm!“ erwiderte er; „kann ich mich doch nicht erinnern, den Namen ſchon gehört zu haben! — Bei welchem Theater waren Sie zuletzt, meine reizende Sylphide?“ fragte er hierauf. „Wo haben Sie Ihre erſte Schule durchgemacht? Von welchem Meiſter Ihre Bildung empfangen?“

Ich geſtand ihm offen, daß ich die Bühne noch nie betreten hätte und ſchnell war ſeine Freundlichkeit verſchwunden. Er ſagte mir rund heraus, daß er mich unter ſolchen Umſtänden nicht auftreten laſſen könne und gab mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſeine Zeit gemeſſen ſei und mein Beſuch lange genug gewährt hätte.

Empört über den Grobian verließ ich ihn, ohne ihn nur eines Grußes zu würdigen, und kehrte ſehr verdrießlich in mein Hotel zurück.

Hier fand ich L...y, meiner wartend, und voll Neugier auf den Erfolg meiner Bewerbung.

„Kein Baum fällt auf den erſten Hieb! Rom iſt nicht in Einem Tage erbaut!“ ſuchte er mich zu tröſten, und die abgedroſchene Trivialität ſeiner Troſtgründe verfehlte auch wirklich die beabſichtigte Wirkung nicht. Ich

mußte lachen über die Ernſthaftigkeit, mit welcher der ſonſt geiſtreiche Mann dieſe Gemeinplätze vorbrachte, und mit meiner guten Laune kehrte auch mein Muth zurück.

Ich nahm mir vor, mich nicht wieder ſo leicht abſchrecken zu laſſen, da ich wohl einſah, daß ich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde, ein erſtes Debüt durchzuſetzen.

Ich beſchloß daher, mich nach Protection, dieſem allmächtigen Hebel unter allen Lebensverhältniſſen, umzuſehen, da mir der goldene Zauberſtab, der ſelbſt Unmögliches möglich macht, Felſen erweicht, Berge ebnet, leider nicht zu Gebote ſtand.

L...x ſtimmte ganz mit mir überein, und verſprach, Alles aufzubieten, um mir Gönner zu gewinnen, da ſein eigener Einfluß leider nicht der Art ſei, die Erfüllung meines Wunſches durchſetzen zu können.

Ich ſelbſt lud gleich am nächſten Tage durch ein Billet Lord Arbuthnot ein, mir die Ehre ſeines Beſuches zu erweiſen, indem ich in einer für mich ſehr wichtigen Angelegenheit ſeinen Rath zu erbitten hätte.

Der Lord hatte am Bord des „Tiner“ zugleich mit mir die Ueberfahrt von Calcutta gemacht. Er reihte ſich während der Reiſe unter die Schaar meiner Anbeter ein, ohne daß ich darauf einen beſondern Werth gelegt hätte, denn ich hielt ihn nur wegen der Langeweile der Seereiſe von der allgemeinen Epidemie ergriffen. Ich zeichnete ihn daher auch vor ſeinen zahlreichen Mitbewerbern um ſo we-

niger aus, da mein Herz bereits für den Kapitain L...r zu ſprechen begonnen hatte. Ich war indeß freundlich genug gegen ihn geweſen, um von ſeiner Galanterie eine ſo gewöhnliche Gefälligkeit, wie ein Beſuch war, erwarten zu dürfen.

Ich hatte mich darin nicht getäuſcht, denn er konnte meiner Berechnung nach mein Billet kaum empfangen haben, als er auch ſchon bei mir vorfuhr.

Mein Plan ſchien ſeinen ganzen Beifall zu haben. Er verſprach mir mit der huldvollen Freundlichkeit des wahrhaft vornehmen Mannes ſeine ganze Unterſtützung. Es kam mir dabei zwar vor, als handle er nicht ganz ohne egoiſtiſche Abſicht, als glaube er, bei der Tänzerin eher das Glück zu finden, das er bei der Offiziersdame vergebens erſtrebt hatte. Ich war weit entfernt, ſeine Hoffnungen erfüllen zu wollen, indeß hielt ich es nicht der Klugheit für angemeſſen, ihn ſeinem Wahne zu entreißen, ſondern ging vielmehr bereitwillig auf alle die Vorſchläge ein, die er mir zur beſſern und ſchnelleren Erreichung meiner Abſicht machte.

Er rieth mir, meinen Verſuch, der bei der italieniſchen Oper ſo unglücklich ausgefallen war, bei der franzöſiſchen zu erneuern, mir die Bahn indeß ſchon vorher dadurch zu ebnen, daß ich den Balletmeiſter dieſes Theaters zu meinem Lehrer annähme, und ihn durch ein glänzendes Honorar für mich gewänne.

„Da Sie nicht im Beſitze eines Künſtlerrufes ſind,

der für Sie spricht," fuhr er fort, „müssen Sie andere Mittel anwenden, um an Ihr Ziel zu gelangen. Sie müssen sich überall zeigen, die Modewelt von Ihrem Dasein in Kenntniß setzen, sich an allen fashionablen Orten sehen lassen, von sich sprechen machen, mit Einem Worte, Aufsehen erregen. Gelingt Ihnen dies, so sind Sie Ihres Erfolges gewiß, und wenn das Publikum weiß, daß die reizende Frau, deren Schönheit es bewundert, Tänzerin ist, wird es von selbst den Wunsch, der eigentlich der Ihrige ist, aussprechen, den Wunsch, die Tänzerin, die es bisher nur außer der Bühne bewunderte, auch auf der Bühne bewundern zu können."

Ich sagte dem Lord, daß er vollkommen Recht hätte, gestand ihm dann jedoch mit einer leicht begreiflichen Verlegenheit, daß die von ihm erwähnten Mittel mit Kosten verbunden wären, deren Erschwingung meine gegenwärtigen Umstände mir unmöglich machten.

„Ist das der einzige Einwurf, den Sie mir zu machen haben," entgegnete der Lord mit der größten Liebenswürdigkeit, „so beruhigen Sie sich darüber, und gestatten Sie mir, einstweilen alle Kosten zu bestreiten, die zur Erreichung Ihres Zieles erforderlich sind."

Als er meine Beschämung, meine Verwirrung über ein Anerbieten sah, das mich in meinen eigenen Augen demüthigte, und das ich gleichwohl in der Lage, in welcher ich mich befand, nicht zurückweisen durfte, glitt er über

dieſe Sache mit der Leichtigkeit des feinen Weltmannes hinweg und fuhr fort:

„Sie müſſen Beſuche unſerer einflußreichen jungen Männer empfangen, kleine Geſellſchaften geben, ſich eine Garde-Noble bilden, und ich ſtehe Ihnen dafür, daß Sie ſchon nach wenigen Wochen ein Gegenſtand öffentlicher und allgemeiner Bewunderung ſein werden. — Inzwiſchen bitte ich um die Erlaubniß, einige meiner Freunde bei Ihnen einführen zu dürfen.“

Durfte ich ſo liebenswürdige Anerbietungen zurückweiſen? Wohl erkannte ich die Gefahren, die daraus für mich erwachſen konnten, das Gerede, das darüber entſtehen mußte, allein wir armen Frauen ſind nun einmal leider ſo hilfloſe Geſchöpfe, daß uns nicht immer die Wahl der Mittel bleibt. Oft ſehen wir uns gezwungen, zur Erreichung unſeres Zieles das zu ergreifen, welches ſich uns eben bietet, auch wenn wir ſelbſt erkennen, daß es uns in ein nachtheiliges Licht ſetzen kann.

Ueberdies hatte ich von der Kunſtwelt ſchon genug geſehen und erfahren, um zu wiſſen, daß es den Künſtlerinnen ſelbſt bei dem beſten Willen nicht immer möglich iſt, den böſen Schein zu meiden. Sollte ich auf Koſten bedeutender Opfer, vielleicht ſogar mit gänzlicher Verzichtleiſtung auf eine glänzende Carrière eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu machen ſuchen? Das wäre eine lächerliche Thorheit geweſen. Die Reinheit meines Bewußtſeins mußte mir genügen, und mit der mir angebore-

nen Sorgloſigkeit beſchloß ich, auf die Beachtung des äußern Scheines weiter keinen Werth zu legen.

Bald ſah ich mich nun in einen Wirbel von Zerſtreuungen und Vergnügungen geriſſen, und ich kann nicht leugnen, daß das Leben, welches ich unter der Protection, die ich gefunden, zu führen begann, dem von meiner Mutter ererbten Hange zu weltlicher Luſt ſehr zuſagte.

Lord Arbuthnot erfüllte ſein Verſprechen, die glänzendſten Lions der vornehmen Londoner Welt bei mir einzuführen; meine Zimmer wurden von den vornehmſten Beſuchen beinahe nie leer, und der Lord ſelbſt ließ ſelten einen Tag vorübergehen, ohne ſich perſönlich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Kapitain L...r, der mir ſo oft die Verſicherung ſeiner uneigennützigen Freundſchaft gegeben hatte, zeigte ſich ſehr unzufrieden mit den Huldigungen, die mir von allen Seiten zu Theil wurden. Er quälte mich mit eiferſüchtigen Vorwürfen, und ich konnte ihm in meinem Innern nicht ganz Unrecht geben, denn durch viele der Männer, welche mich jetzt beſuchten, wurde er in der That ſo verdunkelt und in den Hintergrund gedrängt, daß unſer inniges Verhältniß dadurch eine ganz andere Geſtalt gewann. Ich hatte ihm indeß nie mehr als die Rechte der Freundſchaft gewährt, und ſobald er es mit übler Laune und Vorwürfen, wie ich ſie ſelbſt von meinem legitimen Gatten nie geduldet haben würde, verſuchte, ſie über ihre ſtrenggezogenen Grenzen hinaus auszudehnen, ſah ich mich

gezwungen, ihn mit Kälte und Ernſt in die ihm gebührenden Schranken zurückzuweiſen.

So entſtand denn zwiſchen uns eine immer gereiztere Stimmung, je näher mein Debüt, das mir endlich von dem Director der franzöſiſchen Oper zugeſagt worden war, heranrückte, und zuletzt beſuchte er mich nur noch auf kurze Augenblicke, und offenbar mehr aus Gewohnheit und Verdruß, als aus wahrer Zuneigung.

Wie gut, dachte ich mir, daß ich ihn nicht geheirathet habe. Denn nichts iſt mir unerträglicher, als die Tyrannei eines Ehemannes, und nach der Erfahrung, die ich mit meinem erſten Gemahl und meinem erſten Freunde gemacht hatte, faßte ich den feſten Vorſatz, meine Freiheit nie zu opfern, und mich ſelbſt durch die glänzendſten Ausſichten, ſollten ſie ſich mir jemals bieten, nicht verlocken zu laſſen, mich in neue Bande zu ſchmieden.

Vierzehntes Kapitel.

Mein Debüt. — Der Herzog von Braunschweig. — Gänzlicher Bruch mit Kapitain L... x. — Hamburg. — Braunschweig. — Ein Coupé auf dem Schlosse. — Plötzliche Abreise. — Ankunft in Paris.

Mein Debüt ging endlich vor sich, und so war denn mein Streben erreicht, die neue Bahn eröffnet, die ich mir zu meinem Lebensberufe erwählt hatte.

Ueber den Erfolg, den meine Nationaltänze fanden, steht es mir nicht zu, viele Worte zu machen. Genug, ich war zufrieden und fühlte mich glücklich und heiter.

Ein Schatten breitete sich indeß doch über das genußreiche Leben, das ich führte: Der gänzliche Bruch mit dem Kapitain L... x.

Ich fühlte mich dadurch so verstimmt, daß Zerstreuung, Abwechselung, mir ein Bedürfniß ward. Die Saison ging ohnehin zu Ende; nur noch wenige Tage, und das Londoner Leben wurde eben so langweilig und einförmig, wie es bis dahin unterhaltend und wechselvoll gewesen.

Unter den Herren, die durch Lord Arbuthnot so wie später durch dessen Freunde bei mir eingeführt wurden, hatte sich auch der regierende Herzog von Braunschweig befunden. Er sagte mir manch artiges Wort über mein Talent, bot mir an, auf seinem Hoftheater zu gastiren, wenn ich einmal zu einer Reise durch Deutschland Lust bekommen sollte, und gab mir die Versicherung, er würde es sich angelegen sein lassen, mir den Besuch seiner Residenz so angenehm zu machen, daß ich gewiß zufrieden sein sollte.

Als er diese Einladung aussprach, achtete ich nicht sonderlich darauf. Ich hielt sie für wenig mehr als eine bloße Floskel gewöhnlicher Galanterie. Jetzt erinnerte ich mich ihrer plötzlich wieder, und schnell stand der Entschluß fest in mir, den kleinen Fürsten, der in London unter den Meteoren des reichen englischen Adels verschwunden war, in dem Strahlenglanze seiner liliputischen Souverainetät anzusehen.

Ich wollte hinaus in die weite Welt. Mir galt es gleich, ob ich die Richtung nach Süden oder nach Norden einschlug. Zerstreuung war der Zweck meiner Reise, und den konnte ich, wenn das Glück mir wohl wollte, eben so gut in Braunschweig, als auf irgend einem andern Punkte der geographischen Karte erreichen.

Gewohnt, alle meine Entschlüsse rasch auszuführen, schaukelte ich schon nach zwei Tagen auf den Wellen des Oceans, und nach einer Fahrt ohne alle Unfälle oder Abenteuer, die mir ihrer kurzen Dauer ungeachtet sehr

langweilig vorkam, weil ſich auf dem Dampfboote auch nicht ein intereſſanter Paſſagier befand, der meine Aufmerkſamkeit erregen konnte, langte ich in Hamburg an.

Vielfach hatte ich das rege Treiben, das originelle Leben dieſer Weltſtadt des Handels rühmen hören. Ich ſah mich zwei Tage dort um, doch ich fand Alles kleinlich, ſchaal, todt im Vergleich zu London.

Der Eindruck, den das geprieſene Hamburg auf mich machte, war nahe daran, mich von meinem beabſichtigten Beſuche in Braunſchweig abzuſchrecken. Wenn die Langweiligkeit der Städte in eben dem Verhältniſſe zunahm, wie ihre Seelenzahl ab, — Himmel, welch eine fürchterliche Zeit ſtand mir dann bevor.

Allein „muthig vorwärts!“ hatte ich ja von jeher zur Deviſe meines Lebens erwählt, und ſo wich ich denn auch jetzt nicht zurück.

Durch öde, ſteppenähnliche Gegenden, flach und ohne Charakter wie das Buch eines geiſtloſen Schriftſtellers, gelangte ich nach Braunſchweig.

Ich fand ein recht nettes, freundliches Städtchen und in dem erſten Hotel, in welchem ich meine Wohnung nahm, mehr Comfort, als ich an einem ſo kleinen Orte erwartet hätte. —

Mit einigen Zeilen benachrichtigte ich den Herzog von meiner Ankunft und bat ihn um die Gewährung einer Audienz.

Noch an demſelben Nachmittag lud mich ein Adju-

tant des Herzogs, den die dunkle Uniform sehr gut kleidete, für den nächsten Morgen auf das Schloß.

Zu der festgesetzten Stunde fuhr ich zu der Audienz.

Der Herzog zeigte sich sehr freundlich, ich möchte beinahe sagen gnädig gegen mich; doch sein Wesen gefiel mir in London weit besser, als hier. Dort zeigte er das Benehmen eines liebenswürdigen Privatmannes, hier nahm er die stolze Protectormiene des Herrschers an, und diese war mir stets zuwider. Mein ganzes Wesen sträubt sich so sehr gegen die Herrschaft, welche das sogenannte stärkere Geschlecht sich über uns anmaßt, daß ich die äußere Zuschautragung selbst an den Fürsten der Erde nicht leiden mag. Am allerwenigsten scheint sie mir bei einem Herrscher von so untergeordnetem Range an der Stelle.

Ich empfand daher gegen den Herzog, ungeachtet seiner herablassenden Freundlichkeit, oder vielleicht eben wegen derselben, eine Art Widerwillen, obgleich er ein so schöner Mann war, daß er, auch ohne Fürst zu sein, auf ein schwaches Weiberherz leicht Eindruck machen kann. Die Annalen seiner Galanterieen sind daher auch reich an Eroberungen.

Um der mir lästigen Verlängerung der Audienz enthoben zu sein, beeilte ich mich, den Herzog an seine Zusage eines Gastspieles zu erinnern, und schon nach wenigen Minuten verließ ich ihn mit einer Weisung an den Theaterintendanten, mein Auftreten ganz nach meinem Wunsche einzurichten.

Der Intendant, ein Herr von Münchhauſen, wenn ich nicht irre, ein Mann von übermäßiger Körperlänge, ging mit der Artigkeit und Bereitwilligkeit eines ächten Hofmannes auf meine Vorſchläge ein, und nach einer Conferenz von wenigen Minuten war mein Gaſtſpiel ganz zu meiner Zufriedenheit geordnet.

Am nächſten Morgen empfing ich abermals einen Beſuch von dem Adjutanten des Herzogs. Er lud mich für den kommenden Abend zu einer Geſellſchaft ein, und glaubte derſelben dadurch in meinen Augen einen beſondern Reiz zu verleihen, daß er mir ſagte, auch der Herzog würde ſein Haus mit ſeiner Gegenwart beehren. Mir war dies indeß vielmehr zuwider, und ich hätte jedes perſönliche Zuſammentreffen zu vermeiden gewünſcht. Dennoch ſagte ich zu, weil ich wohl fühlte, daß eine Ablehnung eine zu große Unſchicklichkeit geweſen wäre.

Die Geſellſchaft war glänzend, die Bewirthung koſtbar, allein es fehlte jener leichte, gefällige Ton, der allein einem größern Zirkel einen Reiz verleihen kann. Die herzogliche Gegenwart wirkte drückend und erkältend auf alle Anweſenden, ganz beſonders jedoch auf mich, denn der gebietende Herr verfolgte mich ſo auffallend mit ſeinen Galanterieen, er ſchien ſein Glück als ſo gewiß zu betrachten, daß ich Unwohlſein vorſchützte, um mich früher entfernen zu können.

Zu meiner großen Zufriedenheit verſchonte mich der Herzog in den nächſten Tagen mit jeder Zudringlichkeit;

dagegen muß ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er ſein Verſprechen, mir den Aufenthalt in Braunſchweig ſo angenehm als möglich zu machen, gewiſſenhaft erfüllte. Ich wurde, offenbar auf ſeine Veranlaſſung, mit Einladungen überſchüttet, und war der Gegenſtand zahlreicher Aufmerkſamkeiten und Artigkeiten, beſonders nach meinem erſten Auftreten, welches der günſtigſte Erfolg krönte.

Am Tage meiner zweiten Gaſtrolle bekam ich zu meinem großen Verdruß eine Einladung von dem Herzoge, nach der Vorſtellung zu einem Soupé auf dem Schloſſe zu erſcheinen.

Nur mit Widerſtreben ging ich hin.

Außer dem Herzog und mir waren nur noch zwei Cavaliere zugegen. Auch dieſe verſchwanden allmählig, als das Deſſert aufgetragen war, und ich erblickte mich mit peinlichen Gefühlen in einem tête à tête dem Herzoge gegenüber. Meine Verlegenheit war um ſo größer, da er dem Champagner ziemlich fleißig zugeſprochen hatte und davon etwas echauffirt zu ſein ſchien.

Was ich gefürchtet, ſollte nicht ausbleiben. Der Herzog wurde anfangs zärtlich, bald immer dreiſter, und ich ſah mich zuletzt genöthigt, ihn mit Gewalt zurückzuſtoßen.

Er erlaubte ſich nun eine beleidigende Aeußerung, und zornig ſprang ich auf, eilte zur Klingel und zog ſie heftig.

Ein Kammerdiener trat ein.

„Mein Wagen ſoll vorfahren!“ gebot ich ihm.

Zögernd blickte er mich, dann den Herzog an. Er mochte etwas von dem ahnen, was vorgefallen war, und wußte nicht, ob es ſein Gebieter billigen würde, wenn er meinem Befehle gehorchte.

Der Herzog zeigte eine bewundernswürdige Ruhe.

„Thue, wie die Sennora Dir gebietet!“ ſagte er; der Kammerdiener verließ das Gemach.

„Ich hoffe, meine ſchöne Wilde, daß Sie ſich eines Beſſern beſinnen werden,“ ſagte der Herzog. „Sie gefallen mir, und ich wünſche, Sie in meiner Nähe zu behalten; — Ihr Talent für meine Bühne zu gewinnen!“ fügte er hinzu, als er das Zornſprühen meiner Augen ſah.

„Durchlaucht,“ entgegnete ich mit bebender Stimme, „auch in meinen Adern fließt edles Blut; wenngleich kein fürſtliches, iſt es doch edel genug, um jede beſchimpfende Behandlung mit Entrüſtung und Verachtung zurückzuweiſen. — Glauben Sie, weil Sie auf einem Throne ſitzen, ſei Ihnen gegen ein wehrloſes Weib Alles geſtattet, ſo mögen Sie ſich enttäuſchen. Ich verſchmähe Sie und Ihre Anträge, und wollte mich eher aus Liebe dem geringſten Ihrer Diener hingeben, als nach einem ſolchen Benehmen von Ihrer Seite mit Ihnen je auch nur noch wieder ſprechen!“

Er war wüthend aufgeſprungen, und trat mir in drohender Haltung entgegen; ich achtete jedoch ſeines Zor-

nes nicht, und als der Kammerdiener jetzt den Wagen meldete, stürmte ich hinweg.

Der nächste Morgen fand mich auf der Reise, und unaufgehalten setzte ich diese fort, bis ich Paris erreichte, das Ziel meiner Sehnsucht schon seit Jahren.

Dort hoffte ich Ersatz zu finden für den Ennui, den mein erster Ausflug nach Deutschland mir verursacht hatte.

Mein Ruf als Künstlerin war durch meine Debüts in London jetzt schon hinlänglich begründet, um auch in der Weltstadt an der Seine des Auftretens gewiß sein zu dürfen. Ueberdies hatte ich mich vor meiner Abreise aus Albions Hauptstadt mit gewichtigen Empfehlungsbriefen für Paris versehen, denn gleich damals war dahin mein Augenmerk gerichtet, und ich sah Braunschweig nur als eine Reisestation an.

Fünfzehntes Kapitel.

Gastrollen in der großen Oper. — Herr von S.....y. — Reise nach Warschau. — Die Ritter vom weißen und vom rothen Bande. — Großmüthige Lösung von der Raubritterschaft. — Owiesky.

Die mitgebrachten Empfehlungsbriefe räumten schnell alle Schwierigkeiten aus dem Wege und schon nach wenigen Tagen wurden mir eine Anzahl Gastrollen in der großen Oper zugesagt, nur ließ sich die Zeit des Beginnes derselben für den Augenblick noch nicht genau bestimmen.

Ich benutzte die Frist, die mir dadurch blieb, mich mit dem Pariser Leben bekannt zu machen. Ich knüpfte Verbindungen an, besuchte Gesellschaften, Bälle, Vergnügungsorte aller Art.

Ich amüsirte mich, wie man sich in Paris amüsiren kann und eigentlich nirgends anders als dort.

Unter den Bekanntschaften, die ich machte, hatte ein junger Pole, ein Emigrant, für mich besondere Aufmerk-

ſamkeiten, wie ich an ſeiner geiſtreichen Unterhaltung, ſeinem liebenswürdigen Umgange beſonderes Intereſſe fand. Bald war Herr von S.....y mein beſtändiger Geſellſchafter und Begleiter. Die Welt, die nun einmal in Liebloſigkeit verſunken iſt, machte ihn zu meinem Liebhaber. Mochte ſie doch! hätte ich ihn dazu machen wollen, wer konnte es mir wehren? Er war es nicht, allein vergebens wären alle meine Betheuerungen, weshalb mich alſo nutzlos darin erſchöpfen? Es war von jeher mein Geſchick, daß jeder meiner Schritte eine gehäſſige Auslegung fand. Zum großen Theile lag die Schuld an mir, weil ich es verſchmähte, den Schein zu meiden, doch oft wurde ich mit dem größten Unrecht und ohne allen Grund verdammt, wenn ich auch nicht die Lächerlichkeit auf mich laden will, von mir ſelbſt zu ſagen, daß ich, die heißblütige Spanierin, die Liebe ganz verſchmähte.

Welches fühlende Weib hätte ſich in ihrem Leben keine einzige Schwäche vorzuwerfen?

Daß aber Herr von S.....y nicht mein Geliebter war, könnte ein vorurtheilsfreier Beurtheiler daraus entnehmen, daß ich ungeachtet des Wohlgefallens, welches ich an ſeinem nähern freundſchaftlichen Umgange fand, freiwillig auf denſelben verzichtete und ſeinem eigenen Rathe folgend, Paris ſchon nach kurzer Zeit verließ, um einem durch ihn ſelbſt vermittelten Rufe nach Warſchau zu folgen.

In dieſer Hauptſtadt des geknechteten Sarmaten-

Volkes ſollte ich Triumphe feiern, wie vor mir vielleicht auch nie eine andere Künſtlerin und ich würde nur mit dem lebhafteſten Entzücken an meinen dortigen Aufenthalt zurückdenken, drängte ſich mir dabei nicht zugleich die Erinnerung an ein Ereigniß auf, welches lange Zeit auf mein Leben einen finſtern Schatten warf und mich noch jetzt oft mit Wehmuth und Trauer erfüllt.

Ich habe hier eine Periode meines Lebens erreicht, die bisher nur Wenigen bekannt wurde. Mein Aufenthalt in Warſchau iſt indeß ſo vielfältig beſprochen worden, ich bin dadurch ſo mannigfachen und boshaften Verleumdungen ausgeſetzt geweſen, daß ich es mir ſelbſt bei der Veröffentlichung meiner Memoiren ſchuldig bin, darauf das hellſte Licht zu werfen und zu ſagen, was bisher noch unbekannt oder nur mit Entſtellung der Wahrheit bekannt war.

Es iſt möglich, daß ich mich dadurch einem neuen Tadel ausſetze, nämlich dem der Eigenliebe und des Selbſtlobes; allein da es nun einmal mein Loos iſt, dem Tadel, den falſchen Urtheilen nicht entgehen zu können, will ich ihn lieber abſichtlich ſelbſt veranlaſſen, herausfordern, als ihn geduldig über mich verhängen zu laſſen.

Ich muß hier zunächſt eines Ereigniſſes erwähnen, das durch einen unſchuldigen Zufall herbeigeführt wurde, das aber die boshafte Auslegung fand, die Wirkung berechnender Koketterie zu ſein.

Ich hatte durch mein erſtes Debüt einen ſehr gün-

ſtigen Eindruck hervorgebracht und bei meinem zweiten Auftreten war das Haus zum Erdrücken gefüllt. Aufgeregt durch den enthuſiaſtiſchen Beifall, der mir zu Theil wurde, fühlte ich mich begeiſtert; mein Körper ſchien ſein Gewicht verloren zu haben, und ich war kühner, kräftiger in meinen Bewegungen als je. Da entfiel mir während des Tanzes mein Kniband. Ich hob es mit einer ſchnellen Bewegung und ohne den Tanz zu unterbrechen vom Boden auf und ſchleuderte es fort. Ich hatte die Abſicht gehabt, es in die Couliſſe zu werfen, doch die ſchnelle Wendung des Bolero ließ mich die Richtung verfehlen und es flog, getragen von einem leichten Lufthauche, flatternd hinab in das Parterre.

Im Nu war das Band in kleine Stücken zertheilt und dieſe wurden, gleich Ordensbändern, in die Knopflöcher geheftet.

Als ich am Abend, nach der Vorſtellung, in dem Speiſeſaal meines Hotels erſchien, drängten ſich alle die Herren, die ſo glücklich geweſen waren, — wie ſie ſelbſt ſich ausdrückten, — ein Endchen meines Bandes zu erobern, zu mir und ſtellten ſich mir als meine Ritter vor. Im Triumphe wurde ich von ihnen zu meinem Platze an der Tafel geführt und mir zu Ehren ein glänzendes Feſt improviſirt.

Die Blüthe des polniſchen Adels ſo wie viele der angeſehenſten und reichſten Ruſſen, durch ihre amtliche Stellung, ihre Dienſtverhältniſſe, an Warſchau gefeſſelt,

waren in dem Saale zugegen. Unter ihnen befanden sich Viele, die in den Logen gewesen waren und bittere Klage darüber führten, daß sie dadurch verhindert worden, unter die Zahl meiner Ritter aufgenommen zu werden.

Einer der reichsten und liebenswürdigsten von diesen, Fürst Low, unterbrach die komischen Klagen plötzlich mit dem Ausrufe:

„Meine Herren, sollen wir diese Zurücksetzung geduldig ertragen? Ich bin der Meinung, wir stiften eine zweite Klasse des Lola-Ordens, und wie die erste ein weißes Band trägt, sei unsere Insignie ein rothes, entnommen von dem Haupte unserer liebenswürdigen Ordensmeisterin.“

Zugleich löst er, ehe ich es zu hindern vermochte, eine dunkelrothe Schleife aus meinem Haar, und sie hoch emporhaltend, rief er aus:

„Wer meldet sich zum Eintritt in den Lola-Orden rother Klasse?“

Von allen Seiten drängten sich die Candidaten dieses Ritterordens eigenthümlicher Art herbei, ein Endchen von dem rothen Bande zu erobern, Fürst Low jedoch wehrte sie ab und sagte scherzend:

„Ich bin durch einen freveln Raub in den Besitz dieses Bandes gekommen und würde fürchten, als Raubritter bezeichnet zu werden, kaufte ich mich nicht durch ein Lösegeld frei von dieser Schmach!“

Dabei leerte er einen silbernen Brotkorb, der vor

ihm auf der Tafel ſtand, warf ſeine Brieftaſche hinein und fügte dann hinzu:

„Wer Theil an meinem Raube nehmen will, der folge meinem Beiſpiele und löſe ſich; nur Solchen, die dies gethan, wird meine Hand das Ordenszeichen überreichen.“

Von allen Seiten flogen nun Brieftaſchen, Börſen, Schmuckſachen in das Körbchen und bald war das rothe Band vertheilt.

Huldigend naheten ſich mir meine neuen Ritter vom rothen Bande, wie früher die vom weißen, und verlangten den Kuß der Treue als Gelöbniß auf meine Hand drücken zu dürfen. Lachend ließ ich die Tollheit gewähren, die mich ſelbſt unterhielt und die ſich durch die Macht des Champagners ſogar ſoweit ſteigerte, daß meine Ritter, meines Sträubens ungeachtet, mir den Schuh vom Fuße zogen und aus dieſem Kelchglaſe wunderlicher Art den köſtlichen Schaumwein in langen Zügen tranken.

Erſt gegen Morgen endete das Gelag und erſchöpft kam ich auf mein Zimmer.

Des Körbchens mit den Löſegeldern hatte ich nicht mehr gedacht und mit Staunen erblickte ich es daher, bis zum Rande auf die von mir erwähnte Weiſe gefüllt, auf dem Tiſche vor meinem Bett. Als ich am nächſten Morgen den Inhalt prüfte, fand ich in Banknoten und baarem Gelde eine Summe von mehreren tauſend Rubeln und außerdem verſchiedene, ſehr werthvolle Schmuckſachen.

Wahrlich, die Polen verstehen sich noch jetzt auf ritterliche Galanterie!

So früh am nächsten Morgen, als es der Anstand gestattete, empfing ich den Besuch des jungen Grafen Owiesky.

Er war mein ältester Bekannter in Warschau, da Herr von S.....y, sein vertrauter Jugendfreund, mir an ihn einen Empfehlungsbrief mitgegeben hatte.

Ich war ihm für zahlreiche Gefälligkeiten in meinen theatralischen Angelegenheiten verpflichtet und hatte ihm gern die Gunst, um die er mich gebeten, zugestanden: für ihn auch dann sichtbar zu sein, wenn für Andere meine Thür streng verschlossen blieb.

Er hatte mir seit der ganzen Zeit meines Aufenthaltes die zartesten Aufmerksamkeiten bewiesen. Ich konnte bei den Huldigungen des schönen jungen Mannes nicht ganz gleichgiltig bleiben und bald entstand zwischen uns ein zarteres Verhältniß, obgleich ich die glühende Liebe, die er mir widmete, nicht eben so zu erwidern vermochte.

„Liebe Lola," sagte er, nachdem er auf dem Divan neben mir Platz genommen hatte, „hat der gestrige Abend Sie sehr glücklich gemacht?"

„Glücklich? Nein, Roman," erwiderte ich und sagte damit die vollkommenste Wahrheit. „Amüsirt hat er mich, das leugne ich nicht; doch mein Glück möchte ich nicht auf die unsichere Unterlage eines Rausches gründen."

„Das freut mich!" sagte er.

„Weshalb?“

„Weil es mich hoffen läßt, daß es Ihnen nicht zu schwer fallen wird, mir eine Bitte zu erfüllen, die ich an Sie richten will.“

„Sprechen Sie, lieber Roman, und seien Sie im Voraus der Gewährung überzeugt, wenn sie irgend in meinen Kräften liegt.“

„Sie hängt lediglich von Ihrem Willen ab.“

„Und worin besteht sie?“

„Daß Sie sich dem zudringlichen Schwarme Ihres Heeres von Anbetern entziehen, dieses Hotel verlassen und eine Privatwohnung beziehen, die ich für Sie miethete und mit allen Bequemlichkeiten einrichten ließ, die Sie wünschen können.“

„Eifersüchtiger!“ sagte ich, indem ich ihm lächelnd mit dem Finger drohte. „Ihr Wunsch sei indeß gewährt, denn ich gestehe Ihnen, daß mir selbst das lärmende Treiben, als dessen Mittelpunkt ich mich hier wider meinen Willen erblicke, zuweilen recht lästig ist und daß ich mich schon oft nach einigen Augenblicken der Ruhe gesehnt habe, in denen ich mir selbst angehören kann. — Wann soll ich die neue Wohnung beziehen?“

„Sobald Sie wollen. Es ist dort Alles zu Ihrem Empfange bereit.“

„Gut! dann also noch heute!“

Dabei blieb es und derselbe Abend fand mich schon in der neuen Wohnung, die zwar in einem etwas entfern-

ten und einſamen Stadtviertel lag, indeß mit eben ſoviel Geſchmack als Eleganz eingerichtet war.

Dennoch hatte ich eine Thorheit begangen, indem ich die Bitte des Grafen Owiesky erfüllte, davon mußte ich mich leider ſehr bald überzeugen. Das öftere Alleinſein, zu welchem die Abgelegenheit der Wohnung, die überdies nicht ſogleich bekannt wurde, Gelegenheit gab, benutzte er dazu, in ſeinen Liebeswerbungen ſo ſtürmiſch und ungeſtüm zu werden, daß ich mich ihrer kaum noch zu erwehren wußte. Schon nach zwei Tagen ſtand ich auf dem Punkte, wieder in die Lebendigkeit meines frühern Hotels zurückzukehren, als ein unerwartetes und peinliches Ereigniß meinem Warſchauer Aufenthalte ein plötzliches Ziel ſetzte.

Sechzehntes Kapitel.

Kampf der Liebe. — Welches Opfer iſt größer? — Liebe, nicht Heirath. — Ich mag nicht Gräfin ſein. — Meine Vernunftgründe. — Owiesky's Flucht.

Als ich nach meinem nächſten Auftreten in meine Wohnung zurückkehrte, fand ich Owiesky, den ich kurze Zeit vor der Beendigung der Vorſtellung ſeine Loge verlaſſen ſah, meiner bereits harren.

Er ſchien ungewöhnlich aufgeregt zu ſein und nicht ohne Grund fürchtete ich einen unangenehmen Auftritt.

„Holde Zaubrerin!“ ſtürmte er mir entgegen und wollte mich umſchlingen. „Laſſen Sie ſich umarmen, Elfenkind, zarter Mondſtrahl!“

„Ein ſehr körperlicher Mondſtrahl!“ entgegnete ich lachend, indem ich ihm entſchlüpfte und mich zu der ſervirten Tafel ſetzte. „Und überdies ein ſehr hungriger! — Kommen Sie, lieber Graf, laſſen Sie Ihre verliebten Thorheiten und nehmen Sie Theil an meinem Mahle, denn das Elfenkind verſpürt einen gewaltigen Appetit!“

„Süßer Engel," fuhr der Graf in seiner Schwärmerei fort, „was ist das ganze Leben im Vergleich zu einer Stunde, einer einzigen Stunde, in Ihrer Nähe zugebracht. — Ach, Lola, mir ist zu Muthe, als lebte ich nur noch, wenn ich Sie sehe."

Tändelnd lös'te er aus meinem Haare den Kranz, den ich noch von der Vorstellung trug und ich ließ ihn ruhig gewähren. Er benahm sich jedoch dabei so ungeschickt, daß mein Haar sich lös'te und über Hals und Schultern herabfiel.

„Lola," rief er, „wie schön sind Sie so. Sie gleichen einer Madonna und nur Eines fehlt Ihnen noch, um Sie dem Bilde vollkommen ähnlich zu machen."

„Und dies Eine?"

„Das Kind auf Ihrem Schooße!"

Erschrocken sprang ich auf. Die Worte des Grafen erschienen mir wie eine Beleidigung, eine Verhöhnung.

„Sie sind wahnsinnig!" rief ich gereizt. „Ich hasse, ich verabscheue Sie wegen der Schmach, die in diesen Worten liegt."

Hastig ging ich im Zimmer auf und nieder. Mein Appetit war plötzlich verschwunden.

„Lola," rief der Graf lachend, „Sie sind ein wunderliches Wesen! Sollte man nicht glauben, ich hätte Ihnen Gott weiß was für eine gewaltige Beleidigung zugefügt?"

„Und thaten Sie das etwa nicht?" rief ich aus.

„Wäre für mich das Unglück nicht eben so groß, als die Schmach, wiegte ich ein Kind auf meinem Schooße?“

„Meine holde Philosophin,“ sagte er, noch immer lachend, „Sie nehmen meine harmlosen Worte von einer ganz falschen Seite, indeß bin ich darüber nicht böse, denn dieser Zorn, diese funkelnden Augen verleihen Ihnen neue Reize, und Sie sind wirklich bezaubernd schön! Wollen Sie indeß ernsthaft sprechen, meine theure Lola, so sagen Sie selbst, was ist auf dieser Erde himmlischer als die Liebe, welches Bild göttlicher als das einer jungen schönen Mutter, die ihre Augen mit liebevollem Blicke auf ihrem Kinde ruhen läßt.“

Seine Worte besänftigten mich wunderbar.

„Wäre das der Sinn Ihrer Aeußerung gewesen,“ sagte ich, „so würde es Thorheit sein, Ihnen darüber zu zürnen. Allein was Sie Liebe nennen, Sie, das irdische flatterhafte Weltkind, das ist nur die Befriedigung niederer Sinnlichkeit, welche das Edelste zerstört, uns in den Pfuhl der Gemeinheit und des Lasters hinabzieht.“

„Wie!“ rief der Graf verwundert, „Sie, eine Tänzerin, — ein Mädchen, dessen Wohlgefallen an dem genußreichen Weltleben erwiesen ist, Sie wollen mir in allem Ernste Vorlesungen über platonische Liebe halten? — Ach Lola, Sie spielen mit mir ein grausames, herzloses Spiel. Seit ich Ihnen meine glühende Liebe weihte, das heißt, seitdem ich Sie sah, machen Sie sich oft eine wahre Lust daraus, mich auf den glänzendsten Gipfel der Hoffnung

zu erheben, um mich gleich darauf wieder in den tiefſten Abgrund der Verzweiflung zu ſtürzen. In dieſem Augenblicke liebevoll hingebend, im nächſten kalt und abſtoßend, ſcheinen Sie ſich die Aufgabe geſtellt zu haben, mich zum Wahnſinn zu bringen. Lola, ich kann dieſen ſteten Wechſel der Gefühle nicht länger ertragen. Ich muß Gewißheit haben, bald, — noch heute, jetzt gleich! — Sprechen Sie es aus, Lola, wollen Sie meine Liebe erwidern, oder verlangen Sie meine Entfernung — meinen Tod?“

„Roman,“ erwiderte ich und ergriff ſeine Hand, die ich voll Rührung mit ſeinen Leiden drückte, „habe ich Ihnen nicht ſchon wiederholt die Verſicherung gegeben, daß ich Sie liebe?“

„Was ſind Worte für das glühende Verlangen meiner Seele? Was iſt Liebe ohne Beſitz? — Sprich, Lola, willſt Du mein ſein?“ fragte der Graf ungeſtüm und preßte meine Hand an ſeine Lippen.

„Sie ſind thörigt, Roman,“ erwiderte ich, „und wiſſen nicht, was Sie wollen. Wahrlich, zeigte ich mich bereit, Ihr Verlangen zu erfüllen, ſo würden Sie ſelbſt zurücktreten.“

„Ich wüßte nicht, was ich will?“ rief er aus. — „Ich weiß es wohl! Ich will wiſſen, woran ich mit Ihnen bin; will wiſſen, ob Sie eine boshafte Sirene ſind, oder ein liebendes Mädchen, bereit, mir jedes Opfer zu bringen.“

„Ei, wie anmaßend!“ rief ich aus. „Und was

wollen denn Sie mir opfern, wenn es erlaubt iſt, danach zu fragen?“

„Alles, Alles, was Sie verlangen. Sprechen Sie es aus, Lola, was fordern Sie von mir als Preis Ihrer Liebe?“

„Ihre Hand!“ ſagte ich ſchnell entſchloſſen, und indem ich einen forſchenden Blick auf ihn richtete.

„Meine Hand?“ rief er ſtaunend. „Sie glauben nicht an meine Liebe und wollen mich doch heirathen?“

„Weil der Gebrauch der Welt dies als Siegel jedes Liebesverhältniſſes fordert, ſoll es nicht mit dem Stempel der Verachtung gebrandmarkt werden. — Soll ich die Ihrige ſein, Roman, unter der Bedingung, daß Sie mich zu Ihrer rechtmäßigen Frau machen?“

Der Graf verſank in Gedanken. Seine ausgelaſſene Laune war verſchwunden, ſein ſtürmiſches Drängen verſtummt. Erſt nach einer längern Pauſe ſagte er:

„Ich habe viele Rückſichten zu nehmen und unter dieſen iſt die wichtigſte, daß ich bis nach meiner Mutter Tode nicht Herr meines Vermögens und ganz von ihr abhängig bin — dennoch, — ja, meine Lola, ich will! — Nur muß ich die Bedingung ſtellen, daß unſere Verbindung für die ganze Welt in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt bleibe, bis die Umſtände erlauben, ſie öffentlich zu verkünden.“

Ich lachte ihm laut in das Geſicht. Ganz verblüfft ſah er mich an.

„Sie sind ein Kind, Roman," sagte ich. „Würde ich Ihnen vielleicht meine Liebe, von der Sie Beweise verlangen, dadurch an den Tag legen, daß ich Ihre ganze Carrière zerstörte, Sie mit Ihrer hochadligen Familie entzweite, um Sie an die Tänzerin, die fremde Abenteurerin zu fesseln, die Sie schnell genug verabscheuen würden, wenn der flüchtige Rausch Ihrer Liebe verflogen wäre?"

„Lola, was soll das nun wieder bedeuten?" fragte er voller Staunen.

„Ich will Ihnen meine Liebe beweisen, mein Freund, indem ich die Hand verschmähe, die Sie mir bieten, obgleich Sie nicht einmal mehr frei darüber verfügen können, da sie bereits an die stolze Gräfin Angelika versagt ist."

„Wie!" rief er erschrocken aus; „Sie wissen —?"

„Daß Sie heirathen wollen, mein Freund?" fiel ich ich ihm in die Rede. „Ja, ich weiß, wie Sie sehen."

„Wer hat es Ihnen gesagt?"

„Wer? Die ganze Stadt! Die Pflastersteine der Straße sprechen davon."

„Gut, Lola, da Sie es doch einmal wissen, so will ich mir auch keine Mühe geben, es vor Ihnen zu verbergen. — Ja, ich bin verlobt, es ist wahr, doch sagen Sie nicht, daß ich heirathen will; ich soll, ich bin dazu gezwungen worden und ich sträubte mich nicht gegen die Verbindung, welche meine Familie wünscht, denn damals war mein Herz noch frei. Jetzt will ich nicht mehr, und versprechen Sie, die Meine zu werden, so löse ich ge-

waltſam das mir jetzt verhaßte Band; ich trotze dem Zorne meiner Verwandten, dem Spotte der Welt, der Armuth ſogar; denn in Ihren Armen würde ich glücklich ſein und ſollte ich mich in die Wälder Amerika's vergraben."

„Ich danke für die erfreulichen Ausſichten, die Sie mir eröffnen," ſagte ich ſpöttiſch; „ein ſolches Leben wäre nicht nach meinem Geſchmack; ich verzichte auf das Glück, das Sie mir mit ſo reizenden Farben ſchildern."

Zornig blickte er mich an. „Wie!" rief er aus. „Selbſt ſo große Opfer können Sie nicht bewegen? — Was wollen Sie denn eigentlich?"

„Daß Sie ſich meinetwegen nicht ſo große Opfer auferlegen, Herr Graf," entgegnete ich etwas gereizt. „Ich könnte ſie nicht erwidern, denn das Einzige, was ich Ihnen dagegen zu opfern vermöchte, meine Freiheit, iſt mir zu theuer, um ſie ſo leichtſinnig hinzugeben."

„Lola!" bat er dringend, „treibe nicht Spott mit meiner Liebe, mit meinen heiligſten Gefühlen."

„Ich bin vom Spotte wahrlich weit entfernt, mein Freund," ſagte ich, indem ich ihm verſöhnend die Hand reichte. „Ich ſpreche im vollkommenen Ernſt. — Ich ſchätze, ich liebe Sie, — liebe Sie auf meine Weiſe, wenn auch nicht auf die Ihrige, doch Ihre Hand überlaſſe ich mit Freuden der ſchönen Gräfin Angelika."

„Ach, Lola," entgegnete er mit einem ſchmerzlichen Seufzer, „wenn Sie mich ſo liebten, wie ich Sie, dann

könnten Sie mit meinen Worten kein so grausames Spiel treiben!“

„Ich liebe Sie, Roman, wahrhaft, aufrichtig, allein ich kann mich dieser Liebe nicht zum Opfer bringen. — Sie sprachen von Ihren Opfern für mich; fassen Sie dagegen die in die Augen, welche ich Ihnen bringen müßte und Sie werden erkennen, auf wessen Seite die Wagschaale sinkt. — Lassen Sie mich ganz aufrichtig sprechen, und Sie selbst werden mir dann Recht geben. — Ich bin jung, als Künstlerin bewundert, angebetet, umgeben von Huldigungen aller Art; mit Schmeicheleien, Bitten, Geschenken überhäuft. Ich liebe das freie, lustige Wanderleben der Kunst; ich finde meinen Genuß in den Vergnügungen der Welt. — Das Alles müßte ich hingeben, würde ich Gräfin Owiesky; und — ich sage es Ihnen offen, lieber Roman, — dazu fühle ich mich nicht stark genug!“

„Sie verhöhnen mich und meine Liebe, Lola!“ rief der Graf, und eine finstere Wolke des Unmuthes, der Bitterkeit, überflog sein schönes Gesicht. „Ich sehe es ein,“ sagte er dann, „daß ich Sie aufgeben muß, Lola. Leben Sie denn wohl und mögen Sie nie bereuen, daß Sie mich zurückgewiesen haben.“

Ehe ich es zu hindern vermochte, stürmte er zur Thür hinaus.

Ich erhob mich lauschend. Ich glaubte, er würde zurückkommen; ich zweifelte nicht, daß er es thun würde.

Ich hatte mich getäuscht! Eine Minute später hörte

ich ſeine eilenden Schritte auf der Straße unter meinen Fenſtern und nach kurzer Zeit war ihr Echo verhallt.

Ergriffen, unzufrieden mit mir ſelbſt, ſank ich in die weichen Kiſſen des Sopha's zurück.

Ein wichtiger, ein entſcheidender Moment meines Lebens war für mich dahin.

Sollte ich ihn bereuen?

„Nein!“ rief ich nach einer längern Pauſe aus; „ich konnte nicht anders! — Ich habe mein theuerſtes Gut, meine Freiheit gerettet! — Ich bin zufrieden mir mir!“

Siebzehntes Kapitel.

Eine unerwartete Botschaft. — Die Gräfin Owiesky. — Ich weise Stolz mit Stolz zurück. — Graf Orloff. — Seine Drohungen. — Ich lasse mich nicht einschüchtern.

Unter peinlichen Gefühlen brachte ich die nächsten beiden Tage zu. Ich wünschte die Rückkehr Owiesky's, und mochte mir dies doch selbst nicht eingestehen. Die Besuche, die ich empfing, zerstreuten mich nur wenig. So oft die Thür sich öffnete, hoffte ich ihn eintreten zu sehen, doch er kam nicht, ließ nichts von sich hören, und seine Freunde, die ich nach ihm fragte, sagten mir, er scheine spurlos verschwunden zu sein.

Sollte er thörigt genug gewesen sein, irgend einen verzweifelten Entschluß zu fassen?

Darüber wenigstens wurde mir Beruhigung, doch freilich auf eine für mich nicht sehr angenehme Art.

Ich hatte noch immer nichts von Owiesky vernommen, als mein Mädchen mir meldete, daß ein Diener in

des Grafen Livrée m[illegible] zu sprechen w[illegible] In freudiger Erwartung, von [illegible] eine Botschaft zu [illegible]gen, hieß ich ihn eintreten.

Es war ein alt[illegible] Mann mit greisem Kopfe, eines jener Familienerbstücke, wie man deren [illegible]st beinahe in jedem vornehmen Hause h[illegible] deren [illegible]tung indeß ganz auszusterben droht.

„Mademoiselle," sagte er sich verbeugend, „meine Gebieterin, die gnädige Frau Gräfin von Owiesky, schickt mich zu Ihnen, um Sie zu ihr zu holen. Ein Wagen hält unten vor der Thür; Sie sollen gleich mitkommen."

Ich glaubte meinen Ohren nicht trauen zu dürfen, und starrte den alten Diener verwundert an. So wagte man es mit mir zu sprechen? Doch Lola Montez, die gefeierte Künstlerin, war selbst viel zu sehr vornehme Dame, um sich eine solche Behandlung bieten zu lassen.

Bei dem Eintritte des Dieners war ich, in der Hoffnung, etwas von dem Grafen Owiesky zu erfahren, aufgestanden, und ihm einige Schritte entgegengegangen. Jetzt warf ich mich wieder auf den Divan und entgegnete ihm mit stolzem Tone:

„Es ist sehr schmeichelhaft für mich, daß die Frau Gräfin Owiesky meine Bekanntschaft zu machen wünscht; da ich indeß nichts von ihr verlange, wird es mehr in der Ordnung sein, wenn sie sich zu mir bemüht. Sagen Sie ihr, mein Freund, daß ich bis drei Uhr für Jedermann zu sprechen bin."

Der alte Mann ſchien über die Keckheit meiner Worte zu erſtarren. Indeß mochte er wohl erkennen, daß ſeine erſte Anrede unpaſſend geweſen war, und daß er einen andern Ton annehmen müſſe, ſollte er nicht unverrichteter Sache zu ſeiner Gebieterin zurückkehren. Er ſagte daher mit einem Ausdrucke der Achtung, die er früher nicht gezeigt hatte:

„Mein Fräulein, ich weiß zwar nicht, was die Frau Gräfin von Ihnen will, allein ſie iſt eine ſehr würdige Dame und hochbetagt, und ich dächte daher, Sie könnten wohl aus Rückſicht für ihr Jahre —“

„Sie haben Recht,“ ſagte ich ſchnell entſchloſſen, denn in mir begann ſich die Neugier nach der Bekanntſchaft von Romans Mutter zu regen. „Warten Sie meiner. Sobald ich angekleidet bin, begleite ich Sie.

Ich machte nun die ſorgfältigſte Toilette, doch ohne jene Ueberladenheit oder Geſuchtheit, welche man den Künſtlerinnen ſo oft und nicht mit Unrecht vorwirft. Als ich mich im Spiegel betrachtete, war ich vollkommen mit mir und meinem Anzuge zufrieden. Niemand hätte in mir die Tänzerin vermuthet. Ich war ganz Dame.

Als ich die Treppe zu dem Zimmer der Gräfin hinanſtieg, befand ich mich in einer Art ängſtlicher Spannung, doch indem ich die Hand auf den Drücker der Thür legte, kehrte meine ſonſtige Entſchloſſenheit zurück, und ich nahm mir feſt vor, mit ruhiger Würde jede kränkende oder gar

beſchimpfende Behandlung zurückzuweiſen und dem Stolze Stolz entgegenzuſetzen.

Ein Bedienter öffnete mir die Thür. Ich trat hinein. Die Gräfin ſaß am äußerſten Ende eines großen Gemaches, in einem Armſtuhle neben dem Fenſter. An ihrer Seite ſtand ein alter Herr mit weißem Haar, in einer glänzenden Uniform, geſchmückt mit Stern und Orden.

Nach der Beſchreibung, die ich mir noch auf der Treppe von den Mitgliedern der Familie durch den alten Diener hatte machen laſſen, mußte dies Graf Orloff, Owiesky's Oheim, ſein.

Die Gräfin machte keine Bewegung aufzuſtehen oder mich ſonſt auf irgend eine Weiſe zu begrüßen.

Ich blieb in der Nähe der Thür ſtehen, und muſterte prüfend die beiden alterthümlichen Geſtalten, die ſo ſteif und regungslos waren, wie Bildſäulen.

„Treten Sie näher, wenn ich bitten darf!“ ſagte endlich die Gräfin, der mein Stillſchweigen läſtig zu werden ſchien.

Ich trat einige Schritte auf ſie zu und ſagte dann mich verbeugend:

„Sie haben mich zu ſprechen gewünſcht? Womit kann ich dienen?“

Sie maß mich mit einem Blicke, der etwas Beleidigendes in ſich trug, mir aber dennoch in gewiſſer Beziehung ſchmeichelhaft war, denn ich las darin das unverkennbare Staunen über die Erſcheinung der Tänzerin, das ſie ſich

offenbar ganz anders gedacht haben mochte. Ihr Blick war daher auch, trotz aller Geringschätzung, die er auszudrücken bemüht war, nicht frei von Verlegenheit. Das kitzelte meinen Stolz und meine Eigenliebe.

Augenblicklich wußte sie nicht recht, welchen Ton sie gegen mich annehmen sollte. Endlich schien sie darüber mit sich einig zu sein, und sagte mit der äußern Politur der Höflichkeit, beinahe sogar mit Freundlichkeit:

„Ich habe mit Ihnen viel zu sprechen, und bin gezwungen, dabei einige ungewöhnliche Verhältnisse zu berühren."

„Wenn das ist, so erlauben Sie mir, daß ich mich setze," entgegnete ich.

Ich hatte indeß nicht Lust, in Gegenwart eines Mannes mich dadurch lächerlich zu machen, oder zu erniedrigen, daß ich mir selbst einen Sessel holte. Als ich daher sah, daß Graf Orloff diesen Wink unbeachtet ließ, und steif neben dem Fauteuil seiner Schwester stehen blieb, sagte ich freundlich zu ihm:

„Darf ich Sie wohl bitten, mir einen Sessel zu geben?"

Unwillkürlich folgte er, getrieben von gewohnter Galanterie, einer Dame gegenüber, meiner Aufforderung.

Die Gräfin biß sich auf die Lippen.

Ich nahm den Sessel und ließ mich ihr gegenüber darauf nieder.

Abermals schien Owiesky's Mutter um den Eingang

der Unterredung verlegen. Nach einer ziemlich langen Pauſe ſagte ſie endlich:

„Sie haben eine Bekanntſchaft mit meinem Sohne?“

„Das heißt, Graf Owiesky findet es zuweilen für gut, mich zu beſuchen und ich habe keinen Grund, ſeine Beſuche zurückzuweiſen.“

„Leider mußte ich hören, daß er dieſe Beſuche ſehr oft wiederholt,“ fuhr die Gräfin fort. „Ich will nicht weiter nach ſeinen Beweggründen dazu forſchen, allein ich muß Ihnen ſagen, daß er auf dem Punkte ſteht, ſich zu vermählen.“

„Ich habe dies gehört,“ entgegnete ich mit einer Miene des Spottes, „und ihm zu der glänzenden Verbindung Glück gewünſcht.“

Meine Zuverſicht und Ruhe ſchienen die Gräfin zu decontenanciren; dunkle Röthe überzog ihre Stirn und nicht ohne einen Anflug der Gereiztheit im Tone ihrer Stimme fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort:

„Sie werden einſehen, daß die Beſuche meines Sohnes bei Ihnen jetzt abgebrochen werden müſſen.“

„Das iſt die Sache Ihres Herrn Sohnes, und Sie ſollten es daher ihm ſagen, nicht mir,“ entgegnete ich lächelnd. „Ich meines Theiles erblicke übrigens in dem Verhältniſſe, das Sie ſo gütig waren, mir mitzutheilen, keinen Grund dazu, mich zu fliehen.“

Dieſe Antwort hätte die edle Dame beinahe um ihre ganze Faſſung gebracht, denn nur mit Mühe bewahrte ſie

die würdevolle Haltung, in welche sie sich geworfen hatte, und ihre Stimme zitterte vor Zorn, indem sie mir antwortete:

„Ich glaube gern, daß Sie diese Nothwendigkeit nicht einsehen. Das ist auch nicht nöthig; genug, wenn ich darüber im Klaren bin. — Mögen Sie indeß bei dieser Bekanntschaft gesucht haben, was immer es sei, mögen Sie daraus so viel Vortheil gezogen haben, als Sie wollten, so werden Sie doch hoffentlich einsehen, daß das Glück meines Sohnes leicht gefährdet werden könnte, wenn Sie seine thörigte Neigung noch ferner begünstigten. Das will ich aber nicht glauben, daß Ihre Wünsche und Absichten sich jemals über den flüchtigen Augenblick hinaus erstreckten."

Die Gräfin hatte das Wort „Vortheil" mit besonderer Betonung ausgesprochen. Ich fühlte mich bis in das Innerste empört über eine solche Beschimpfung. Einen Augenblick erblaßte ich, dann überzog die dunkle Röthe des Unwillens meine Stirn, und indem ich mich rasch von meinem Sitze erhob, sagte ich mit zornfunkelnden Blicken:

„Wer gab Ihnen das Recht, mich hierher zu berufen, um mich ohne alle Veranlassung von meiner Seite zu beleidigen? — Es wäre meiner unwürdig, wollte ich zu meiner Vertheidigung auch nur ein einziges Wort verlieren; nur so viel mögen Sie wissen, daß es ganz von mir abgehangen hätte, die Hand Ihres Sohnes anzunehmen. Noch vor wenigen Tagen trug er sie mir unter den stür-

miſchesten Bitten um mein Jawort an. Hätte ich gewollt, ſo trüge ich jetzt den gleichen Namen mit Ihnen."

Die Gräfin verlor nun alle die Faſſung, die ſie bisher nur ſo mühſam bewahrt hatte, und mit größerer Heftigkeit, als ſich für ihren Rang und ihr Alter ziemte, rief ſie aus:

„Ich hoffe zu Gott, daß mein Sohn ſich ſelbſt und den edlen Namen ſeiner Vorfahren nicht ſo weit vergeſſen konnte, und daß es die Lüge iſt, welche Sie ſich eines Antrages rühmen läßt, der Ihnen nie zu Theil wurde!"

Ihre Hitze gab mir meine Ruhe zurück. Es machte mir Freude, ſie durch Kränkung für den mir angethanen Schimpf zu beſtrafen, und mit kaltem Hohne entgegnete ich ihr:

„Sie können jede Sorge verbannen, denn ich habe nie den Wunſch gehegt, meinen Namen mit dem Ihrigen zu vertauſchen. Roman war mir bisher befreundet, und dieſes Verhältniß, das mir zuſagt, werde ich auch ferner fortſetzen, ſo lange es mir beliebt. — Meine Thür bleibt ihm ſtets geöffnet."

„Ich werde Mittel finden, Sie daran zu verhindern!" rief die Gräfin, welche jetzt alle Schranken der Mäßigung durchbrach. „Noch giebt es Zuchthäuſer, um leichtfertige Dirnen zu beſſern, Anſtalten, ſolche ſchamloſe Verführerinnen unſchädlich zu machen."

Ich blickte ſie mit dem Ausdrucke der tiefſten Ver-

achtung an, und hatte die Genugthuung, sie vor meinem Auge die ihrigen senken zu sehen.

„Gemeinheit und Verworfenheit," sagte ich scharf, „sind in unseren Tagen nicht mehr unzertrennlich ge[illegible] mit dem niedern Stande, auf welchen die Vornehmen so gern mit Verachtung herabsehen. Die Zeiten haben sich geändert; das Volk krümmt sich nicht mehr geduldig im Staube, sondern vergilt Verachtung mit Verachtung. Besserungshäuser sind passende Verwahrungsorte für die Wahnsinnigen, die ihre Mitmenschen für Geschöpfe anderer Art ansehen, und sich gegen die, welche sie selbst gemein nennen, jede Gemeinheit erlaubt glauben."

Ohne die Gräfin, die mich während dieser Worte mit weit aufgerissenen Augen angestarrt hatte, ferner eines Wortes zu würdigen, eilte ich aus dem Gemache.

Noch hatte ich das Vorzimmer nicht durchschritten, als ich meine Hand ergriffen fühlte. Verwundert blickte ich mich um. Graf Orloff stand vor mir.

Er mochte gefühlt haben, daß seine Schwester bei mir einen falschen Weg eingeschlagen hatte, ihr Ziel zu erreichen, daß sie zu weit gegangen sei, und er wünschte die Rolle eines Vermittlers zu spielen.

„Gehen Sie nicht, ohne mich zuvor angehört zu haben!" sagte er. „Sie sehen, wie gespannt hier die Verhältnisse sind, welche Störung sie in die Familie zu bringen drohen. Haben Sie meinen Neffen wirklich geliebt, oder lieben Sie ihn noch, und Sie fühlen so zart, wie

Ihre Worte es zu verrathen ſcheinen, dann kann Ihnen ſelbſt ein längerer Aufenthalt hier in Warſchau nur peinlich ſein. Eilen Sie, dieſe Stadt zu verlaſſen, und Sie ſollen uns dankbar finden."

„Mein Herr," ſagte ich kalt, „ich mache keinen Anſpruch auf Ihre Dankbarkeit, und denke ſo lange hier zu bleiben, als es mir ſelbſt gefällt."

„Sie haben meine Theilnahme erweckt," fuhr er fort. „Gehen Sie lieber freiwillig und ohne Aufſehen, ehe die beleidigte Familie des Grafen Owiesky Mittel findet, Sie gegen Ihren Willen zu entfernen."

„Der Gewalt muß ich weichen," entgegnete ich ſtolz, „doch niemals ſollen Sie ſich rühmen können, Lola Montez durch Geſchenke beſtochen zu haben."

„Sehen Sie ſich vor," ſagte er jetzt gereizt, „daß Sie nicht Urſache finden, Ihren übermüthigen Stolz zu bereuen."

„Erſparen Sie ſich jede Drohung," ſagte ich. „Verlaſſen Sie ſich darauf, daß ich dadurch nicht einzuſchüchtern bin."

„Wir wollen Sie vollkommen entſchädigen," fuhr der Graf dringender fort. „Fordern Sie; beſtimmen Sie ſelbſt die Summe, die Sie für Ihre Entfernung verlangen, und Sie ſollen mit uns zufrieden ſein."

Voll Unwillen entzog ich ihm meine Hand, die er bisher noch immer in der ſeinigen gehalten hatte.

„Sie irren ſich in mir, Herr Graf," entgegnete ich

ihm. „Ihr ganzes Vermögen wäre nicht hinreichend, mich zu einem Schritte zu bestimmen, den ich selbst verwerfen mußte. Glaubte ich, daß meine Entfernung für das Glück des Grafen Owiesky nothwendig oder auch nur ersprießlich wäre, so würde ich gehen, ohne Ihre Aufforderung abzuwarten oder von Ihnen irgend eine Belohnung für diesen Entschluß anzunehmen. Allein dem ist nicht so. Graf Roman wird die Gräfin Angelika heirathen. Freilich berührt die Sache sein Herz nicht, doch darauf kommt es ja bei dergleichen hohen Verbindungen nicht an. Das hat die hohe Familie nie verlangt, vielleicht nie erwartet. Mein Gehen oder Bleiben ist daher für die Zusammenkuppelung dieser beiden menschlichen Zahlen ganz gleichgültig."

Ich eilte hinab zu dem meiner noch harrenden Wagen, und hörte, wie der Graf Orloff hinter mir mit dem Fuße stampfte und ein sehr vernehmliches „Verdammt!" zwischen den Zähnen brummte.

Achtzehntes Kapitel.

Mein letztes Auftreten in Warschau. — Ein Theaterskandal. — Meine Rache für einen gemeinen Angriff. — Der Polizeicommissarius und seine Abfertigung. — Abreise nach Petersburg. — Das Leben daselbst. — Die Theater. — Fest in Peterhoff. — Mein Debüt. — Romans Rückkehr. — Sein Abschied. — Das unglückliche Duell. — Schnelle Abreise von Petersburg.

Am folgenden Tage fand mein nächstes Auftreten statt.

Das Haus war wieder in allen Räumen gefüllt, und es schien mir, als herrsche eine ungewöhnliche Unruhe und Aufregung unter dem Publikum.

Bald sollte mir der Grund klar werden.

Kaum hatte ich den ersten Fuß auf die Bühne gesetzt, als in dem Parterre ein gellender Pfiff ertönte.

Ich erbebte.

Zahlreiche Stimmen geboten dem Störer Ruhe, doch jetzt ertönten von mehreren Plätzen des Hauses, besonders jedoch von der Gallerie herab und aus dem zwei-

ten Parterre ähnliche Mißlaute, und der Lärm wurde ſo laut, der Skandal ſo groß, daß der Vorhang fallen mußte.

Ich war außer mir!

Nach ſolchen Erfolgen ſolche Schmach!

Indeß konnte ich über die Quelle der Beſchimpfung nicht in Ungewißheit ſein. Es war eine unedle, eine gemeine Rache, welche Romans Mutter und der Graf Orloff auf dieſe Weiſe an mir zu üben ſuchten. Der Gedanke tröſtete mich. Schnell war mein Entſchluß gefaßt. Genugthuung mußte ich mir verſchaffen, und ich verlangte von dem Director, daß er den Vorhang in die Höhe ziehen laſſe, indem ich erklärte, daß ich zu dem Publikum reden wolle. Er weigerte ſich, doch ich ſprach meinen Willen ſo beſtimmt und energiſch aus, daß ihm nichts übrig blieb als ſich demſelben zu fügen.

Der Vorhang flog auf. Ich trat bis gegen die Lampen vor. Todtenſtille herrſchte im ganzen Hauſe. Man konnte jeden Athemzug meiner gewaltſam wogenden Bruſt hören.

Nach einer kleinen Pauſe, während welcher ich mich ſammelte und meine Aufregung niederzukämpfen bemüht war, wendete ich mich ungefähr mit folgenden Worten an das erſtaunte Publikum:

„Ohne Schutz ſtehe ich, das hilfloſe, ſchwache Weib einer Verſammlung gegenüber, die tauſende von Köpfen zählt und ſich ſo eben feindlich gegen mich ausgeſprochen

hat, obwohl ich es mit Dank erkenne, daß es auch an Stimmen der Vertheidigung nicht gefehlt hat. Im Vertrauen auf die ritterliche Galanterie des edlen Polenvolkes ſtellte ich an den Theaterdirector die Forderung, zu dem Publikum zu reden, und ich ſehe, daß mein Vertrauen mich nicht getäuſcht hat. Dank, innigen Dank für dieſe Stille, welche mir die einzige Genugthuung möglich macht, die in meiner Macht ſteht, die Genugthuung, Ihnen den Grund eines Auftrittes zu erklären, der Viele von Ihnen mit Unwillen erfüllte. — Was mir widerfuhr, iſt das Werk unedler Rache einer edlen Familie.

„Dort in jener Loge," fuhr ich fort, indem ich mit dem Finger auf eine Loge deutete, in welcher ich die Gräfin Owiesky und den Grafen Orloff erkannte, obgleich ſie ſich bei meinem Vortreten in den Hintergrund derſelben zurückgezogen hatten, „dort in jener Loge ſehen Sie die Urheber des Aergerniſſes, deſſen Opfer ich bin, deſſen Zeugen Sie waren.

„Ich mache das Publikum zu Richtern zwiſchen mir und Jenen."

Die letzten Worte verhallten beinahe unverſtändlich, denn auf's Neue brach der Lärm aus, und furchtbarer als zuvor. Ich hatte durch meine dreiſte Bezeichnung der Loge den ganzen ſtolzen Adel beleidigt, und Viele gingen jetzt zu meinen Feinden über, die bei dem erſten Angriffe meine Vertheidiger waren.

Ich trat zurück. Der Vorhang fiel, und bis in meine Garderobe hörte ich das Toben.

In der größten Aufregung kam ich in meiner Wohnung an. Ich war außer mir und ſann auf Pläne der Rache. Mein Blut ſiedete, und ruhelos eilte ich mit heftigen Schritten umher, während meine Dienerin auf meinen Befehl Alles packte. Am nächſten Morgen ſchon wollte, mußte ich Warſchau verlaſſen.

In dieſer Stimmung führte mein Mädchen einen ſehr läſtigen Beſuch bei mir ein, der mir gerade noch gefehlt hatte, um meine üble Laune auf den höchſten Gipfel zu bringen.

Es war ein Polizei-Commiſſar. Er überreichte mir mit der Unverſchämtheit, welche dieſen Dienern der rohen Gewalt eigenthümlich iſt, den vom Fürſten-Statthalter ſelbſt unterzeichneten Befehl, Warſchau binnen 24 Stunden zu verlaſſen.

Ich nahm das Papier aus ſeiner Hand, warf es ungeleſen auf den Tiſch und ſagte geringſchätzend:

„Lächerlich!“

Das Wort verletzte die Amtswürde des Aufgeblaſenen.

„Wie!“ ſagte er barſch, „Sie wagen es, einen Befehl des hohen Polizeipräſidii lächerlich zu finden?“

„Ja, mein Herr,“ erwiderte ich ſpöttiſch, „ich finde es ſehr lächerlich, mir mit ſo gewaltigem Pathos zu befehlen, das nach 24 Stunden zu thun, was ich ſchon nach

12 Stunden freiwillig gethan haben würde. — Wie Sie ſehen, treffe ich bereits alle Anſtalten zur Abreiſe, und auch ohne den Befehl hätte der morgende Mittag mich nicht mehr in Warſchau gefunden. — Deshalb iſt der Befehl in der That lächerlich; ich muß Ihnen dies noch ein Mal wiederholen."

„Und ich rathe Ihnen, einen andern Ton anzuſtimmen," ſagte der Commiſſair, „oder es wird Ihnen ſchlecht bekommen."

Ich maß den Menſchen mit verächtlichen Blicken vom Kopf bis zu den Füßen und fand ihn zu klein für meinen Zorn.

„Haben Sie mir noch weiter etwas zu ſagen?" fragte ich ihn.

„Nein!" entgegnete er.

„Gut! So können Sie gehen!" ſagte ich, und deutete auf die Thür.

„Wie!" rief er zornig, „Sie wagen es, mir die Thür zu weiſen?"

„Wie Sie ſehen!" antwortete ich kalt. „Sie haben Ihren Auftrag vollzogen, und ich will allein ſein. — Ich bitte, ſich das nicht zum zweiten Male ſagen zu laſſen."

Er trat auf mich zu und ſtreckte die Hand gegen mich aus, als wollte er mich anfaſſen.

Da kannte ich mich ſelbſt nicht mehr. Meine Hand erhob ſich unwillkürlich und fiel ſchallend nieder auf die Backe des Unverſchämten. Zugleich ergriff ich ihn beim

Arme und schob ihn zur Thür hinaus, die ich hinter ihm verschloß.

In seiner Ueberraschung hatte er keinen Widerstand geleistet, und nachdem er einige vergebliche Versuche gemacht, die Thür zu öffnen, hörte ich ihn fluchend und schimpfend die Treppe hinabpoltern.

Am nächsten Morgen wurde ich zu dem Polizeipräsidenten citirt.

Der Gewaltige machte mir einige sehr derbe Vorwürfe über die Behandlung des Commissairs, die ich mit ergebungsvoller Gleichgültigkeit anhörte, entwarf mir eine fürchterliche Schilderung von den verschiedenen Strafen, die er über mich verhängen könnte, wenn er nicht zu gnädig wäre, entließ mich mit einer Wiederholung der Weisung, Warschau unverzüglich zu verlassen. Als der Mittag kam, hatte ich bereits mehrere Meilen auf der Straße nach Petersburg zurückgelegt, wohin ich von vielen meiner Ritter der weißen, wie der rothen Classe, die sich zu einer letzten Abschiedsaudienz drängten, gewichtige Empfehlungsbriefe mit mir nahm.

Ich durchflog mit jener Windeseile, mit der man in Rußland reiset, die öden Steppen des nordischen Reiches. Auf die blutgetränkten Schlachtfelder Napoleons, auf denen so viele Tausende von Tapfern ihr Grab fanden, warf ich im Vorübereilen einige flüchtige Blicke, und nach einer eben so einförmigen als langweiligen Reise erreichte ich wohlbehalten St. Petersburg.

Die Rieſenſtadt, die Stadt der Paläſte, wahrhaft würdig, der Sitz eines mächtigen Herrſchers zu ſein, erweckte mein ganzes Intereſſe. Hier war Alles großartig, originell, ſo verſchieden von dem, wie ich es in den andern Weltſtädten, die ich kannte, gefunden hatte.

Wie der äußere Charakter der Stadt, ſo trug auch das innere Leben einen eigenthümlichen Stempel, und Alles, was ich ſah, zog mich ſo ſehr an, daß ich die Betreibung meines Auftretens noch verſchob, um mich zuvor mit dem Leben Petersburgs bekannt zu machen, die Zerſtreuungen und Vergnügungen zu genießen, zu denen mir ſpäter, wenn ich erſt in den Kreis der Geſchäfte eingetreten war, vielleicht nicht die nöthige Muße blieb.

Ich machte zahlreiche Bekanntſchaften, und unter dieſen ſehr intereſſante. Freudig überraſcht wurde ich aber durch den Beſuch des Fürſten Low aus Warſchau, der ſich, als ich etwa drei Wochen in Petersburg war, unter der Ueberſendung eines prachtvollen Diamantſchmuckes bei mir anmelden ließ.

Durch ihn erfuhr ich, daß Graf Owiesky auf ſeine Güter gereiſ't und die Verbindung mit der Gräfin Angelika zwar nicht aufgelöſ't, indeß bis auf unbeſtimmte Zeit hinaus geſchoben ſei.

Der Fürſt ließ es ſich angelegen ſein, mir die honneurs von Petersburg zu machen, und ich fühlte mich ihm dafür zu dem größten Danke verpflichtet, denn mein

Aufenthalt gewann durch ſeinen Umgang an Reiz und Annehmlichkeit.

Eine beſondere Aufmerkſamkeit widmete ich namentlich auch den Theatern, die ich fleißig beſuchte. Hier ſah ich unter andern die geprieſenen Oper des ruſſiſchen Componiſten Glinka, „Schin sa Zariä“ (das Leben für den Kaiſer) bei deren Anhörung ich mich jedoch überzeugte, daß der glänzende Ruf derſelben mehr eine Wirkung des geſchmeichelten Nationalgefühles des Ruſſen iſt, als des wahren muſikaliſchen Werthes, und daß weder Glinka noch die übrigen ruſſiſchen Componiſten mit den gefeierten Meiſtern Italiens, Frankreichs oder Deutſchlands in die Schranken zu treten vermögen, obgleich ſie die Originalität ihrer Volksmelodieen für ſich haben.

Die äußere Pracht des Theaters fand ich in Petersburg groß, wahrhaft kaiſerlich. Die Gebäude des franzöſiſchen und des deutſchen Theaters ſind zwar nicht ſo ſtattlich wie die ruſſiſchen Nationaltheater, das „große,“ oder „ſteinerne“ und das Alexandrinen-Theater, allein kaum hat der Fuß die inneren Räume betraten, ſo zeigt ſich dem ſtaunenden Blicke dieſelbe kaiſerliche Pracht, wie in jener.

Decorationen und Coſtüme wetteifern an Glanz, das Ballet iſt mit ſeltenem Luxus ausgeſtattet, und die Maſchinerie vortrefflich.

Die ruſſiſchen Schauſpieler fand ich am ausgezeichneteſten im Luſtſpiele; ſie bewegten ſich in demſelben mit

Sicherheit, Leichtigkeit, Natürlichkeit und Eleganz für das Trauerſpiel; jedoch ſcheint ihnen die geiſtige Befähigung zu fehlen, wahrſcheinlich eine Folge ihrer mangelhaften Bildung, die ihnen die Auffaſſung der Charactere erſchwert, oder ganz unmöglich macht, wo es die Wiedergebung bekannter hiſtoriſcher Perſonen gilt.

Das franzöſiſche Theater, auf die Darſtellung von Luſtſpielen und Poſſen beſchränkt, leiſtete in dieſem leichteren Genre Vorzügliches, und zeichnete ſich beſonders durch ein vortreffliches Zuſammenſpiel aus; eine Eigenſchaft, die man den franzöſſiſchen Bühnenkünſtlern beinahe überall nachrühmen muß.

Am tiefſten auf der Stufe der Kunſtvollendung ſteht das deutſche Theater. Der Grund davon liegt wohl zum großen Theile daran, daß der Hof demſelben ſeine Aufmerkſamkeit, das heißt, ſeinen Beſuch, beinahe ganz entzieht; er aber iſt in Rußland die belebende Sonne; was von den erwärmenden Strahlen derſelben nicht beſchienen wird, kann zu keinem kräftigen Leben gedeihen.

Die Nothwendigkeit des Künſtlerberufes ließ mich die Bekanntſchaft der erſten und ausgezeichneteſten unter den Journaliſten ſuchen. Ich fand ſie in ihrem Benehmen anſtändig, in ihrem Weſen beſcheiden; die Kritik handhaben ſie indeß eben ſo gewiſſenlos oder parteiiſch, wie dies überall geſchieht.

Das Sprichwort: Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus! — findet wohl nirgend weniger ſeine

Anwendung, als auf die Journaliſten. Dieſe Dinten-Raben hacken in der Regel mit einer gewaltigen Erbitterung aufeinander ein, und wenn es auch dabei nicht auf die Augen gemünzt iſt, ſo bekommen doch Ehre und guter Name durch die ſcharfgeſpitzten Schnäbel der Federn manchen empfindlichen Biß. Was der Eine lobt, das tadelt der Andere, nicht weil er es tadelnswerth findet, ſondern weil er ein perſönlicher Widerſacher oder Feind des Lobenden iſt. Keiner iſt ſchamlos genug, ſich ſelbſt für parteiiſch oder beſtechlich auszugeben, und doch ſind ſie mit ſehr wenigen ehrenvollen Ausnahmen Alle parteilich, Alle der Beſtechung mehr oder minder, auf eine oder die andere Weiſe, zugänglich.

So hatte ich es an andern Orten gefunden; ſo fand ich es auch in Petersburg.

Wer Senkoffskis Lob in deſſen Leſebibliothek gewann, der durfte mit Sicherheit darauf rechnen, von Gretſch, Bulgarin und Palewoi in der nordiſchen Biene, im Sohn des Vaterlandes und in den Zeitgenoſſen getadelt zu werden; und über dieſe Alle maßte ſich wieder Kraefsky in ſeiner Literaturzeitung das oberſte Urtheil an, was nicht ſelten mehr auf Koſten der beurtheilten Künſtler als der künſtleriſchen Beurtheiler geſchah.

Einem herrlichen Feſte wohnte ich in der Mitte des Monat Juli bei. Es fand in Peterhoff, dem kaiſerlichen, unfern der Reſidenz belegenen Luſtſchloſſe, ſtatt. Es

verſammelt alljährlich die Crème des ganzen ruſſiſchen Adels zu dem prachtvollen Schauſpiele, welches das Springen der dortigen Kunſtgewäſſer bietet; und ich muß geſtehen, daß ich über die Maſſen der hoch in die Luft ſich erhebenden Waſſer ſtaunte, obgleich der Eindruck des ähnlichen Anblickes der ſpringenden Wäſſer in Verſailles noch ganz friſch und lebendig in mir war.

Vielleicht ſind die Springbrunnen von Peterhof nicht bedeutender, als die von Verſailles, allein ihre Anordnung, mit den prachtvollen Paläſten im Hintergrunde, zu beiden Seiten die gewaltigen, rauſchenden Kaskaden als Einfaſſung der hoch ſich erhebenden oder in allen Richtungen ſich durchkreuzenden Strahlen ſind mit wundervollem Effecte geordnet, der den Erfolg weſentlich erhöht.

Mit dem Beginn des Winters, bis wohin ich mein Auftreten abſichtlich verſchoben hatte, trat ich für die Dauer der Saiſon in ein Engagement bei dem großen Theater, dem ſogenannten ſteinernen.

Ach, es ſollte ein unerwartet ſchnelles Ende nehmen!

Es war am Abend nach meinem erſten Debut. Der Erfolg war auch hier wieder ein günſtiger, und mehrere Bouquets flogen auf die Bühne.

Eben war ich nach Hauſe zurückgekehrt, hatte mich des läſtigen Theaterſchmuckes entledigt, und ein leichtes Negligée übergeworfen, nachdem ich den Fürſten Low,

der mich bis an meine Thür begleitete, ohne den begehrten Einlaß gestattet zu bekommen, entlassen hatte.

Ich war damit beschäftigt, die holden Kinder des Frühlings, die aus ihrem erkünstelten, vorzeitigen Leben eben so vorzeitig abgerufen worden waren, um mir eine Freude zu bereiten, der Bänder zu entledigen, von denen die ihrer Natur, ihrem Vaterlande nach so ungleichartigen zu Bouquets vereinigt waren, und sog mit Entzücken ihren würzigen Duft ein, bevor ich sie in den Cristallvasen, die vor mir auf dem Tische standen, ordnete.

An einem der Bouquets war ein prachtvolles Band befestigt, länger, als das der übrigen. Offenbar sollte es meine Aufmerksamkeit auf sich leiten. Ich betrachtete es auch in der That genauer, da entdeckte ich darauf die Worte:

„R. ist in Ihrer Nähe."

„Roman!" flüsterten meine Lippen unwillkürlich, und ich fühlte mein Herz lebhafter klopfen.

Das verrätherische Herz! Ich glaubte ihn vergessen zu haben, und der kleine Mahner sagte mir in diesem Augenblicke nur zu verständlich, daß dies nicht der Fall.

„Doch nein," sagte ich nach einer Pause. „Das kann ja nicht sein. Er ist im Zorne von mir geschieden, und schmachtet zu tief in den Fesseln seiner Verwandten! — Wer aber kann dieser R. sein, der sich auf solche Weise bei mir anmeldet, wenn es Roman nicht ist?"

Es schellte an meiner Thür.

Lauſchend blickte ich auf. Mein Athem ſtockte. Die Zimmerthür wurde haſtig aufgeriſſen, und herein ſtürzte Owiesky.

Ich war bei ſeinem Anblicke aufgeſprungen. Er breitete die Arme gegen mich aus. Ich ſank an des Freundes Bruſt.

„Ach, Lola,“ ſagte er endlich, „wie hatte ich mich darauf gefreut, Sie noch in dem Coſtüm des heutigen Abends zu finden, und nun treten Sie mir in dieſem Alltagsgewande entgegen!“

Und mit trüben Augen betrachtete er mich, indem er einen Schritt von mir zurück trat.

„Roman,“ ſchalt ich ihn aus, „wie oft habe ich Ihnen geſagt, daß ſolche Armeſündermiene Sie durchaus nicht kleidet. Wer ſo ſchöne Zähne hat, wie Sie, der ſollte immer heiter ausſehen, um ſie zu zeigen.“

„Und habe ich etwa nicht Urſach, verſtimmt zu ſein?“ fragte er. „In Warſchau quälte es mich, Sie von einem läſtigen Anbeterſchwarme umringt zu ſehen, und hier ſcheint es nach dem, was ich über Sie hörte, nicht anders zu ſein. Beſonders aber iſt es dieſer verhaßte Fürſt Low, der hier wie dort Ihr Schatten iſt. — Habe ich mich nicht getäuſcht, ſo traf ich ihn ſogar jetzt eben vor Ihrem Hauſe.“

„Das kann wohl ſein,“ entgegnete ich, „denn er hat mich aus dem Theater nach Hauſe begleitet.“

„Wenn er es alſo wirklich war,“ rief Owiesky, „ſo

freut es mich, daß ich derb gegen ihn angerannt bin. Ich glaubte, ihn durch meinen Stoß zu Boden zu werfen."

„Wie thörigt Sie nun wieder sind, Roman," sagte ich beschwichtigend. „Der Fürst erweis't mir viele Aufmerksamkeit, das ist wahr, allein zur Eifersucht haben Sie dennoch keine Ursach, die Versicherung gebe ich Ihnen. — Lassen Sie mich jetzt etwas von Ihrem Leben hören, mein Freund! — Ist Ihre Verbindung mit der Gräfin Angelika schon geschlossen?"

„Noch nicht; doch über das Verhältniß mit Ihnen zu sprechen, bin ich gekommen. — Hören Sie mich an, Lola, mit Ernst, besonders aber — verbannen Sie jeden Spott; ich wäre jetzt nicht im Stande, ihn zu ertragen."

„Immer überspannt, mein Freund," sagte ich tadelnd. „Doch lassen Sie mich hören, was Sie mir zu sagen haben, und ich will meine ganze Ernsthaftigkeit zusammen nehmen."

„Wohlan denn," sagte er, und zog mich neben sich nieder. „Ich muß Ihnen ohne Hehl sagen, was ich von unserem Verhältniß denke. — Dieser Augenblick ist feierlich, denn er kann für unser Beider Leben von Entscheidung sein. — Ich muß heirathen, Lola, ja, ich muß; die Verhältnisse zwingen mich dazu, und ich sehe ein, daß längeres Widerstreben eine vergebliche Thorheit wäre. — Doch es ist ein ungeliebtes Weib, dem ich meine Hand reiche, und mein Herz wird einen Fluch ausstoßen, wenn das erbärmliche Gaukelspiel der Welt den Segen über

eine Verbindung ausſpricht, welche die heiligſte auf Erden ſein ſollte, unter ſolchen Umſtänden indeß nur Unheil verkünden kann. — Ich ſehe mein Unglück unabwendbar kommen, und kann ihm dennoch nicht ausweichen. — Alles, wohin ich blicke, iſt finſtre, grauſige Nacht, und nur Ihre lichte Geſtalt, meine Lola, winkt mir daraus wie ein Rettungsengel entgegen.“

„Doch was wollen Sie denn eigentlich, Sie Schwärmer?“ fragte ich. „Wozu entwerfen Sie mir dieſe Schilderung Ihres Elends?“

„Was ich will? — Wozu ich Dir mein Unglück ſchildere? — Weil es für mich aus der Nacht der Verzweiflung nur ein Mittel, nur einen Weg der Rettung giebt, den, aus der Hölle meiner Ehe mich in das Paradies Deiner Liebe zu flüchten. Angelika wird mich unglücklich machen; ſo mache denn Du mich glücklich. Sie hat kein Herz für mich; das Deine fühlt wahr und warm. Wenn die Feſſeln der Ehe mich wund gedrückt haben, dann ſollſt Du dieſe Wunden heilen, meine Lola. — Sprich, willſt Du das? Willſt Du mein rettender Engel ſein? — Ich ſehe es ein, groß iſt das Opfer, das ich von Dir fordere, aber auch mir ſoll keines zu ſchwer fallen, es Dir zu vergüten. — Ich bin reich, ſehr reich, und durch meine Heirath erlange ich meine volle Selbſtſtändigkeit. Du liebſt den Glanz, den Putz, den Schmuck! Ich weiß das, und mein Streben ſoll es ſein, jedem Deiner Wünſche zuvorzukommen. — Die Geſchenke dieſes elenden Fürſten

Low ſollen als werthloſe Kleinigkeiten neben den meinigen verſchwinden!“

„Glauben Sie auf dem Bazar Conſtantinopels zu ſein,“ erwiderte ich ihm kalt, doch ohne Spott. „Glauben Sie, ſich die Sclavin kaufen zu können, die Ihre Sinne reizt? — Sie wiſſen, Roman, daß ich den Glanz, den Putz, den Schmuck liebe, aber Sie wiſſen nicht, daß meine Freiheit mir über alle Schätze der Erde geht. — So offen, wie Sie zu mir geſprochen haben, eben ſo offen ſage ich Ihnen: Ich liebe Sie, doch meine Selbſtſtändigkeit Ihnen zu opfern, mich durch irgend ein Verhältniß von Ihnen abhängig zu machen, dazu iſt meine Liebe nicht groß, nicht mächtig genug.“

Er ſprang auf.

„Lola!“ rief er mit bebender Stimme, „iſt das Ihr letztes Wort?“

„Mein letztes,“ ſagte ich ſanft, „doch ſollten Sie ſich dadurch nicht verletzt fühlen. Laſſen Sie ſich an dem reinen Verhältniſſe genügen, wie es bis jetzt zwiſchen uns beſtanden hat, und verſuchen Sie es nicht gewaltſam, mich in Feſſeln zu ſchmieden, die ich meiner ganzen Natur nach unter keiner Form zu ertragen vermag.“

„Sie haben Recht, Lola,“ ſagte er mit tiefer Traurigkeit, „Sie ſind nun einmal ein Weſen eigener Art, und ich ſehe ein, daß ich ein Thor war, ein ſo großes Opfer von Ihnen zu fordern. — Leben Sie wohl. — Wahr-

ſcheinlich werden Sie nie wieder von mir hören, wenn ich auch ewig Ihrer denken muß.“

Er ging.

Ich ſuchte nicht, ihn zurückzuhalten, denn die letzte Unterredung hatte in mir die Ueberzeugung geweckt, daß eine fortgeſetzte Verbindung zwiſchen uns bei ſeinem excentriſchen Weſen zu meinem, vielleicht zu unſer Beider Unglück führen mußte. Es war daher das Beſte, wenn ich ihn zu vergeſſen ſuchte.

Gleichwohl ſollte ich noch ein Mal von ihm hören!

Zwei Tage nach dem letzten Beſuche des Grafen Owiesky trat Fürſt Low unerwartet bei mir ein.

Sein ganzes Weſen verrieth eine gewiſſe Verſtörtheit, und erſchrocken fragte ich ihn, was ihm ſei.

„Meine theure Lola,“ ſagte er, „ich komme heute als ein Bote des Unglücks zu Ihnen. — Sie müſſen Petersburg augenblicklich verlaſſen. Hier iſt ein Paß unter falſchem Namen, der Sie ſicher aus dem Lande bringen wird.“

„Um Gottes willen, Fürſt,“ rief ich im höchſten Grade überraſcht, „was iſt denn vorgefallen? Erklären Sie ſich deutlicher!“

„Ich habe mich mit dem Grafen Owiesky geſchlagen,“ ſagte er dumpf. „Er iſt auf dem Platze geblieben, und Sie haben Alles von der Rache ſeiner Familie zu befürchten, welche Sie, obgleich mit Unrecht, als die Urſache unſeres Zweikampfes betrachtet.“

„O mein Roman!“ rief ich aus und ſank vernichtet auf den Divan.

Der Fürſt ſuchte mich zu ermuthigen, traf für mich, da ich dazu unfähig war, alle Anſtalten zu der ſchleunigſten Abreiſe, und begleitete mich ſelbſt eine Strecke weit.

So war ich denn alſo abermals unerwartet aus meinen eben ſo glänzenden als angenehmen Verhältniſſen geriſſen, eine Flüchtige, vielleicht eine Verfolgte, bald ſogar eine Gefangene und es ſchien, als ſei ich dazu beſtimmt, überall, wo ich mich wohl zu fühlen begann, durch eine böſe Fee vertrieben, in die Welt hinausgeſtoßen zu werden zu neuem, unſtätem Wanderleben, ähnlich dem ewigen Juden.

Noch nie indeß waren meine Gefühle bei dem übereilten Abſchiede von den Orten meines Glückes, meiner künſtleriſchen Erfolge und Triumphe ſo bitter geweſen, wie bei meinem Scheiden aus Petersburg, ſelbſt nicht bei meinem Abſchiede von Oſtindien, bei der Trennung von den wenigen Weſen, welche mir durch die Bande des Blutes oder durch Gewohnheit nahe ſtanden.

Damals wurde der Blick rückwärts durch den Gedanken erheitert, von den Feſſeln eines ungeliebten Mannes befreit zu werden; — jetzt fiel er auf die blutige Leiche eines andern, der meinem Herzen theuer geweſen war, wie jener nie.

Neunzehntes Kapitel.

War mir die Reiſe hin nach Petersburg ſchon langweilig geweſen, ſo wurde es die von dort zurück noch ungleich mehr. Die Natur hatte ihr weißes Leichentuch über die Gegenden gebreitet, durch die ich fuhr, und ihnen den Character ertödtender Einförmigkeit verliehen.

Dazu kam, wenigſtens im Anfange meiner Reiſe, noch die Beſorgniß vor möglicher Verfolgung durch die Familie des Gefallenen, deren rachgierige und zugleich unnoble Gemüthsart ich ſchon in Warſchau zur Genüge hatte kennen lernen, ſo wie mein wahrer und inniger Schmerz um den Freund, der, wie ich jetzt erſt entdeckte, meinem Herzen theuerer geweſen war, als ich es mir ſelbſt hatte geſtehen mögen.

Je weiter ich mich von der Reſidenz des nordiſchen Despoten entfernte, um deſto mehr ſchwanden indeß meine Beſorgniſſe vor den Gefahren, die mir von Seite der

Dwiesky'schen Familie drohen konnten, und in eben dem Grade, wie ich ruhiger wurde, milderte sich auch meine Trauer um Dwiesky, indem ich mir mit jenem Gottvertrauen, das so oft meine Stütze war, wenn das auf mich einstürmende Mißgeschick mich niederwerfen zu wollen schien, wiederholte, daß der Himmel Alles zum Besten gelenkt hätte, und daß das Verhältniß zwischen dem Verstorbenen und mir, wie unsrer Beider Charactere nun einmal waren, schwerlich zu einem erfreulichen Resultate hätte führen können.

Als ich Rußlands eigentliche Grenze nach Verlauf weniger Wochen überschritt, und wieder den polnischen Boden betrat, war daher auch schon beinahe die ganze Heiterkeit meiner gewöhnlichen Stimmung zurückgekehrt, und ich begann mit freierem Geiste darüber nachzudenken, wohin ich zunächst meine Schritte lenken sollte; denn wenn es mich auch mit mächtiger Sympathie nach dem göttlichen Paris zog, so fühlte ich mich doch nicht geneigt, schon jetzt dahin zurückzukehren.

Ein Zufall sollte meine Zweifel lösen, wie es denn überhaupt so oft geschah, daß plötzlich ganz unerwartete, ganz unberechenbare Ereignisse das Steuer meines Lebensschiffes drehten und mich auf eine Bahn trieben, in ein Land führten, dessen Besuch vielleicht noch eine Viertelstunde früher mir nicht im Entferntesten eingefallen wäre.

In einem erbärmlichen polnischen Städtchen mußte ich auf Pferde warten, und war dadurch gezwungen,

meinen Wagen zu verlaſſen, was ich bisher nur gethan hatte, um die nothwendigſte Nachtruhe zu ſuchen.

Aus Langerweile nahm ich ein Zeitungsblatt in die Hand, das auf dem Tiſche lag. Es war eine Nummer eines der geleſenſten Warſchauer Blätter, die ſich, Gott weiß wie, in dieſes ſchmutzige Neſt verirrt hatte.

Gleichgültig ließ ich meine Augen über den Inhalt hingleiten, da feſſelte ein Artikel meine Aufmerkſamkeit. Es war eine Correſpondenz-Nachricht aus Krakau, und beſprach den dortigen Aufenthalt des berühmten Clavier-virtuoſen Lißt. Der Name des genialen Künſtlers wurde mit ſo enthuſiaſtiſchem Lobe genannt; die Genialität und Originalität ſeines Spieles fand in dem Correſpondenten, der mit vieler Sachkenntniß urtheilte, einen ſo glühenden Lobredner; die Triumphe, die er an andern Orten, und namentlich in Berlin, gefeiert, wurden mit ſo glänzenden Farben geſchildert, daß plötzlich der Wunſch in mir erwachte, den großen Virtuoſen kennen zu lernen.

„Was muß das für ein Mann ſein," rief ich aus, „der die ganze Berliner Damenwelt ſo zu bezaubern vermochte, wie dies hier von Lißt gerühmt wird, und dies noch dazu ohne den Reiz körperlicher Schönheit, wie der Correſpondent ſagt, nur durch die Genialität, die Großartigkeit, das hinreißende Feuer ſeines Spieles."

Gewohnt, ſo glühend in mir aufſteigende Gedanken ohne Verzug zur Ausführung zu bringen, brannte der Boden unter mir, bis die Pferde kamen, und durch dop-

pelte und dreifache Trinkgelder beflügelte ich die Eile der Postillone so sehr, daß ich wenigstens um 24 Stunden früher in Krakau ankam, als es außerdem der Fall gewesen sein würde.

Der Abend nahete, als ich in die alte Hauptstadt der Piasten einfuhr, welche aus dem Sturme der Zeiten von dem früheren Glanze nur spärliche Reste gerettet hat, und von der ehemaligen großen und mächtigen Republik als einzelnes Bruchstück des gewaltigen Reiches verflossener Zeiten ihre republikanische Freiheit nur deshalb bewahrt zu haben scheint, um den Völkern ein warnendes: „Seid einig!“ zuzurufen.

Von den Straßenecken leuchteten große Anschlagzettel durch die zunehmende Dämmerung.

In gespannter Erwartung verlängerte ich den Hals, zu lesen, was sie verkündeten, und mit Hülfe meines Opernglases fand ich wirklich, was ich gesucht, sehnsüchtig erwartet hatte.

Ein Concert von Liszt war für eben diesen Abend angekündigt. Ich sollte daher nicht in peinlicher Spannung noch lange auf die Erfüllung meines Wunsches zu warten haben.

In dem ersten Hôtel der Stadt angelangt, eilte ich, meine Toilette zu dem Concerte zu machen, dessen Beginn mir nur wenig Zeit zu diesem wichtigen Geschäfte unseres Geschlechtes ließ.

Ich war so ängstlich, so sorgfältig dabei, als gälte

es eine Eroberung und doch wollte ich dies Mal nicht Huldigungen gewinnen, sondern selbst sie darbringen.

Mein erstes Wort, als ich aus dem Wagen stieg, war die Ertheilung des Auftrages gewesen, mir ein Billet zu dem Conzert zu besorgen. Der Lohnbediente kehrte mit der betrübenden Nachricht zurück: daß alle Sperrsitze schon längst vergriffen wären. Ein Parterre-Billet, fügte er hinzu, hätte er nicht zu bringen gewagt, da dieser Platz durchaus nicht von Damen besucht wurde.

Vor Unwillen stampfte ich mit dem Fuße, als ich mich so grausam in meiner Erwartung getäuscht sah und ich glaube, die Thränen traten mir sogar in die Augen.

Das fühlende Herz des Lohnbedienten schien durch die unverkennbaren Zeichen meines Schmerzes von Mitleid ergriffen zu werden, denn mit theilnehmender Stimme sagte er:

„Wenn es dem Fräulein vielleicht nicht darauf ankäme, einen höhern Preis zu bezahlen, so würde ich mir Mühe geben, noch ein Billet aufzutreiben. Ich zweifle nicht, daß es mir gelingen wird," fuhr er mit Wichtigthuerei fort, „denn meine Bekanntschaft ist sehr groß."

„Zahlen Sie den doppelten, den dreifachen Preis," rief ich lebhaft, „zahlen Sie, so viel Sie wollen, nur schaffen Sie mir ein Billet, und seien Sie noch außerdem meiner Dankbarkeit versichert."

Der Mensch mochte mich wenigstens für eine Fürstin halten, denn er verbeugte sich beinahe bis zum Fußboden

ſagte mit freudeſtrahlendem Geſicht, belebt durch die Ausſicht auf ein reichliches pour boire: „Sie ſollen mit Ihrem gehorſamſten Diener zufrieden ſein,“ und eilte davon.

Schon nach einer halben Stunde trat er wieder bei mir ein. Sein erhitztes Geſicht zeigte alle Spuren der Mühe, die er ſich in meinem Dienſte gegeben; dafür war ſie aber auch mit einem glücklichen Erfolge gekrönt worden, und mit triumphirendem Blicke übergab er mir ein Billet zu einem, wie er verſicherte, ausgezeichneten Platze, ganz in der Nähe der Bühne.

Wahr iſt es, er ließ mich einen ungeheuern Preis bezahlen, allein was that das! Konnte ich doch nun meine Neugier befriedigen. Nicht zu ertragen wäre es geweſen, hätte ich während des Conzertes allein und gelangweilt in meinem Gaſthofe ſitzen müſſen.

Die Zeit zum Conzert war inzwiſchen herangerückt, und in einer eigenthümlichen Spannung fuhr ich nach dem Theater, wo es gegeben wurde. Der Lohnbediente, der mir das Billet beſorgt hatte, begleitete mich.

Der Menſch hatte wahrſcheinlich ſeinen Handel im Theater ſelbſt abgeſchloſſen, und dabei dem Verkäufer des Billets und Allen, die es hören wollten, Gott weiß was für Lügen von mir aufgeheftet; denn während er mir den Weg zu meinem Platze zeigte, hörte ich neben und hinter mir flüſtern:

„Das iſt ſie! — Das iſt die fremde Prinzeß, die den Platz ſo theuer bezahlt hat.“

So war ich, ohne es zu wollen oder zu ahnen, für das Publikum Krakau's gleich bei meinem erſten Erſcheinen ein Gegenſtand der Neugier geworden, die mich bis in den Saal des Hauſes begleitete, und ſogar einen Theil der Aufmerkſamkeit von dem Conzertgeber auf mich ablenkte, wie ich mich bald durch die von allen Seiten auf mich gerichteten Gläſer überzeugte.

Ich ſelbſt aber hatte keine Blicke für das Publikum oder das Schauſpielhaus, ſondern harrte nur des großen Künſtlers, der meine Phantaſie auf eine beinahe wunderbare Weiſe erregt hatte.

Endlich erſchien er. Schon ſein erſtes Auftreten verrieth den genialen Meiſter. Und dann erſt, als er ſich nach einer leichten Verbeugung gegen das Publikum an das Inſtrument geſetzt hatte! Gleich einem Zauberer beherrſchte er die Taſten. Kühn forderte er die größten Schwierigkeiten heraus, um ſie ſpielend zu überwinden. Mit wunderbarer Schnelligkeit folgten ſeine Griffe einander und es ſchien, als vervielfältigten ſich ſeine Hände. Ich war ergriffen, hingeriſſen, wie verzückt durch eine Meiſterſchaft, von der ich bis zu dieſer Stunde keine Idee gehabt hatte.

Mein Enthuſiasmus, den ich laut zu äußern mich unwiderſtehlich gedrungen fühlte, erweckte ſelbſt des Künſt-

lers Aufmerksamkeit, so daß sein Auge blitzend dem meinigen begegnete.

„Diesem Manne nahe zu stehen, seine Freundin zu sein, sich zu wärmen in den Strahlen seines Künstlerruhmes, Theil zu nehmen an seinen Siegen, seinen Triumphen, welche Wonne müßte dies sein!“ so dachte ich, als ich nach beendigtem Conzerte, berauscht von dem Genusse, der mir durch dasselbe zu Theil geworden, in meinem Hôtel ankam.

Gewohnt, mich von der Gluth meiner Empfindungen hinreißen zu lassen, folgte ich dem ersten Impulse dieses Gefühles, setzte mich an den Schreibtisch und richtete an den großen Virtuosen einige Zeilen, durch die ich ihn bat, mir das Glück seiner persönlichen Bekanntschaft zu gönnen.

Der Lohnbediente mußte diese Zeilen noch an demselben Abend besorgen, denn leider hatte ein tückischer Zufall mich nicht eben das Hôtel wählen lassen, in welchem der göttliche Künstler abgestiegen war.

Nach einer halben Stunde banger Erwartung brachte er mir die mündliche Antwort, Herr Liszt hätte mit einigen Gästen beim Abendessen gesessen und deshalb nicht schreiben können, er würde mir indeß am nächsten Morgen seine Aufwartung machen.

Der Morgen kam.

Unter Herzklopfen bereitete ich mich auf seinen Besuch vor. Er erschien, und mit inniger Freude glaubte ich zu

bemerken, daß auch ich auf ihn einen sehr günstigen Eindruck machte.

Nicht gewohnt, meine Gefühle zu verbergen, machte ich dem seltenen Künstler schon bei unserer zweiten Zusammenkunft den Vorschlag, unsere Kunstbahnen zu vereinigen, mich zu seiner Reisegefährtin anzunehmen.

Er ging mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit auf meinen Plan ein, und noch an dem nämlichen Tage bezog ich in seinem Hôtel eine Wohnung, welche unmittelbar an die seinige gränzte.

Nun entstanden für mich Tage des beglückendsten Verkehres. Ich vergaß meiner eigenen Kunst, um nur der fremden zu leben, der eigenen Triumphe, um mich an denen zu entzücken, welche mein neuer Freund feierte. Zwar trat ich in Krakau einige Male auf, so lange Liszt dort seine Conzerte gab, doch es war mir gleichgültig, durch ihn verdunkelt zu werden, nur das zweite Gestirn an dem Kunsthimmel zu sein, und ohne Neid borgte ich mein bescheideneres Licht von den glänzenderen Strahlen seiner Ruhmessonne.

Doch meine Gefühle waren auf eine zu künstliche Höhe geschraubt, um von langer Dauer sein zu können. Der Enthusiasmus ist ein Rausch der Seele, der unausbleiblich früher oder später eine geistige Abspannung zur Folge haben muß.

Diese Erfahrung machte ich schon nach nicht gar langer Zeit auch an mir.

Ich hatte mich zu sehr daran gewöhnt, der gefeierte Gegenstand für Aufmerksamkeiten und Huldigungen der verschiedensten Art zu sein, als daß es mir auf die Länge hätte gleichgültig sein können, in das zweite Glied zurückgedrängt zu werden.

Sonst waren meine Leistungen an den Orten, wo ich gastirte, das beinahe ausschließliche Tagesgespräch gewesen; die Zeitungen, selbst die politischen, hatten für keine andere Kunstgröße Raum, so lange meine Darstellungen besprochen wurden, und jetzt?

Man erwähnte meiner allerdings noch; man widmete auch meinen Leistungen eine lobende Besprechung; man vergaß mich nicht ganz mit Huldigungen; allein was ich empfing, kam mir mehr als ein Almosen vor, das man der Reisebegleiterin des gefeierten Liszt hinwarf, als wie eine freiwillige, selbstständige Gabe, die mir eigentlich galt.

Ich war zu dem bleichen, lichtlosen Trabanten eines höhern Gestirnes herabgesunken, ich, sonst gewohnt, verwöhnt, selbst und unbestritten als erwärmende, meine ganze Umgebung belebende Sonne an dem Kunsthimmel zu strahlen.

Die Selbstverleugnung, die ich mir Anfangs in dem Taumel meines Enthusiasmus auferlegt hatte, verschwand, um dem Selbstbewußtsein Platz zu machen, das mich sonst bei allen meinen Kunstleistungen beseelt, dieselben veredelt und verschönert hatte.

Was mir früher als göttlich-erhabene Kunst erschie-

nen war, als geniale Schöpfung, kam mir allmählig nur noch als eine überraschende Fingerfertigkeit vor, begünstigt durch einen Bau der Hände, den man bei einem andern Manne als eine Mißgestaltung betrachtet haben würde. Sonst hörte ich Seele aus den Saiten des Piano tönen, jetzt hatten sie in meinen Ohren nur noch den Klang mechanischer Fertigkeit, welche mehr den Charakter der Künstler, als den der wahren, gottbegeisterten Kunst trug.

Mit Einem Worte, mein Rausch war verraucht und das unbehagliche Gefühl, das sich jederzeit nach einem solchen überreizten Zustande der Seele oder des Körpers einzustellen pflegt, begann sich zu zeigen.

War der nähere, vertrautere Umgang mit dem Manne Schuld daran, daß der Künstler bei mir allmählig so ganz von der Höhe herabsank, die ich selbst ihm angewiesen gehabt hatte, oder war meine verletzte künstlerische Eigenliebe, meine beleidigte weibliche Eitelkeit die Ursache meiner veränderten Gefühle; — ich weiß es nicht und verspüre auch keine Neigung, mir jetzt noch nachträglich darüber den Kopf zu zerbrechen.

Genug, es war so, und wenn ich noch zögerte, mit der mir eigenthümlichen Raschheit das Verhältniß, das mir lästig wurde, zu lösen, so geschah es nur, weil ich mich schämte, mir selbst das Bekenntniß des Irrthums zu machen, das ein solcher Bruch nach verhältnißmäßig kurzer Zeit ausgesprochen haben würde.

Ein Zufall, der mir Gelegenheit zur Ausführung

des längst in mir schlummernden Entschlusses der Trennung von Liszt gegeben hätte, würde mir in höchsten Grade willkommen gewesen sein. Er sollte nicht lange auf sich warten lassen und wurde von mir mit Freuden ergriffen.

Wir hatten auf unseren Kunstwanderungen Dresden erreicht.

Nicht mit Unrecht hat man dieser reizenden Königsstadt den Namen Elb-Florenz beigelegt.

Reiche Kunstschätze vereinigen sich mit dem Schmuck der Natur in nächster und fernerer Umgebung, Dresden zu einem der reizendsten Aufenthaltsorte zu machen, und wäre ich eine Deutsche, durch keine andern Rücksichten oder Verhältnisse gebunden, so würde ich zu meinem dauernden Wohnsitze von all' den deutschen Städten, die ich auf meinen Kunstwanderungen sah, nie eine andere wählen, als Dresden.

Als eine der schönsten Zierden der Stadt verdient die katholische Hofkirche genannt zu werden, welche von dem Italiener Chiaveri unter der Regierung des prachtliebenden Polenkönigs August erbaut wurde, und seit dem Jahre 1751 in ihren großartigen Räumen die Gläubigen versammelt, die hier ihr Gebet zum Himmel erheben.

Die Andacht wird gesteigert durch den vorzüglichen Kirchengesang der königlichen Hofkapelle, unter deren Mitgliedern noch vor nicht gar langer Zeit jene unglückseligen Halbmänner als Berühmtheiten hervorragten, deren

Lieferung an das übrige Europa Italien in Folge einer falſchen, unnatürlichen Kunſtliebe beſorgte, als noch ein lächerliches Vorurtheil jene Frauen, die ſich der Kunſt widmeten, mit einer Art von Schmach belegte.

Ein eigenthümlicher Gebrauch, gegen deſſen Einführung an andern Orten ein lebhafter Proteſt erhoben werden würde, fiel mir in dieſer Kirche auf, als ich dieſelbe in wahrer Andacht beſuchte: der Gebrauch, beide Geſchlechter von einander zu ſondern, wie die Böcke von den Schaafen, eine Sonderung, welche nicht immer mit der liebenswürdigſten Artigkeit durch einen Diener in Livrée vorgenommen wird, der mit einem gewaltigen Stocke, oben mit einem Knopfe von der Dicke eines Kinderkopfes verſehen iſt, ſo daß es ſcheinen könnte, als wollte er gleich mit Keulen dreinſchlagen, wo er nicht augenblicklichen Gehorſam trifft.

An andern Orten tragen die Portiers der vornehmen Häuſer ganz ähnliche Stöcke, und mich dieſes Gebrauches erinnernd, verglich ich in Gedanken dieſen Scheider beider Geſchlechter mit dem Thürhüter des Himmels, der den Eintritt zu dem Paradieſe der weiblichen Blicke verweigert, denen die Männer in den andern Kirchen unſeres Cultus ſich ungehindert nahen dürfen.

Iſt daher die Abſicht dieſer auffallenden Sonderung beider Geſchlechter, durch deren Vermiſchung keine Störung der Andacht herbeizuführen, ſo wurde ſie wenigſtens bei mir verfehlt, indem die Neuheit und das Auffallende

grade jene Zerſtreutheit herbeiführte, die ſie beſeitigen ſollte.

Mir kam es übrigens vor, als verfehle das Mittel auch bei einem großen Theile der übrigen Anweſenden, die durch die köſtliche Kirchenmuſik in großer Menge herbeigelockt worden waren, die beabſichtigte Wirkung, denn zwiſchen der männlichen und der weiblichen Seite wurde ein lebhaftes Tirailleur-Feuer hin- und herfliegender Blicke unterhalten.

Doch ich wollte meiner Trennung von dem berühmten Clavierſpieler Lißt erwähnen, und wenn ich dies auch noch länger durch eine ausführlichere Schilderung der Eindrücke hinausſchöbe, welche Kunſt und Natur bei meinem Beſuche Dresdens auf mich machten, ſo müßte ich dennoch zuletzt an die Erfüllung dieſer unangenehmen Aufgabe gehen, denn dieſe Trennung iſt von Andern in jener Zeit auf eine ſolche Weiſe erwähnt worden, daß ich es als eine Lücke in meinen Memoiren betrachten müßte, wollte ich ſie ganz mit Stillſchweigen übergehen.

Zwanzigstes Kapitel.

Fürst Lynar. — Liszt's Anmaßung. — Heftiger Streit. — Der Blitzableiter und die Metamorphose. — Verliebte Tändeleien und die Folgen derselben. — Verhaftung und freies Nachtquartier. — Theilnahmlosigkeit Liszt's. — Ich breche mit ihm. — Wiedererlangung meiner Freiheit.

Wir feierten ein heiteres Mahl, bei welchem der Fürst Lynar, ein liebenswürdiger Cavalier und einer der reichsten Männer des Landes, den Wirth machte.

Die Speisen waren vortrefflich, die Weine ausgezeichnet, und die lebhafteste, geistreichste Unterhaltung verlieh ihnen die vollste Würze.

— Der Champagner schäumte, und ich fühlte mich ungemein heiter, da beugte sich Liszt plötzlich zu meinem Ohr, und flüsterte mir zu:

„Lola, laß uns gehen!"

„Was fällt Dir ein?" lachte ich ihm in das Gesicht. „Die Unterhaltung gefällt, der Wein schmeckt mir, und ich bleibe daher. Willst Du übrigens die Gesellschaft verlas-

ſen, ſo genire Dich meinetwegen nicht. Ich finde den Weg nach Hauſe auch ſchon ohne Dich.“

„Du wirſt mit mir gehen!“ ſagte er mit gebieteriſchem Tone und ſeine Augen funkelten drohend.

Ich ſah ihn verwundert an, und wollte ihm eben eine ſehr heftige Antwort geben, als mein Blick über die vielen geleerten Flaſchen hinſtreifte, welche die Tafel bedeckten. Zugleich bemerkte ich die flammende Röthe, von der das Geſicht meines Freundes überzogen war, ich dachte der Geſellſchaft, in der wir uns befanden, der Rückſicht, welche der liebenswürdige Fürſt Lynar verdiente, und bezwang meinen aufſteigenden Zorn.

„Ich werde mit Dir gehen,“ flüſterte ich ihm zu, „ſobald ich mich unbemerkt entfernen kann. Du wirſt ſelbſt nicht wollen, daß unſer Aufbruch Störung veranlaßt.“

„Nein, doch beeile Dich!“ antwortete er, und trat zu einigen Herren, die am Fenſter ſtanden, denn ſchon längſt wurde die Tafelordnung nicht mehr beachtet. Man wechſelte die Plätze, ſtand auf, ging umher, hinaus ſogar, ſetzte ſich wieder nieder, ohne allen Zwang, ohne daß es auffiel, und wie es einem Jeden beliebte.

Es wurde Lißt und mir daher leicht, den Speiſeſaal unbeachtet zu verlaſſen; denn man ahnete offenbar nicht, daß wir uns der Geſellſchaft wie flüchtige Diebe entziehen wollten.

Ich war meinem Tyrannen zwar gefolgt, doch nur,

um einen ärgerlichen Auftritt in der Gesellschaft zu vermeiden. Meine Laune war aber deshalb keineswegs rosenfarben, und sobald wir uns auf der Straße befanden, machte ich meinem Unmuth in bittern Vorwürfen Luft, daß er mein Vergnügen so muthwillig gestört hatte. Lißt antwortete ebenfalls gereizt, und es fehlte nicht viel, so wäre das Aergerniß, das ich bei dem Mahle vermeiden wollte, auf öffentlicher Straße gegeben worden. Zum Glück hatten wir unser Hotel bald erreicht.

Hier würde es wahrscheinlich zu einem heftigen Zanke gekommen sein, hätte ich nicht einen Ableiter meines Zornes gefunden, der meinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Schon mehrmals hatte ich mich gegen Lißt darüber beklagt, daß ich ihn nicht an alle die Orte begleiten könnte, die er zu seiner Unterhaltung besuchte, und wo auch ich mich gewiß oft sehr gut amüsirt haben würde.

„Liebe Lola," pflegte er mir auf meine Klagen deshalb zu sagen, „das kann nun doch einmal nicht anders sein. Der Gebrauch der Welt versagt der ältesten Frau den Besuch von Orten, an welchen Jünglinge und sogar Knaben sich ohne Scheu vor Tadel oder Skandal sehen lassen können."

„Gut, so werde ich Dich künftig an dergleichen Orte nicht als Mädchen, sondern als junger Mann begleiten," rief ich lebhaft aus. „Ich will mich mit Dir unterhalten,

Dir überall hin folgen, und es gilt mir gleich, ob dies in weiblicher oder in männlicher Kleidung geschieht."

„Wo denkst Du hin, mein Kind!" sagte er. „Wenn man an irgend einem solchen Orte, von welchem Gebrauch oder Anstand Dein Geschlecht verbannt, in Dir das verkleidete Mädchen erkennte, so würde dies einen gewaltigen Skandal geben, und dem mag ich mich doch nicht aussetzen." —

Ich achtete nicht auf seine Weigerung. Mein Entschluß stand fest, und ohne Lißt etwas davon zu sagen, bestellte ich mir einen vollständigen männlichen Anzug.

Diesen hatte der Schneider nun in meiner Abwesenheit gebracht. Er leuchtete mir in das Gesicht, so wie ich unser Zimmer betrat, und über der Freude, die längst gehegte Laune befriedigen zu können, vergaß ich meines ganzen Grolles.

Augenblicklich begann ich die Maskerade. Ich nahm zu dem ungewohnten Geschäfte die Hilfe meines Freundes in Anspruch, und er leistete sie mir, halb freiwillig, halb widerstrebend, bald über meinen Eigensinn, meine Tollheit, wie er es nannte, zankend, bald über meine Ungeschicklichkeit lachend.

Endlich war die Toilette vollendet.

Ich betrachtete mich im Spiegel, und gefiel mir selbst sehr gut.

Lißt stimmte meinem günstigen Urtheile bei, und sagte mir lachend, ich sei ein ganz allerliebster Junge und

könnte in diesem Costüm leicht manchem Mädchen den Kopf verrücken.

„So laß uns gleich den Versuch machen," rief ich lachend. „Es ist ohnehin Dämmerung, also die günstigste Zeit zu verliebten Abenteuern."

Ich zog ihn mit mir fort, und mit geringem Sträuben folgte er mir in das Freie.

Wir schlugen ohne bestimmten Plan die erste beste Richtung ein, dem lebhaftesten Strome der Menschen nach.

Ich war in der ausgelassensten Laune.

Es machte mir ungemein viel Spaß, die Blicke vieler hübscher junger Mädchen mit verliebtem Ausdrucke auf mich gerichtet zu sehen, und ich erwiderte nicht nur ihre Augensprache, sondern nickte den niedlichen Kindern zu, und machte sogar einige Versuche, mich ihnen zu nähern und ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen.

Mit einem scheuen Blicke auf meinen älteren Begleiter wichen sie mir aus. Das verdroß mich, und ich sagte Lißt, er möchte zurückbleiben und mich mein Abenteuer allein verfolgen lassen.

„Lola, sei keine Thörin," sagte er in verweisendem Tone. „Entdeckte man Dein Geschlecht, so könntest Du die größten Unannehmlichkeiten davon haben, und Du darfst Dich darauf verlassen, daß ich mich Deiner nicht annehmen würde, um Dich aus irgend einer Verlegenheit zu ziehen."

Doch ich achtete nicht auf ihn. Schon hatte ich

meinen Arm aus dem ſeinigen losgemacht und war zwei elegant gekleideten Mädchen nachgeeilt, die im Vorübergehen einen Blick auf mich richteten, der mir von herausfordernder Freundlichkeit zu ſein ſchien und mir daher ein pikantes Abenteuer verhieß.

Mit galanten Worten, wie ich ſelbſt ſie ſo oft bei ähnlichen Gelegenheiten vernommen hatte, eröffnete ich das Geſpräch, die Damen wollten indeß zu meinem Staunen nicht darauf eingehen.

Ich wurde dreiſter. Sie wieſen mich zurück, und als ich mich auch dadurch nicht abſchrecken ließ, ſagten ſie zu einem Herrn, der eben an uns vorbeiging:

„Haben Sie die Güte, uns von dieſem zudringlichen jungen Menſchen zu befreien.“

Der Herr wollte ſofort dieſer Aufforderung folgen, und ſtreckte die Hand nach mir aus. Da wurde ich wild, und hieb ihn mit dem Spazierſtöckchen, das ich trug, ſo derb über die Finger, daß er ſie mit einem lauten Fluche zurückzog.

Indeß wüthend gemacht durch den Schmerz, ſprang er auf mich zu und ergriff, ehe ich es mir verſah, meine beiden Arme mit ſo eiſerner Fauſt, daß ich unfähig war, mich zu befreien, ſo ſehr ich mich auch gegen ſeinen Griff ſträubte.

Unſer Ringen hatte bald einen Kreis von Zuſchauern um uns verſammelt, der lächelnd meinen ohnmächtigen Befreiungsverſuchen zuſah.

Meine Wuth ſteigerte ſich dadurch ſo, daß der Mann, der mich hielt, ſeine Roheit gewiß mit ſeinem Blute bezahlt haben würde, hätte ich meinen Dolch zu faſſen vermocht.

Ich hoffte, Liſzt würde mir zur Hilfe kommen, doch vergebens ſah ich mich nach ihm um. Er hatte ſeine Drohung, mich zu verlaſſen, wenn ich in irgend eine Verlegenheit gerathen ſollte, verwirklicht und ſich feige aus dem Staube gemacht.

Das erbitterte mich noch mehr, und außer mir gebracht, beugte ich mich nieder auf die Hände meines Gegners, in die ich meine Zähne mit ſolcher Gewalt einſchlug, daß er mich endlich mit einem lauten Schmerzensſchrei losließ.

Ich benutzte die erlangte Freiheit, die Flucht zu ergreifen, doch ſchon nach wenigen Schritten vertrat mir ein Polizeimenſch den Weg, und als ich ihm auszuweichen ſuchte, umſchlang er mich mit beiden Armen, mich feſt an ſich preſſend.

Dabei war ihm das Geheimniß meines Geſchlechtes verrathen, und meines Sträubens ungeachtet ſah ich mich auf die Polizeidirektion geführt, wo ich in einem Zimmer eine ſehr unbequeme Nacht zubringen mußte, denn alle Beamten hatten ſich bereits entfernt, und die niederen Diener wagten es nicht, mich auf meine Erklärung, wer ich ſei, und wo man mich jederzeit finden könne, in Freiheit zu ſetzen.

Alles was ich von der Gefälligkeit dieser Polizeiseelen erlangen konnte, war, daß sie mir Schreibmaterialien gaben, um an Lißt einen Brief zu schreiben, durch den ich ihn von der Lage in Kenntniß setzte, in welcher ich mich befand, und ihn aufforderte, auf jede nur irgend mögliche Weise meine sofortige Freiheit zu bewirken.

Ein Polizeidiener ließ sich durch meine Bitten bewegen, den Brief sogleich an seine Adresse zu befördern, allein nach kurzer Zeit kehrte er mit der mir sehr unerfreulichen Nachricht zurück, Herr Lißt sei nicht zu Hause gewesen, der Kellner hätte jedoch versprochen, ihm den Brief sogleich bei seiner Rückkehr einzuhändigen.

Ich wüthete und tobte, verlangte gebieterisch meine Freilassung, versuchte, als man mich einschloß, ohne auf meine Bitten oder Drohungen zu achten, die Thür zu sprengen; doch sie war zu fest für meine Kräfte, ich ermattete und versank endlich in einen tiefen Schlaf, nachdem ich mich in meiner Verzweiflung auf den Fußboden niedergeworfen hatte.

Sobald am nächsten Morgen die Beamten sich einstellten, wurde ich vor einen der Höhern derselben geführt und nach einem freundschaftlichen Verweise und einer zarten Mahnung, ähnliche Extravaganzen in Zukunft zu unterlassen, in Freiheit gesetzt.

Mich verdroß das Benehmen der Polizei weniger, als die unverzeihliche Gleichgiltigkeit, die Lißt bei meinem Unglücke bewiesen hatte.

Von Wuth gegen ihn erfüllt, eilte ich nach unſerem Hotel. Der Unmenſch lag noch ruhig zu Bett, und erſt meine bittern Vorwürfe weckten ihn aus dem Schlafe, dem er ſich in dem weichen Bette überlaſſen hatte, während ich Bedauernswerthe auf den harten Dielen des Fußbodens liegen mußte.

Er ſtarrte mich mit großen Augen ſchläfrig an, und wollte dann einen Scherz aus der ganzen Sache machen, allein ich war nicht zum Scherzen aufgelegt, und nachdem ich ihn davon auf ſehr empfindliche Weiſe überzeugt hatte, erklärte ich ihm, daß wir von Stund an geſchiedene Leute wären.

Augenblicklich verließ ich das Hotel, nachdem ich meinem ganzen Grolle Luft gemacht und ſo mein übervolles Herz erleichtert hatte.

Ich fand eine ſehr freundliche Privatwohnung, ließ mir meine Sachen dahin ſchicken, und fühlte mich ſeit längerer Zeit zum erſten Male wieder ganz glücklich.

Ich war frei!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Langweiliges Stillleben. — Wohin? — Erinnerung an eine alte Einladung. — Der Fürst von Reuß-Ebersdorf, genannt der Prinzipienreiter. — Zudringliche Galanterie desselben. — Das Abschiedsfrühstück. — Höfliche Grobheit. — Meine Abreise nach Berlin.

Nach meiner Trennung von meinem bisherigen Reisebegleiter gab ich mich in Dresden ganz dem Genusse der Kunstschätze hin, und machte dazwischen größere und kleinere Ausflüge in die reizende Umgebung Dresdens.

Um die Gesellschaft der königlichen Residenz, die doch im Vergleich zu London, Petersburg und Paris nur ein kleines, unbedeutendes Provinzstädchen ist, kümmerte ich mich nicht. Ich suchte keinen Umgang, keine Bekanntschaften, lebte beinahe zum ersten Male in meinem Leben nur mir selbst, und sah außer dem Fürsten Lynar, dem Herrn von Bülow, und einigen anderen meiner Gönner Niemand bei mir. Mit diesen machte ich auch zuweilen reizende Landpartheien.

Doch auf die Dauer wurde mir dieſes einſame und einförmige Leben langweilig, und ich ſehnte mich nach Abwechſelung. Zu Gaſtſpielen taugte die Zeit nicht, und ich nahm mir vor, mir eine Zerſtreuung zu bereiten, indem ich einer Einladung aus früherer Zeit folgte, die mir jetzt plötzlich wieder einfiel, nachdem ich ſie ganz aus dem Gedächtniß verloren gehabt hatte.

Unter meinen vornehmen Londoner Bekanntſchaften, die mir Lord Arbuthnot zuführte, befand ſich außer dem Herzoge von Braunſchweig noch ein anderer kleiner deutſcher Fürſt, — der Fürſt von Reuß-Eberſdorf.

Als eines Tages die Rede auf Deutſchland kam, und daß ich es noch nie bereiſ't hätte, ſagte er zu mir, wenn ich keinen Anſtoß daran nähme, einen Junggeſellen zu beſuchen, würde es ihn freuen, mich in ſeiner Reſidenz Eberſdorf bei ſich zu ſehen.

Ich hatte dieſer Einladung, wie erwähnt, vergeſſen; jetzt jedoch fiel ſie mir ein, indem ich darüber nachſann, wie ich bis zu der beſſern Theaterſaiſon meine Zeit hinbringen ſollte.

Der Fürſt war mir durch ſeine Seltſamkeiten aufgefallen, die oft bis zu Verſchrobenheiten ausarteten, eben dadurch aber auch intereſſant erſchienen, und ſo durfte ich allenfalls hoffen, in ſeinem Umgange einige recht angenehme Tage zu verleben. Denn lange war ohne Zweifel nicht bei ihm auszuhalten.

Ich beſchloß daher, das „Junggeſellenleben“ eines

deutschen Kleinfürsten, dessen Titel, Macht und Reichthun noch weit unter denen des Herzogs von Braunschweig standen, kennen zu lernen, und machte mich auf den Weg nach Eberédorf, das ich auf der Landkarte nicht einmal aufzufinden gewußt hätte.

Ich fand mich in meiner Erwartung angenehm getäuscht, denn das Schloß des Fürsten war stattlicher, besondets jedoch comfortabler, die Umgebung freundlicher, als meine Phantasie sie mir gemalt hatte.

Der Fürst empfing mich zwar mit etwas überraschter Miene über die Ungezwungenheit, mit der ich mich bei ihm einführte, indem ich gradeswegs auf das Schloß fuhr und den herbeieilenden Lakaien die Abpackung meines Wagens und Unterbringung meiner Sachen befahl; allein er ließ sich dadurch nicht aus der Rolle eines galanten Wirthes bringen, und gab mir die Versicherung, es freue ihn, daß ich mich seiner Einladung, wenn auch erst etwas spät, erinnert hätte.

„Zwar," fuhr er lachend fort, „widerstreitet es eigentlich meinen Prinzipien als unverheiratheter Mann, eine junge Dame als Gastin bei mir aufzunehmen, allein, da ich ein unabhängiger Selbstherrscher bin, will ich mich über die strengen Formen der Convenienz hinwegsetzen, und heiße Sie daher in meinem Reiche willkommen."

Ich mußte unwillkürlich lachen, als ich den Selbstherrscher der Reußen, — wenn auch nur sehr weniger, sich auf seine Prinzipien berufen hörte, denn ich erinnerte

mich dabei, daß ſeine Prinzipien ſein drittes Wort, ſein wahres Steckenpferd waren, daß er daher ſpottweiſe der Prinzipienreiter genannt wurde.

Lächelnd entgegnete ich:

„Mon prince, es iſt ſehr ſchmeichelhaft für mich, Sie zum Vergeſſen Ihrer Prinzipien zu bringen, indeſſen hoffe ich, daß Sie deshalb keine Revolution Ihrer Völkerſchaften zu befürchten haben werden.“

Er bot mir hierauf mit vieler Galanterie ſeinen Arm, und führte mich im ganzen Schloſſe umher, mir alle Schönheiten und Merkwürdigkeiten deſſelben zu zeigen.

Dazu war eben keine lange Zeit erforderlich und bald kehrten wir in den Geſellſchaftsſalon zurück, wo ſich nach und nach eine ziemlich zahlreiche Herrengeſellſchaft einfand und eine muntere Unterhaltung entſpann, welche bis zum Souper dauerte.

In gleicher Weiſe vergingen die nächſten Tage, und ich fand, daß ich mich in meiner Erwartung ſehr getäuſcht hatte, denn ungeachtet der Fürſt ſich fortwährend in Artigkeiten erſchöpfte, erſchien mir das Leben in ſeiner Reſidenz ziemlich langweilig, und er ſprach ſo oft von ſeinen Prinzipien, daß auch dieſer Gegenſtand, der mich anfangs unterhalten hatte, mir bald zuwider wurde, zumal ich Niemand hatte, mit dem ich über dieſe Schwäche des Fürſten ſpotten konnte, die zu einer Art von Idioſynkraſie ausgeartet war.

So oft ich darüber gegen irgend einen der Cavaliere

oder ſonſtigen Beſucher des Schloſſes eine ſpöttiſche Bemerkung machte, wurde mir ein ſo ernſtes oder wohl gar mißbilligendes Geſicht gezeigt, daß ich alle Luſt verlor, den Scherz weiter fortzuſpinnen.

Das Unangenehmſte bei dem Aufenthalte in der fürſtlich Ebersdorf'ſchen Reſidenz war indeß, daß mein Herr Wirth anfing, mir mit Freundlichkeiten zur Laſt zu fallen, zu deren Erwiderung ich keine Neigung verſpürte. Ich ſagte ihm unumwunden, daß dies gegen meine Prinzipien ſei, allein er ſchien darauf nur wenig zu achten, und ich war genöthigt, deutlicher zu ſprechen.

Dadurch entſtand ſchon nach dem Verlaufe von etwa acht Tagen zwiſchen uns eine ſolche Spannung, daß ich ſchon daran dachte, meinen Wanderſtab wieder zu ergreifen. Da wurde ich eines Abends in hohem Grade überraſcht, indem der Fürſt in dem kleinen Abendzirkel, der diesmal ungemein heiter war, und in welchem er ſich wirklich in einem recht glänzenden Lichte zeigte, zu den anweſenden Gäſten ſagte:

„Meine Herren, ich bitte Sie, ſich morgen zu einem Frühſtück, welches ich zu Ehren unſerer bella Espagnola geben werde, in dem Gartenpavillon einzufinden.“

Ich dankte dem Fürſten durch einen freundlichen Blick für ſeine Aufmerkſamkeit.

Am nächſten Morgen machte ich eine ſehr ſorgfältige Toilette, und ging in höchſt aufgeweckter Laune zu dem Frühſtück.

Der Fürſt war die Liebenswürdigkeit ſelbſt, der Champagner erhöhte die fröhliche Stimmung aller Anweſenden, und ich fing an, zu finden, daß der Fürſt gar kein übler Mann ſei; da erhob er ſein Glas, und ſagte zu meinem nicht geringen Staunen:

„Meine Herren, trinken wir auf eine glückliche Reiſe meines ſchönen Gaſtes, dem wir leider hier das Abſchiedsmahl geben.“

„Comment!“ rief ich verwundert aus, und ſah den Fürſten an.

Dieſer ſchien meine Frage nicht zu beachten, ſondern fuhr, nachdem das Anſtoßen der Gläſer verklungen war, fort:

„Sennora Lola hat mich ſelbſt darauf aufmerkſam gemacht, daß es unpaſſend und ganz gegen meine Prinzipien der Schicklichkeit wäre, wenn ſie noch hier zurückbliebe, nachdem ich mich gezwungen ſehe, noch heute nach Berlin abzureiſen, wohin mich der König von Preußen zu dem großen Manöver eingeladen hat, welches zu Ehren des Kaiſers von Rußland, der in den nächſten Tagen dort erwartet wird, abgehalten werden ſoll. — Sennora Lola wird uns daher verlaſſen, ſobald unſer kleines Mahl beendet iſt, und ich ſelbſt ihr eine Stunde ſpäter folgen.“

Kaum hatte er dieſe Rede beendet, als mein Reiſewagen, vollſtändig gepackt, an dem Gartenſalon vorfuhr.

Zugleich wendete ſich der Fürſt mit vieler Artigkeit zu mir, und ſagte:

„Sennora, Sie äußerten vor einigen Tagen, daß

Ihnen nichts mehr zuwider ſei, als die Vorbereitungen zu einer Reiſe. Ich habe Sie daher dieſer Unannehmlichkeit durch meine Vorkehrungen überhoben, und Sie können abreiſen, ſo bald Sie wollen. — Ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, mich in Berlin, wo ich wahrſcheinlich noch vor Ihnen anlange, nach Ihrem Wohlſein zu erkundigen."

Zugleich ſtand er von ſeinem Sitze auf, ſo das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gebend.

Ich nahm einen flüchtigen Abſchied von ihm, beſtieg meinen Wagen und rollte davon, innerlich erfüllt von Groll gegen den Prinzipienreiter, der ſich mit allem Anſcheine der größten Höflichkeit gegen mich eine abſcheuliche Grobheit erlaubt hatte.

Mir war, das konnte ich mir nicht verhehlen, auf eine höfliche Weiſe die Thür gewieſen worden, doch ich tröſtete mich darüber mit dem Gedanken, daß ich meinem bisherigen Wirthe bei ſeiner Verſchrobenheit, die ſich in allen Handlungen ſeines Lebens offenbarte, ſein Benehmen im Grunde nicht ſo übel nehmen dürfe.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Physiognomie Berlins. — Straßen und Menschen. — Das Manöver. — Meine Cavallerie-Attaken. — Erneuerung einer alten Bekanntschaft. — Ein Handgemenge. — Das Verbrechen, eine Cigarre zu rauchen und nicht berlinisch zu sprechen. — Polizeiliche Ausweisung aus Berlin.

Der Anblick Berlins überraschte mich.

Diese Großartigkeit, diese Raumverschwendung bei der Anlage des neueren Theiles der Stadt, diese breiten, nach der Schnur gezogenen Straßen, diese Masse großer Plätze, verschönert durch Prachtgebäude, hatte ich nicht zu finden gedacht.

Berlin ist würdig, die königliche Residenz eines mächtigen Staates zu sein, und einige Theile verdienen es, Petersburg an die Seite gesetzt zu werden.

Doch die Menschen?

Ich lernte zwar nicht viel davon kennen, allein das Wenige was ich sah, erweckte in mir auch keine Sehnsucht nach näherer Bekanntschaft.

Philisterhaftigkeit scheint bei den Berlinern mit der Aufgeblasenheit Hand in Hand zu gehen, und von einem gewissen Bettelstolze begleitet zu werden. Denn obgleich ich zu einer außerordentlich glänzenden Zeit nach Berlin kam, indem das große Manöver und die Anwesenheit des Kaisers von Rußland, der zugleich mit mir eintraf, eine Menge fremder fürstlicher Herrschaften und anderer reicher Gäste nach der preußischen Königsstadt gelockt hatte, bemerkte ich doch kaum eine schwache Spur von jenem Luxus, der in den Weltstädten, die ich kannte, das Auge blendet. Vielmehr scheint sich ein gewisses Streben nach Einfachheit zu offenbaren, und das ist sehr natürlich, da der preußische Adel in seinem Mittel nur wenige reiche Mitglieder zählt, im Allgemeinen aber kaum wohlhabend genannt werden kann. —

Meine erste Sorge war, mir ein Pferd für die ganze Dauer des Manövers zu verschaffen, und mit Hilfe des Lohnbedienten in dem Hotel, in welchem ich abgestiegen war, und das in der prachtvollen Straße liegt, die man „unter den Linden“ nennt, gelang mir dies in der That, jedoch zu einem so enormen Preise, daß man danach hätte urtheilen sollen, es gäbe in Berlin nichts als reiche Leute und das Straßenpflaster bestehe aus harten Thalern.

Indeß was kommt auf das Geld an, wenn man sich dafür einen Genuß verschaffen kann? Ist doch dies der einzige Zweck, der nach seiner Erlangung streben läßt,

gleichviel, worin man den Genuß ſucht, für den man das Erworbene wieder hingiebt.

Das preußiſche Militair gefiel mir ausgezeichnet. Es ſah eben ſo ſchön als kriegeriſch aus, und die Präciſion ſeiner Evolutionen gab in meinen Augen ſelbſt der der ruſſiſchen Truppen nichts nach.

Es war mir eine ungemeine Luſt, mich beſonders der Cavallerie anzuſchließen, ihre Attaquen mitzumachen, mich gewiſſermaßen in ihre Reihen zu miſchen, und mit Wohlgefallen bemerkte ich, daß die Offiziere, meiſtens ſchöne junge Männer, manchen Blick auf die kühne Reiterin richteten.

Doch beinahe wäre mir meine Kühnheit ſchlecht bekommen, denn bei einer unerwarteten Schwenkung eines Reiterhaufens war ich nahe daran, überritten zu werden. Zum Glück hatte ich mein Pferd ſo in der Gewalt und wurde durch deſſen Schnelligkeit ſo gut unterſtützt, daß ich der Gefahr noch glücklich entging.

Ich beſchloß jedoch, künftig vorſichtiger zu ſein, und am nächſten Tage miſchte ich mich unter einige Reiter in Civilkleidung, von denen ich die Tage zuvor bemerkt hatte, daß man ihnen überall mit der größten Artigkeit begegnete, und ſie ſogar durch die geöffneten Reihen der manövrirenden Soldaten paſſiren ließ.

Ich vermuthete daher, daß es die Mitglieder des diplomatiſchen Corps und andere vornehme Fremde wären,

und bald sollte ich mich überzeugen, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

Ich war in den dichtesten Knäul der Reiter gerathen, und die von allen Seiten forschend auf mich gerichteten Blicke fragten, wer die Dame sei, die Keiner kannte, und die doch in diesen Kreis zu gehören schien.

Mir zunächst ritt ein Herr, der mich mit ganz besonderer Aufmerksamkeit betrachtete. Auch meine Blicke hafteten unwillkürlich länger auf seinen Zügen. Sie waren mir nicht unbekannt, und doch konnte ich mich nicht darauf besinnen, wo oder unter welchen Umständen ich sie schon früher erblickt hatte.

Plötzlich blitzte die Erinnerung an eine längstverflossene Zeit in mir auf, und in freudiger Ueberraschung wollte ich eben ausrufen: „Robert!“ als er mir zuvorkam, und mit dem Tone zweifelnder Verwunderung fragte:

„Lola, sind Sie es wirklich?“

Es war Robert F—, mein alter Freund, meine erste Jugendneigung, mit dem ich auf der Gartenmauer in der Pension meine Zusammenkünfte gehalten hatte.

„Ja, ich bin es, lieber Robert!“ sagte ich, ihm die Hand reichend, die er herzlich drückte und schüttelte.

„Wie freut es mich, Sie wieder zu sehen, meine theure Jugendfreundin,“ sagte er dann. „Doch hier ist nicht der passende Ort dazu, unsere alte Bekanntschaft zu erneuern, uns vergangener Zeiten zu erinnern. — Wollen

Sie mir ſagen, wo ich Sie finden kann, und mir erlauben, Sie zu beſuchen?“

„Gern, mein Freund!“ erwiderte ich ihm, gab ihm meine Adreſſe, und grüßend ſprengte er davon.

Die ſo plötzlich in mir erweckte Erinnerung an die heiter-unbefangene Zeit meiner erſten Jugend hatte mich in eine ſinnend-ernſte Stimmung verſetzt. Das Manöver hatte plötzlich allen Reiz für mich verloren. Ich wendete den Kopf meines Pferdes und ritt langſamer, als ich es ſonſt zu thun pflegte, der Stadt zu.

In meinem Gaſthauſe war es mir zu einſam. Auf der Promenade, unmittelbar vor meinen Fenſtern, wogte eine geputzte Maſſe von Spaziergängern und Spaziergängerinnen hin und her.

Ich ging hinab, mich unter ſie zu miſchen, in dem Menſchengewühl mich vor meinen Gedanken zu flüchten.

Das Wetter war wunderſchön, das heißt, ſo ſchön, als man ſich unter dieſem rauhen Himmelsſtriche nur wünſchen kann, und durch den klaren Himmel, die milde Luft, die vielen fröhlichen Geſichter, die mir begegneten, in eine heitere Stimmung verſetzt, blies ich die blauen Dampfwolken meines Cigarretto von mir, indem ich im Stillen meine ſpöttiſchen Bemerkungen über einige komiſche Figuren oder Pärchen unter den Spaziergängern machte.

Da wurde ich in meinen Gedanken, meinen Betrachtungen geſtört, indem ein Soldat mit gewaltigem Schnur-

bart und finsterer Miene an mich herantrat, und einige Worte brummte, von denen ich nichts verstand.

Das Benehmen dieses Menschen kam mir außerordentlich frech vor; ich schob ihn daher zur Seite, und wollte meinen Weg fortsetzen, als er die Stimme laut erhob, um wieder etwas mir Unverständliches zu sprechen, und zugleich seine plumpe Hand auf meinen Arm legte.

Die Unverschämtheit ging meiner Ansicht nach denn doch zu weit, ein unbeschütztes Frauenzimmer auf öffentlicher Straße thätlich zu beleidigen, und gewohnt, mir selbst zu helfen, zog ich rasch meine Hand zurück und versetzte dem Zudringlichen mit der Reitpeitsche, die ich als Spielwerk in der Hand zu tragen pflegte, und die noch ein Geschenk von Liszt war, einige derbe Hiebe über das Gesicht, um ihm die Lust zu weiteren Angriffen auf meine Person zu verleiden.

Ich hatte mich indeß geirrt. Er streckte wiederholt die Hand nach mir aus, mich zu fassen, und begleitete diese Bewegungen mit wuthfunkelnden Blicken und lauten Worten, wahrscheinlich Flüchen. Da er es jedoch verschmähte oder nicht wagte, von dem Mordwerkzeuge Gebrauch zu machen, das Unheil verkündend an seiner Seite rasselte, scheuchte ich ihn jederzeit durch meine wohlgezielten Peitschenhiebe zurück, die ich hageldicht auf seine Hände, sein Gesicht, oder wo sie sonst hintrafen, niederfallen ließ.

Das ungewohnte Schauspiel, eine zarte und noch dazu elegant gekleidete Frau mit einem bärtigen Kriegs-

manne in einem hitzigen Kampfe zu erblicken, verſammelte im Nu um uns einen dichtgeſchloſſenen Kreis neugieriger Zuſchauer, der beinahe jeden meiner Hiebe mit lautem Gelächter und ermuthigendem Bravoruf begleitete.

Bald jedoch ſollte ſich die Lage der Dinge zu meinem Nachtheile ändern, denn einige andere Soldaten, welche mit meinem Widerſacher gleiche Uniform trugen, durchbrachen mit gewaltigen Rippenſtößen die Menge, und ſtürmten auf mich ein, als gälte es eine feindliche Batterie. Ohne die Hilfe des Volkes, welches mich in Schutz nahm, würde ich, nach dem, was ich ſpäter über dieſen Vorfall erfuhr, einer Arretirung ſchwerlich entgangen ſein. Ich wurde von den Bewaffneten getrennt, in die Mitte einer dichtgeſchloſſenen Menge genommen, und erreichte unter dieſer sauve garde wohlbehalten mein nahegelegenes Hotel.

Noch an demſelben Nachmittage erhielt ich eine Vorladung, vor der Polizei zu erſcheinen.

Mir war die Sache unbegreiflich!

Man hatte mich inſultirt, und nun ſollte ich vor der Polizei erſcheinen, als hätte ich mich eines Vergehens ſchuldig gemacht.

Ich ſollte eine ganz unerwartete Löſung des Räthſels erhalten.

Als ich am nächſten Morgen der Citation folgte, redete mich der Beamte, zu dem ich geführt wurde, zu meinem höchſten Staunen mit den barſchen Worten an:

„Sie haben ſich geſtern nicht nur einer Widerſetzlich-

keit gegen die Gensd'armen ſchuldig gemacht, ſondern ſogar der thätlichen Mißhandlung eines Wächters der öffentlichen Sicherheit, und wären Sie nicht eine Fremde —"

„Mein Herr," fiel ich ihm entrüſtet in das Wort, „ich habe mich keineswegs eines Vergehens ſchuldig gemacht, ſondern nur ein gutes Recht der Selbſtvertheidigung ausgeübt, als der Menſch, den Sie einen Wächter der öffentlichen Sicherheit nennen, ſich erlaubte, mich ohne alle Veranlaſſung von meiner Seite zu inſultiren."

„Sie haben auf der Straße geraucht," antwortete der Polizeibeamte mir barſch, „und ſich alſo wohl eines Vergehens ſchuldig gemacht."

Ich ſah den Mann ganz verwundert an. Anfangs machte ich ein ernſtes Geſicht, dann kam mir indeß die Sache ſehr lächerlich vor, und ich entgegnete in ſcherzendem Tone:

„Indem ich meine Damencigarre rauchte; konnte ich mir unmöglich denken, daß das, was in meinem Vaterlande allgemeine Sitte iſt und in andern Ländern keine Rüge erfährt, hier als ein Vergehen wider die Ruhe und Sicherheit des Staates betrachtet würde."

„Hier iſt nicht der Ort zu ſcherzen," ſagte der Beamte verweiſend; „genug, Sie haben gegen die Polizei-Vorſchriften gefehlt, und als der Gensd'arm Sie ermahnte, Ihre Cigarre wegzuwerfen, dies nicht nur nicht gethan, ſondern ihm ſogar noch eine ganze Rauchwolke in die Naſe geblaſen, als wollten Sie ihn abſichtlich verhöhnen."

Nur mühſam konnte ich ein Gelächter unterdrücken, denn es kam mir gar zu komiſch vor, daß der Wächter, der die öffentliche Sicherheit gegen den Rauch einer Damencigarre zu ſchützen den erhabenen Beruf hatte, das für Hohn gehalten, was bei mir nur Folge meines Erſtaunens über die unverſtändliche Anrede geweſen war.

Ich bewahrte indeß meine Ernſthaftigkeit, denn ich hatte von der Willkürlichkeit der Polizei ſchon ſo viele Erfahrungen gemacht, daß ich ſie nicht auf meine Koſten noch weiter ausdehnen wollte. Ich konnte mich nicht enthalten, zu antworten:

„Mein Herr, mir iſt kein Geſetz bekannt, nach welchem ich verpflichtet wäre, wenn ich als Reiſende in Preußen mein Geld verzehren will, nicht nur deutſch zu ſprechen, ſondern auch noch berliniſch. Ich kann daher auch darin kein Vergehen erblicken, daß ich einem Verbote nicht folgte, welches in einem mir unverſtändlichen Jargon an mich erging.“

Meine Antworten brachten den Polizeigewaltigen in Hitze, denn mit aufſteigender Röthe und lauter Stimme ſagte er:

„Es kommt gar nicht darauf an, ob Sie darin ein Vergehen ſehen, oder nicht; ſondern es genügt, daß es in den Augen der Polizei eines iſt. — Ich bin daher beauftragt, Ihnen den Befehl mitzutheilen, Berlin binnen 24 Stunden zu verlaſſen, und bemerke Ihnen dabei, daß Sie es noch als eine ganz beſondere Milde des Polizeipräſiden-

ten zu betrachten haben, wenn Sie nicht zu einem wohlverdienten Arreſt verurtheilt werden!“

„Ich werde reiſen,“ erwiderte ich erbittert, „obgleich ich es eben ſo empörend als lächerlich finde, wegen einer elenden Cigarre ſolche Gewaltmaßregeln auszuüben.“

„Mademoiſelle!“ rief er zornig und ſprang von ſeinem Sitze auf.

„Monſieur!“ erwiderte ich ihm gelaſſen und ſah ihm feſt und mit funkelnden Blicken in das Geſicht.

Er ſetzte ſich.

Ich verließ das Zimmer.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Lord Robert R—. — Jugenderinnerungen. — Lord R— räth mir, nach Wien zu gehen, und ich folge diesem Rathe. — Die Kaiserstadt. — Kleine Zirkel bei dem Fürsten Metternich. — Lord Broughams Urtheil über Lord Normanby. — Erwähnung meiner Scheidung von dem Capitain James.

In aufgeregter und sehr verdrießlicher Stimmung kehrte ich in mein Hotel zurück.

Mißmuthig warf ich mich auf das Sopha, um zu überlegen, wohin ich nun zunächst meinen Wanderstab setzen sollte, da die günstige Zeit, nach Paris zu gehen, noch immer nicht gekommen war.

Noch hatte ich keinen Entschluß gefaßt, als an meine Thür gepocht wurde.

Mit mürrischem Tone rief ich: Herein, doch schnell war meine üble Laune verschwunden, als ich meinen Freund von der Gartenmauer, Robert F—, eintreten sah.

Ich begrüßte ihn mit der aufrichtigen Freude, die

man ſtets empfindet, wenn man einen nähern Bekannten aus längſtverſchwundenen glücklichen Zeiten wiederfindet.

Bald waren wir in ein freundſchaftliches Geplauder verſunken, das mich in die ſchönen Tage kindlicher Unbefangenheit und Heiterkeit zurückverſetzte, und mich die ganze Gegenwart mit ihren Verdrießlichkeiten und Polizeianmaßungen vergeſſen ließ.

Wir fragten uns gegenſeitig nach unſeren bisherigen Schickſalen, und nachdem ich ihm einen flüchtigen Abriß meines Lebens gegeben hatte, wobei natürlich auch meine Fatalität mit der Berliner Polizei zur Sprache kam, theilte er mir mit, daß er nicht mehr ſchlechtweg Robert F— heiße, ſondern Lord Robert R—, und einen hohen diplomatiſchen Poſten bekleide.

Nachdem er mir ſo viel über ſich geſagt hatte, fügte er hinzu:

„Waren Sie ſchon in Wien, liebe Lola?“

„Noch nie,“ entgegnete ich. „Doch wie kommen Sie auf dieſe Frage?“

„Weil ich Ihnen dann rathen möchte, dieſe Stadt kennen zu lernen. Ich ſelbſt werde unmittelbar nach der Beendigung des hieſigen Manövers Wien für einige Zeit beſuchen. Es würde mich freuen, Sie dort zu finden, mit Ihnen noch mehr von der ſchönen Zeit unſerer Zuſammenkünfte auf der Gartenmauer zu plaudern, und Ihnen das dortige Leben angenehm machen zu helfen. — Ueberdies kann ich Ihnen einige Empfehlungsbriefe mitge-

ben, die Ihnen ohne Zweifel zu einem Gaſtſpiele am Kärnthnerthortheater verhelfen werden, wenn Ihnen ein ſolches wünſchenswerth erſcheinen ſollte, nachdem Sie ſich mit den dortigen Verhältniſſen bekannt gemacht haben."

„Topp!" rief ich freudig aus. „Nur müſſen Sie die Güte haben, mir Ihre Briefe noch heute zukommen zu laſſen, denn ich möchte der Polizei nicht gern Veranlaſſung zur Wiederholung ihres freundſchaftlichen Rathes der Abreiſe geben, und deshalb dieſe Sandwüſte morgen mit Anbruch des Tages fliehen."

„Ich werde die Briefe gleich hier ſchreiben," entgegnete Lord R—, und ſetzte ſich an den Secretair.

Ich gab während deſſen den Auftrag, meinen Paß nach Wien viſiren zu laſſen, hieß meinem Mädchen, Alles zu der morgenden Abreiſe in Stand zu ſetzen, und legte mich hierauf in das Fenſter, zum letzten Male das lebendige Panorama zu betrachten, welches die belebte Promenade der Linden zu jeder Stunde des Tages bietet.

Deshalb rathe ich auch den Fremden, die Berlin beſuchen, nirgend anders abzuſteigen, als in einem der verſchiedenen Hotels unter den Linden.

Als Lord R— die Briefe beendigt und mir übergeben hatte, nahmen wir unter dem Verſprechen baldigen Wiederſehens in Wien Abſchied von einander, und ich verbrachte den Reſt des Tages bis zur Theaterzeit mit Vorbereitungen zu meiner Reiſe.

Am Abende ſah ich mir noch eine ſehr gelungene

Vorſtellung eines großen Ballets an, und ſchlief hierauf ganz vortrefflich, ohne von der Polizei und ihren Schreckgeſtalten zu träumen.

Am nächſten Morgen brach ich, von heiterem Wetter begünſtigt, nach Wien auf.

Ich reiſ'te über Dresden und Prag, ohne mich an einem dieſer Orte aufzuhalten, und erreichte nach einer glücklichen Fahrt ohne alle Unfälle und Abenteuer, aber auch ohne Reiz und Abwechſelung, ausgenommen die ſchönen Gegenden, durch die ich kam, die Kaiſerſtadt.

Die Stadt ſelbſt machte keinen ſehr günſtigen Eindruck auf mich. Ich hatte ſie mir viel großartiger, majeſtätiſcher gedacht, und war daher in hohem Grade überraſcht, nichts als eine gewaltige Häuſermaſſe zu finden, die beſonders in der innern Stadt eng und ohne geſchmackvolle Anordnung zuſammengedrängt iſt.

Die ſogenannte Burg, der Sitz des mächtigſten deutſchen Herrſchers und eines der vier größten Potentaten Europa's, die ich mir als ein Prachtgebäude gedacht hatte, iſt nichts als eine Zuſammenſetzung größerer und kleinerer Häuſer, und verdient auf keine Weiſe einen Vergleich mit dem ſtattlichen und geſchmackvollen Berliner Schloſſe, welches die würdige Reſidenz eines mächtigen Königs iſt.

Die ſchönen Gebäude, die Wien allenfalls beſitzt, und an denen es im Verhältniß zu ſeiner Ausdehnung, ſeiner Einwohnerzahl und dem Reichthume des Adels, der aus allen Theilen des weiten Reiches hier in einem gemeinſamen

Centralpunkte zuſammenſtrömt, keineswegs überreich iſt, ſtehen vereinzelt, oft in engen Gäßchen verſteckt, und machen daher nicht den geringſten Eindruck,, den ſie in beſſerer Lage hervorbringen würden.

Dagegen fand ich ein ſo reges, lebendiges Treiben, wie ich es bisher nur in London, in einzelnen Theilen von Petersburg zu gewiſſen Stunden des Tages und in Berlin unter den Linden Sonntags bei ſchönem Wetter geſehen hatte.

Mehr noch, als das äußere Leben, ſagte mir das geſellſchaftliche zu, wobei jedoch freilich wohl die Empfehlungsbriefe, die mir Lord R. mitgegeben hatte, mächtig mitwirkten. Sie öffneten viele Ziele, zu denen mir außerdem der Zutritt wahrſcheinlich verſchloſſen geblieben ſein würde, denn der Stand des Künſtlers iſt im Allgemeinen in Wien nicht ſehr geachtet, und ſobald der Vorhang fällt, der die Scheidewand zwiſchen ihm und dem Publikum bildet, ſieht er ſich von demſelben ausgeſchloſſen, beinahe geflohen.

Dieſe Klagen hörte ich wenigſtens von Kunſtgenoſſen, und ſogar von ſolchen, die in der Kunſtwelt eines ausgezeichneten Rufes genießen; denn durch mich ſelbſt machte ich dieſe unangenehme Erfahrung nicht. Vielmehr fand ich bald einen ſehr angenehmen Umgang. In dem Gaſthofe zum Erzherzog Karl, wo ich abgeſtiegen war, empfing ich ſchon nach kurzer Zeit die Beſuche mehrerer der vornehmſten und reichſten Cavaliere des Hofes, und durch

Vermittelung des Lord Brougham, den ich in London gekannt hatte, und der mich hier aufſuchte, wurde mir ſogar die Ehre zu Theil, dem Fürſten Metternich, dem allmächtigen Staatskanzler, dem eigentlichen Kaiſer von Oeſtreich, vorgeſtellt zu werden.

Dieſer ſeltene Mann erwies mir eine Auszeichnung, auf die ich noch heute ſtolz bin, und das gewiß mit Recht. Er gewährte mir den Zutritt in kleine, vertrautere Zirkel, die vielen hochgeſtellten Perſonen verſchloſſen blieben, und in denen er ſich des ſtrengen Geſchäftsmannes, des ernſten Diplomaten entkleidete, um ganz liebenswürdiger Geſellſchafter zu werden.

In dieſen kleinen Kreiſen, die nicht ohne Anfechtung geblieben ſind, und über welche die Bosheit und der Neid, beſonders in ſpäterer Zeit, ihre giftigen Spöttereien ergoſſen haben, trug Jeder nach ſeinen individuellen Kräften ſeinen Theil zu der allgemeinen Unterhaltung bei, und mehrmals mußte ich in denſelben auf die ausdrückliche Aufforderung des Fürſten Metternich einige von den feurigen Tänzen meines Vaterlandes produziren. Mit Freuden erinnere ich mich noch des Lobes, das er mir darüber zollte: daß ich in meinen Tanz einen Charakter der Nationalität zu legen verſtände, wie er ihn noch bei keiner Tänzerin gefunden, ſelbſt bei den berühmteſten nicht.

„Lola!“ ſagte er eines Abends, „Sie ſind eine wahre tanzende Circe, und wie die Gefährten des Ulyſſes ſich die Ohren verſtopften, ſo möchte man ſich bei Ihnen die

Augen zuhalten, um ſich gegen den verderblichen Zauber zu ſichern, den Sie auf die Sinne üben.“

„Ja,“ ſagte Lord Brougham, „Euer Durchlaucht haben vollkommen Recht, und die kleine Hexe iſt um ſo gefährlicher, da ſie gegen unſer armes Geſchlecht oft eben ſo grauſam ſein kann, als ſie verführeriſch iſt.

„Haben Sie, an ſich ſelbſt dieſe traurige Erfahrung gemacht, lieber Lord?“ fragte Fürſt Metternich lachend.

„Nein, Durchlaucht,“ ſagte der edle Lord, „denn ich habe mich nie in dieſe Gefahr begeben; doch war ich Augenzeuge von den Qualen, welche dieſe Circe, wie Sie unſere belle Espagnolle mit Recht nannten, einen edlen Landsmann von mir erdulden ließ, und die ihm um ſo grauſamer erſcheinen mußten, da der berühmte Diplomat an Niederlagen auf dieſem Gebiete nicht gewöhnt iſt.“

„Ein Diplomat?“ fragte der Fürſt. „Sie machen mich doppelt neugierig, den Unglücklichen kennen zu lernen. Iſt ſein Name ein Geheimniß?“

„Keineswegs,“ erwiderte Lord Brougham. „Es iſt Lord Normanby, Ihro Majeſtät, der Königin von England Geſandter an verſchiedenen Höfen Europa's. — Dieſer Lovelace der Diplomatie, der ſeinen körperlichen Vorzügen ungleich mehr Erfolge verdankt, als ſeinen geiſtigen, wollte in Paris unſerer kleinen Lola ſeine Protection zuwenden, ſie fand jedoch keinen Gefallen an dem graumeirten Anbeter, — wahrſcheinlich weil ein jüngerer bereits

in ihrem Herzchen ſtak — und der ſtürmende Liebesheld mußte zum Rückzuge blaſen.“

„Ich habe Lord Normanby nicht näher kennen lernen,“ ſagte Fürſt Metternich, „hatte daher auch keine Gelegenheit, Beobachtungen darüber anzuſtellen, ob es in der That begründet iſt, was auch ich von ihm erzählen hörte, daß er nämlich ſehr gern die Bahn der Galanterie einſchlägt, um das Ziel ſeiner Intriguen zu erreichen.“

„So iſt es allerdings,“ entgegnete Lord Brougham, „und ich glaube, daß er vielleicht noch keinen Auftrag, ſei es ſelbſt der wichtigſte, ausgeführt hat, ohne wenigſtens den Verſuch zu machen, weibliche Hilfstruppen in das Gefecht zu führen.“

„Wenn das iſt,“ erlaubte ich mir zu bemerken, „ſo halte ich es nicht für ſchwer, den edlen Lord zu düpiren; denn nach der Erfahrung, die ich mit ihm gemacht habe, glaube ich, daß er von ſehr entzündbarer Natur iſt. Eine Frau, die nur etwas Verſtand beſitzt, wird ihm daher, wenn ſie ſeiner verliebten Thorheit ſchmeichelt, ſehr leicht ſeine Geheimniſſe entlocken können, während er bemüht iſt, ſie zu ſeinem Werkzeuge zu machen, und ſie alſo wenigſtens einen Blick in ſeine Pläne werfen laſſen muß.“

„Bravo!“ ſagte der Lenker des öſtreichiſchen Staates. „Nach dieſer Bemerkung hätte ich nicht übel Luſt, Sennora Lora ſelbſt, wenn die Gelegenheit ſich böte, zu irgend einer diplomatiſchen Sendung zu verwenden.“

„Machen Ew. Durchlaucht einen Verſuch,“ entgegnete

ich lachend, „und ich gebe Ihnen die Verſicherung, daß Sie mit mir zufrieden ſein ſollen.“

„Ich möchte denn doch nicht dazu rathen,“ meinte Lord Brougham, „denn der ſchöne Hitzkopf geht zu leicht mit dem Verſtande davon!“

„Mylord,“ entgegnete ich ſchmollend, „wenn Sie mich nicht von meinem Manne befreit hätten, würde ich Ihnen dieſe Bemerkung nicht ſo ruhig hingehen laſſen. Da Sie es jedoch waren, der durch ſeinen großmüthigen Beiſtand die Feſſeln meiner Ehe zerbrach, betrachte ich Sie als meinen größten Wohlthäter, und fühle mich Ihnen daher zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet.“

„Unſere belle Espagnolle war alſo verheirathet?“ fragte Fürſt Metternich. „Wer iſt denn der Glückſelige, der die Freiheitsheldin durch ſeine Liebenswürdigkeit zu unterjochen verſtand?“

„Nicht durch ſeine Liebenswürdigkeit, Durchlaucht,“ entgegnete ich, „ſondern durch unwürdigen Betrug und meine damalige Unerfahrenheit. — Er hieß James und war Kapitain im 21. oſtindiſchen Infanterieregiment. Lord Brougham, dem ſtets bereiten Vertheidiger hilfloſer Frauen, verdanke ich meine Scheidung von dieſem Tyrannen, der ſich übrigens nicht rühmen kann, mein Herz jemals beſeſſen zu haben.“

Das Geſpräch nahm hierauf eine andere Wendung, und berührte allgemeine Gegenſtände. Wahrlich hatten die beiden hochgeſtellten Männer auch den perſönlichen

Angelegenheiten der unbedeutenden Tänzerin ſchon allzulange ihre Aufmerkſamkeit geſchenkt.

Ich führte dieſes Bruchſtück einer Abendunterhaltung in dem Hauſe des Fürſten Metternich an, um zu beweiſen, welch ein leichter, ſcherzender und ungezwungener Ton in jenen kleinen, vertrauten Zirkeln herrſchte, zu denen mir in Folge einer ungemeinen Gunſt des Schickſals der Zutritt gegönnt war.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wiens Sehenswürdigkeiten. — Abreise nach Baden. — Baden und Ankunft daselbst. — Ich besuche den Spielsaal. — Englische Galanterie. — Va banque.

Das Manöver in Berlin war beendigt, und ich sah täglich der Ankunft des Lord R — entgegen. Statt seiner kam indeß ein Brief, durch welchen er mich benachrichtigte, daß seine Bestimmung sich geändert hätte und daß er nicht nach Wien kommen würde. Zugleich schrieb er mir, daß er binnen einiger Zeit nach Baden-Baden zu kommen gedächte, und daß es ihn freuen würde, mich dort zu treffen, um einige Tage in meiner Gesellschaft zu verleben.

Gern folgte ich der Aufforderung, die in diesen Worten lag, und reis'te nach Baden-Baden, nachdem ich die letzten Tage meines Aufenthaltes in Wien dazu verwendet hatte, Baden mit seinem romantischen Helenenthale, die reizende Brühl, den Kahlenberg, den Wetterpropheten der Wiener und verschiedene andere Punkte der lachenden und

ſchönen Umgebung Wiens zu beſuchen, ſo wie die zahlreichen Sehenswürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen, an denen Wien ſo reich iſt: Die herrliche Gemäldegallerie im Belvedere, die an hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten ſo reiche Ambraſer Sammlung, die ungemein umfaſſende und vortrefflich geordnete Naturalienſammlung am Joſephsplatz, das kaiſerliche wie das bürgerliche Zeughaus, beide gefüllt mit intereſſanten Erinnerungszeichen an berühmte Kriegshelden und vergangene Heldengeſchlechter, die Schatzkammer in der Burg, und was ſonſt noch die Aufmerkſamkeit des Fremden zu feſſeln vermag.

Das Theater bot für mich in dieſer Zeit keine Gelegenheit zu meinem Gaſtſpiele, und ſo verließ ich denn das glänzende Wien ohne Bedauern, obgleich es mir der geſellſchaftlichen Reize viele bot. Dieſe durfte ich ja aber in Baden-Baden wiederzufinden hoffen, deſſen Leben mir mehrfach als außerordentlich reich an Abwechſelungen und Zerſtreuungen geſchildert worden war. Ueberdies hatte es für mich einen ungemeinen Reiz, meinen erſten Liebhaber, deſſen Bekanntſchaft ich auf der romantiſchen Gartenmauer gepflegt, und den ich in Berlin nur ſo flüchtig wiedergeſehen hatte, längere Zeit zu genießen, und dies allein würde ſchon hingereicht haben, mich zu beſtimmen.

Nach einer recht angenehmen und nicht zu anſtrengenden Reiſe langte ich in Baden-Baden an.

Das Bad verdient, als Vergnügungsort betrachtet, den vortheilhaften Ruf, in welchem es ſteht, vollkommen.

Um die Heilkräfte ſeines Waſſers bekümmerte ich mich nicht. Ich hatte dazu keine Veranlaſſung, denn ich erfreute mich, Gott ſei Dank, der blühendſten Geſundheit.

Baden-Baden trägt einen eigenthümlichen Charakter, den ich einen kosmopolitiſchen nennen möchte, denn vielleicht an keinem andern Badeorte der ganzen Welt findet man ein ſo buntes Gemiſch aller Nationen vereint, wie hier. Nicht nur ſämmtliche Länder Europa's ſcheinen ihre Repräſentanten nach Baden-Baden zu ſchicken, ſondern auch fremde Welttheile; die Elite der Geſellſchaft bilden jedoch die reichen Ruſſen und Engländer, die man alljährlich hier trifft.

Dieſe ſind es, welche dem Orte während der Dauer der Saiſon den Glanz einer großen Reſidenz verleihen, und ſo gewaltige Summen aufgehen laſſen, daß der Wohlſtand ſich bei allen Bewohnern offenbart.

Meiſtens iſt es das Spiel, deſſen Reiz ſie anlockt, indem es in den Verwöhnten, die daheim längſt in allen Genüſſen des Lebens überſättigt ſind, eine Aufregung hervorbringt, die auf ihre erſchlaffte Organiſation mit belebender Kraft einwirkt, und die ſie zu Hauſe nicht finden können, da die Regierungen es ihren bevormundeten Unterthanen nicht erlauben wollen, ſich dem Vergnügen oder meinetwegen auch dem Laſter des Spieles hinzugeben, und ſich auf dieſem Wege vielleicht zu ruiniren, während ſie ihnen doch auf ſo vielen andern kein Hinderniß entgegenſtellen. —

Ich bin nie von der Leidenschaft des Spieles beherrscht worden, doch übt auch auf mich dies Vergnügen einen großen Reiz aus, besonders wenn es so hoch geht, daß jede abgezogene Karte, jeder Wurf über Reich oder Arm, über Genüsse oder Entbehrungen des nächsten Tages, über Ueberfluß oder Mangel entscheiden kann.

Lord R— war noch nicht angekommen, als ich Baden-Baden erreichte; Bekannte, die meine Zeit in Anspruch nahmen, fand ich nicht, und so suchte ich denn in den nächsten Tagen nach meiner Ankunft Zerstreuung an der grünen Tafel.

Ich spielte mit abwechselndem Glück, und dabei nicht hoch genug, um mich zu ruiniren. Am dritten oder vierten Tage jedoch wendete Fortuna mir mit so auffallender Hartnäckigkeit den Rücken, daß eines meiner Goldstücke nach dem andern von den habgierigen Händen des Croupiers eingezogen wurde, bis auch das letzte dem Wege der übrigen gefolgt war.

Ich erblickte mich für den Augenblick ganz ohne Geld, allein das trübte meine gute Laune nicht, denn schon oft in meinem Leben hatte ich mich in ähnlicher Lage befunden, und als vielgereis'te Seefahrerin tröstete mich der Gedanke, daß auf jede Ebbe unfehlbar wieder die Fluth folgen muß.

Ich verließ daher meinen Platz mit so heiterer Miene, als ständen noch alle Schätze Californiens mir zu Gebote,

und was ich ſo eben verloren, ſei nicht der Rede werth geweſen.

Die Richtigkeit meiner Theorie von Ebbe und Fluth ſollte ſich ſehr bald bewähren.

Ein junger Engländer, der mir außer einigen ſprühenden Blicken, die er auf mich richtete, ſeine Aufmerkſamkeit dadurch zu beweiſen ſuchte, daß er alle meine Blätter nachſetzte, verließ ebenfalls den Spieltiſch, als er mich gehen ſah.

Als ich aus dem Saale trat, holte er mich ein, und indem er mich mit der feinſten Artigkeit begrüßte, ſagte er:

„Miß, ich würde die elenden Paar Goldſtücke, die ich verlor, ſegnen, wenn das Sprichwort wahr wäre: Unglück im Spiel, Glück in der Liebe. — Doch wollen Sie ſchon aufhören, zu ſpielen?“

„Ich hatte eigentlich gar nicht die Abſicht zu ſpielen,“ entgegnete ich, „und mein anhaltendes Unglück hat daher meine Kaſſe, die ich bei mir hatte, gänzlich erſchöpft. Auf Credit läßt der Banquier nicht ſpielen,“ fügte ich lachend hinzu, „ich ſehe mich alſo wohl gezwungen, dem Vergnügen zu entſagen, das in Folge eines eigenthümlichen Widerſpruches an Reiz zu gewinnen ſcheint, je mehr wir verlieren, je mehr es uns alſo abſchrecken ſollte.“

„Iſt das Ihr einziger Grund,“ ſagte der junge Engländer galant, „ſo gewähren Sie mir die Bitte, zu dem Vergnügen zurückzukehren, und geſtatten Sie mir, das Spiel auf Ihre Rechnung fortzuſetzen.“

Ich willigte nach kurzem Sträuben ein, und wir kehrten an die Tafel Fortuna's zurück.

Mein unbekannter Compagnon begann nun ein so hohes Spiel, daß in dem ganzen Saale eine Todtenſtille entſtand, Aller Blicke ſich auf ihn wendeten, und ſämmtliche Zuſchauer dem Umſchlagen jedes Blattes mit geſpannter Erwartung entgegenzuſehen ſchienen.

Fortuna, ſonſt ſo wechſelvoll in ihren Launen, beharrte in ihrer Mißgunſt. Mit freudeſtrahlenden Blicken zog der Croupier ganze Haufen von Gold ein, und viele der Umſtehenden verfolgten mit wahrer Gier in ihren Mienen die Summen, die der Engländer mit einer Gleichgiltigkeit verlor, als wären es Rechenpfennige.

Auf das Geld folgten Banknoten von noch höherem Belange, endlich aber waren ſeine Mittel erſchöpft, ſo ſchien es mir wenigſtens, und ich glaubte, er würde abermals, diesmal jedoch gezwungen, von dem Tiſche zurücktreten. —

Da beugte er ſich lächelnd zu mir, bot mir ſein Pointirbuch, und ſagte:

„Miß, bei meinem Glücke ſcheinen wir ſchlechte Geſchäfte zu machen; laſſen Sie uns daher das Ihrige verſuchen. — Haben Sie die Güte, eine Karte zu ziehen.“

Ich ſah ihn verwundert an, denn ich wußte nicht, wozu meine Karte dienen ſollte, da er kein Geld mehr beſaß. Gleichwohl erfüllte ich ſein Begehren, zog die Karte, und überreichte ſie ihm.

Er beſah ſie mit einem flüchtigen Blicke, zog ein Papier aus ſeiner Taſche und gab es dem Banquier zu leſen.

Dieſer nickte mit dem Kopfe. Der Engländer ſchob die Karte vor, und ſagte mit dem ruhigſten Tone von der Welt:

„Va banque!“

Der Croupier ſah ſeinen Prinzipal fragend an, dieſer nickte wieder, und Jener zog ab. Es ſchien mir, als bemerkte ich ein leiſes Beben ſeiner Finger. Er ſollte indeß nicht lange in der peinlichen Spannung bleiben, denn ſchon im dritten Abzuge gewann die von mir gezogene Karte. Der Croupier legte die noch in ſeiner Hand befindlichen Karten auf den Tiſch, ſtand auf von ſeinem Sitze, verbeugte ſich gegen die Geſellſchaft und ſagte mit etwas zitternder Stimme:

„Meine Herrſchaften, le jeu est fini!“

„Miß, ich erinnere Sie an unſer Uebereinkommen, daß ich auf Ihre Rechnung ſpielte,“ ſagte der Engländer, indem er ſich zu mir wendete. „Haben Sie die Güte, das Geld einzuſtecken, denn es gehört Ihnen.“

Ich wollte dies mehr als großmüthige Anerbieten zurückweiſen, doch er beharrte auf ſeinem Willen, auf ſeiner Behauptung, nur für meine Rechnung geſpielt zu haben, mit ſolchem Ernſte, daß ich zuletzt nachgeben und das Geld zu mir ſtecken mußte.

Dann nahm ich ſeinen mir gebotenen Arm, und wir

verließen den Saal, gefolgt von manchem neidiſchen und habgierigen Blicke.

Gewiß waren der Spielſaal in Baden-Baden und deſſen Beſucher noch nie Zeugen von einer ſo königlichen Großmuth und Freigebigkeit geweſen.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Lord A —. — Sein Marſtall. — Ein Steeple-chase. — Fade Courmacherei. — Mein Duell. — Schon wieder die Polizei. — Heidelberg. — Abreiſe nach Neapel.

Lord A —, dies war der Name des noblen Spielers, wich von nun an nicht mehr von meiner Seite, und gern gönnte ich ihm meine Geſellſchaft, um die er mich mit der größten Zartheit gebeten hatte.

Beſondern Genuß gewährten mir die herrlichen Pferde, die er zu meiner Dispoſition ſtellte. Noch nie hatte ich edlere Thiere geritten, und ich darf ſagen, daß die Gewandtheit und Kraft, die ich, ſtolz auf meinen Muth, bei unſeren täglichen Spazierritten, ſowie bei einigen Hetzjagden, die veranſtaltet wurden, entwickelte, mir allgemeine Bewunderung gewannen.

Selbſt ein Steeple-chase, mir zu Ehren von Lord A — arrangirt, machte ich zum Staunen der ganzen Män-

nerwelt mit, und es fehlte nicht viel, ſo wäre ich die Erſte an dem Ziele geweſen.

Es ſollte indeß für mich von böſen Folgen ſein, und wie es ſchon ſo oft der Fall geweſen war, auch hier meinem genußreichen Leben durch den tückiſchen Einfluß einer boshaften Fee ein plötzliches Ende gemacht werden.

Unter den Reitern des Steeple-chase befand ſich auch ein Offizier, ein unbedeutender Menſch, der es ſich ſeit einigen Tagen einfallen ließ, mir auf eine eben ſo plumpe als läſtige Weiſe den Hof zu machen.

Als wir nun von dem Rennen nach Hauſe ritten, drängte er ſich mit martialiſcher Unverſchämtheit an meine Seite, langweilte mich mit faden Schmeicheleien über mein kühnes Reiten, meinen ſeltenen Muth, und wurde zuletzt ſo keck, daß ich ihm in meinem Aerger mit der Reitpeitſche einen derben Hieb über die Hand verſetzte.

„Wären Sie ein Mann," rief er wüthend, „Sie ſollten mir blutige Genugthuung für dieſen Schimpf gewähren."

„Die ſteht Ihnen zu Dienſt, wenn ich auch kein Mann bin," entgegnete ich kalt.

„Ich kann mich mit einem Weibe nicht ſchlagen!" ſagte er, mit geringſchätzigwegwerfender Miene.

„Vortrefflicher Nothbehelf der Feigheit," rief ich, jetzt zornig werdend. „Wahrſcheinlich iſt es Ihnen zu Ohren gekommen, daß ich eine geſchickte Piſtolenſchützin bin."

Er erblaßte.

„Wenn das iſt," ſagte er, „ſo nehme ich Ihr Anerbieten der Genugthuung an."

„Gut!" erwiderte ich. „Morgen früh denn. Das Uebrige werde ich Lord A — mit Ihrem Sekundanten zu beſprechen bitten."

Am nächſten Morgen trafen wir in einem dichten Gehölze, nicht weit von Baden-Baden, zuſammen.

Es war die Diſtance von funfzehn Schritten feſtgeſetzt, und dem Lieutenant, als dem Beleidigten, der erſte Schuß zugeſprochen worden.

Er feuerte in die Luft.

„Wir ſind hier nicht zu einem Poſſenſpiele!" rief ich aufgebracht. „Schießen Sie noch ein Mal, oder ich muß Sie für eine Memme halten und glauben, daß Sie mich ſchonen, um dadurch meine Großmuth zu erwecken und ſich gegen meine Kugel zu ſichern."

Die Sekundanten gaben ſich Mühe, die Sache beizulegen, beſonders Lord A —, der für mein Leben beſorgt war, allein ich beharrte auf meinem Willen.

„Wenn Sie es denn durchaus verlangen," ſagte der Offizier, „ſo ſei es."

Er empfing ein friſchgeladenes Piſtol und zielte diesmal ſogar länger, als nach dem Duellgebrauche eigentlich erlaubt iſt.

Endlich ſchoß er, und ſeine Kugel pfiff dicht an meinem Ohr vorüber.

„Diesmal ſcheinen Sie es wirklich ernſt gemeint zu

haben," rief ich ihm zu, „und so will ich denn der Sache ohne allzugroßes Unheil ein Ende machen. — Ihre Schulter!"

Im nächsten Augenblicke stürzte er zu Boden. Meine Kugel hatte ihn gerade an dem bezeichneten Orte getroffen, und ich durfte überzeugt sein, daß er mich so bald nicht vergessen, gewiß aber mit seinen Zudringlichkeiten nie wieder belästigen würde.

Die Sache machte unter den Badegästen sowie unter den Bewohnern des Ortes ungeheures Aufsehen. Man schien es als eine Art von Wunder zu betrachten, daß auch ein Weib Muth haben könne, und pries mich als moderne Amazone.

Indeß mag es wohl auch an tadelnden Stimmen nicht gefehlt haben, die es unweiblich fanden, Waffen zu führen, zumal um einen so mörderischen Gebrauch von denselben zu machen.

Besonders an einem Orte jedoch hatte mein bewiesener Heldenmuth sich durchaus keines Beifalles zu erfreuen. —

Dieser Ort war die hochlöbliche Polizei, mit der ich, wie in Warschau und Berlin, so auch hier wieder in Conflict gerathen sollte.

Am Tage nach dem Duell empfing ich den Besuch eines Badener Polizeicommissairs, der mir mit großer Höflichkeit erklärte, der allerhöchste Landesvater könne es nicht zugeben, daß seine Offiziere von fremden Damen todt oder

zu Krüppeln geſchoſſen würden, und um ſie der Gefahr zu entziehen, die ihnen drohen könnte, wenn ich Neigung zur öftern Documentirung meines Heldenmuthes verſpüren ſollte, fände hohe Polizei ſich zu der Weiſung veranlaßt, daß ich gehalten ſei, Baden-Baden binnen 24 Stunden und das Land binnen 3 Tagen zu verlaſſen.

Die Worte des Herrn Commiſſairs lauteten zwar nicht ſo, allein ich legte ihnen dieſen höflicheren Sinn unter, um mich leichter mit meinem Schickſal ausſöhnen zu können. —

Was mich bei der Sache am meiſten verdroß, das war meine Trennung von Lord A—, denn ich hatte ihn von zu liebenswürdigen Seiten kennen gelernt, um nicht zu wünſchen, noch länger in ſeiner Geſellſchaft zu bleiben. Ich hoffte jedoch ihn zu bewegen, daß er Baden-Baden ebenfalls verlaſſe, und mich nach Neapel begleite, wohin ich jetzt zu gehen beſchloß, bis die Theaterſaiſon in Paris mich dorthin rufen würde.

Er war in Verzweiflung über die ganz unerwartete Trennung, und bot Alles auf, die Polizei zur Rücknahme ihres Befehles zu bewegen. Als indeß ſeine Bemühungen ohne Erfolg blieben, erklärte er mir mit ungeheucheltem Schmerze, daß ſeine Angelegenheiten ihm nicht geſtatteten, Baden-Baden ſchon jetzt zu verlaſſen.

Er verſprach jedoch, ſo bald als möglich nach Paris zu kommen und begleitete mich dann bis Heidelberg, wo wir einige Tage mit einander der ſchönen Gegend genoſſen.

Dann reiſ'te ich dem göttlichen Italien zu, und Lord A— kehrte nach Baden-Baden zurück!

Dort ſcheint er meiner und ſeines mir gegebenen Verſprechens bald vergeſſen zu haben, denn er kam nicht nach Paris und ich hörte nicht wieder von ihm, bis ich nach London kam, wo ich erfuhr, daß er ſich gezwungen geſehen hätte, eine Heirath mit der Tochter eines reichen Emporkömmlings zu ſchließen, um ſich dem drohenden Ruin zu entziehen, dem er nach der Verſchwendung ſeines ganzen ungeheuern Vermögens nahe ſtand.

Schade! Wer das Geld mit ſolcher Nobleſſe auszugeben verſteht, wie Lord A—, dem ſollte es nie an dieſer Chimäre fehlen.

Ob Lord A— nach Baden-Baden gekommen iſt, und mich dort aufgeſucht hat, weiß ich nicht.

Ende des zweiten Theils.

Europäiſche Bibliothek

der

neuen belletriſtiſchen Literatur

Deutſchlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 483. Band.

V. Serie. 83.

Memoiren von Lola Montez.

Dritter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Memoiren

von

Lola Montez,

Gräfin von Landsfeld.

Dritter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Memoiren

von

Lola Montez.

Dritter Theil.

Erſtes Kapitel.

Ich entfliehe Deutſchland und reiſe nach Neapel. — Hoftrauer. — Schöne Natur und langweilige Menſchen. — Sehnſucht nach dem Vaterlande. — Reiſe nach Madrid. — Enttäuſchung. — Das ſpaniſche Theaterpublikum. — Abreiſe nach Paris.

Deutſchland hatte mir ſo wenig Angenehmes, dagegen aber ſo mancherlei Unangenehmes geboten, der ruhige, oft phlegmatiſche Charakter der Deutſchen ſagte meiner ſüdlichen Gluth, meinem angebornen Ungeſtüm ſo wenig zu, daß ich mich wie von einer Laſt befreit fühlte, als ich die deutſchen Gauen hinter mir hatte, und mehr und mehr dem ſchönen Süden, meiner heimathlichen Region, mich nahete.

Ich hatte mir Neapel zum Ziele meiner Reiſe genommen; als ich indeß dort anlangte, waren die Theater geſchloſſen. Der Hof trauerte um Gott weiß welches fürſtliche Windelkind, und das Publikum mußte mittrauern, obgleich der Todesfall, der ihm ein gewohntes Vergnügen entzog, daſſelbe auf keine Weiſe berührte, es theilnahmlos

und kalt ließ. Allein so sind nun einmal die Großen dieser Erde. Sind sie betrübt, so soll auch das Volk es sein; erfreut sie irgend ein Ereigniß, so verlangen sie, daß auch das Volk ein heiteres Gesicht zeige.

Ich habe in meinem Leben nur eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel gefunden.

Mein königlicher Beschützer und Gönner, mein Freund, hatte es unter dem Purpur, der ihn schmückte, nicht verlernt, sich rein menschlich zu freuen, Theil zu nehmen an den Freuden seines Volkes, statt egoistisch von demselben zu verlangen, seine Freuden, wie seinen Schmerz zu theilen.

Neapels Herrscher war nicht so freundlich gesinnt, wie Bayerns königlicher Herr, und die Hoftrauer schloß auch die Volkstheater, ohne Rücksicht auf die empfindlichen Verluste, die den Privatunternehmern daraus erwachsen mußten.

In meinen Erwartungen getäuscht, verwendete ich meine Zeit darauf, die paradiesische Umgebung Neapels kennen zu lernen.

Ich bestieg den Vesuv, der gleich einem schlafenden Drachen ruhig dalag, und kein anderes Lebenszeichen von sich gab, als den Dampf seines heißen Athems. Ich forderte ihn heraus, sich mir in seinem Grimme zu zeigen, ohne daß ich meinen kindischen Willen erfüllt sah, und ich wäre geneigt gewesen, gleich jenem Engländer in das Innere des Höllenrachens hinab zu steigen, die unbekannte Feuerwelt in seinem Riesenbauche zu erforschen, hätte ich

die Ueberzeugung hegen dürfen, ihn dadurch zu einem Wuthausbruche zu reizen.

Allein der Berg war gegen meine Unterhaltung, gegen die Erfüllung meiner Wünsche eben so feindlich gesinnt, wie der König von Neapel mit seinem abscheulichen Gebote der Hoftrauer, und ich mußte das erhabene Naturschauspiel, auf das ich mich während meiner ganzen Reise gefreut hatte, nicht minder entbehren, wie die Schauspiele der Kunst in den Theatern Neapels.

Nachdem ich vergebens das eine Element herausgefordert hatte, versuchte ich es mit dem andern, indem ich in leichten Gondeln Fahrten auf dem prächtigen Golf und bis weit hinaus auf das Meer machte.

Doch das Wasser blieb eben so ruhig, wie das Feuer, und bald war ich der einförmigen Stille überdrüssig, welche in dieser himmlischen Natur herrschte.

Es wurde mir lästig, Berge zu erklettern, mich auf den Wogen zu schaukeln, Bäume, Gärten, Landschaften zu bewundern, so schön sie auch in der That waren.

Die Menschen, das Leben, interessirten mich von je her mehr, als die todte Natur, mochte sie sich auch in ihre prachtvollsten Gewänder gekleidet haben, und zu gesellschaftlichem Umgange bot sich mir hier so wenig Gelegenheit, daß er mein Mußestunden nicht auszufüllen vermochte.

Sehnsüchtig wendeten sich mein Blicke nach dem Lande meiner Geburt, nach Spanien, das Gott so schön schuf, daß die Menschen es nicht ganz zu entstellen ver-

mochten, ſo viel Mühe ſie ſich auch ſeit Jahrhunderten dazu gegeben hatten. Die Natur, das Werk Gottes, iſt in Spanien noch immer göttlich, wie ſie es vom Uranfange war, und nur die Zuthaten der Menſchen, beſonders aber der Klaſſe von Menſchen, die ſich vorzugsweiſe die Diener Gottes nennen laſſen, ſind dazu geeignet, den Aufenthalt in dieſem irdiſchen Paradieſe zu verbittern, ja ihn ganz unleidlich zu machen.

Dies lernte ich erſt ſpäter erkennen. Damals, als meine Sehnſucht ſich dem nahen Vaterlande zuwendete, erblickte ich in dieſem nur die Stätte meiner Geburt, und welcher Menſch hätte nicht ſchon in ſeinem Leben das Verlangen empfunden, dieſelbe nach längeren Jahren, gereift in ſeinen Anſichten und Erfahrungen, wieder zu erblicken, ſelbſt wenn er, wie dies bei mir der Fall, ſchon in früheſter Kindheit derſelben entriſſen wurde.

Meine Zeit war für den Augenblick frei, denn erſt zum Winter dachte ich mein geliebtes Paris wieder aufzuſuchen. Ich beſchloß daher, unverzüglich meine Sehnſucht zu befriedigen, und nach einem kurzen Aufenthalte in Neapels Gefilden, in denen ſchon ſo Viele, die ſie nur flüchtig ſahen, ihre Lebenszeit zu beſchließen wünſchten, vertraute ich mich einem jener dampfenden Seeungeheuer an, welche jetzt die Meere nach allen Richtungen durchfurchen.

Eine Fahrt von unglaublich kurzer Dauer brachte mich zu Spaniens Küſten, und in Valencia ſetzte ich den Fuß auf meines Vaterlandes üppigen Boden.

Doch wie anders ſollte ich in der Wirklichkeit Alles finden, als meine Phantaſie, die Träume meiner Kindheit, es mir vorgeſpiegelt hatten.

Ich bin eine aufrichtige Katholikin; wäre aber irgend etwas im Stande, mich meinem Glauben abtrünnig zu machen, ſo könnte es nur ein längerer Aufenthalt in meinem Vaterlande ſein.

Die grenzenloſeſte Verdummung, abſichtlich genährt von den Pfaffen, die von dem Marke des Landes ſich mäſten, läßt das Volk eben ſo viel Aberglauben als bigotten Fanatismus zeigen, und wer dieſe Gefühle nicht theilt, wer in dem Verkehre mit der Welt freiſinnigere Anſichten gewonnen hat, der kann ſich in ſolcher Umgebung nur unheimlich finden.

So erging es auch mir, und obgleich ich in Madrid die nachgeſuchten Gaſtrollen ohne Mühe zugeſagt erhielt, war es mir unmöglich, mich mit dem Aufenthalte in meinem Vaterlande auszuſöhnen. Es war mir, als ſei ich in eine neue Welt verſetzt, doch dieſe hatte keinerlei Reiz für mich.

Welch ein Unterſchied zwiſchen dem ſteifen, langweilig einförmigen Leben in Madrid, den ewigen Promenaden, den Beſuchen in den Kaffeehäuſern, um ſich nach der Hitze, die man auf den Spaziergängen ausgeſtanden hatte, mit einem Gefrorenen zu erquicken, und wobei es ſo ſtill und geſetzt zuging, wie in einem Karthäuſerkloſter, und dem heitern, genußreichen Leben in Paris, wo Alles Luſt und

Freude athmet, wo man Scherz, Gelächter, Gesang hört, mag man gehen und stehen, wo man will, während in Madrid die vornehme Welt, oder was den Ton derselben nachzuahmen sucht, kaum den Mund aufzuthun wagt.

Ein spanischer Prediger, der im sechszehnten Jahrhunderte lebte, stellte von der paradiesischen Schönheit seines und meines Vaterlandes folgende Allegorie auf:

„Satan wollte einst den Sohn Gottes in Versuchung führen; dazu geleitete er ihn auf den Gipfel eines hohen Berges. Von hier aus zeigte er ihm verheißend Frankreich, Deutschland, Italien, England, kurz, alle Länder und Reiche Europa's, doch Spanien war durch die Pyrenäen verdeckt, sonst würde der Heiland wahrscheinlich der Versuchung des Bösen erlegen sein."

Ich füge hinzu:

„Hätte der Heiland nicht blos das Land sehen können, sondern auch die zahllosen Pfaffen, seine entarteten Diener, die es bevölkerten, und die Wirkungen ihres finstern Treibens, so würde er gar nicht in Versuchung gerathen sein."

Sagte mir nun aber schon das ganze Leben in Madrid nicht zu, so fand ich mich durch die Verhältnisse des Theaters noch ganz besonders abgestoßen.

Nirgend kann das Publikum weniger Theil an der Darstellung und den Darstellern nehmen, als in Madrid, und der sonst so lebendige, so lärmende Spanier scheint im Theater in eine wahre Schlafmütze verwandelt zu sein.

Die Darstellungen eines Nationalschauspieles, der Stierkämpfe, scheinen den ganzen Kunstenthusiasmus meiner bedauernswerthen Landsleute zu absorbiren. In dem Vaterlande des Calderon, des Cervantes darf ein muthiger und gewandter Torcador auf viel lebhafteren Beifall rechnen, als der erste dramatische Künstler der Welt, und daß das spanische Theater einst dem aller anderen civilisirten Völker als leuchtendes Vorbild diente, gehört für unsere Zeit bereits in das Gebiet der Sage.

Der Künstler läßt daher auch das Publikum nicht blos im Theater kalt und theilnahmlos, sondern auch außerhalb desselben. Niemand bekümmert sich um ihn, sobald der Vorhang gefallen ist; seine Nähe, sein Umgang wird nicht, wie an anderen Orten, die sich nur einiges Kunstsinnes rühmen dürfen, aufgesucht, sondern eher gemieden, denn die Pfaffen bezeichnen den Stand des Schauspielers als einen gottlosen, und die frommen Seelen würden glauben, ihr ewiges Heil durch die Berührung von solchen Belialskindern zu gefährden.

Etwas, doch freilich auch nicht viel besser, ist das Loos der Tänzerin, als das der Schauspielerin, denn sie nimmt nicht den Verstand durch ihre Leistungen in Anspruch, sondern die Sinne, und diese haben die Pfaffen nicht so zu ertödten vermocht, wie jenen.

Ich durfte mich daher verhältnißmäßig zu dem Beifalle, den die Autoren für ihre Werke und die Schauspieler für deren Darstellung fanden, eines recht günstigen

Erfolges nähmen, allein er war nicht im Stande, mich für das unheimliche Gefühl zu entschädigen, welches außerdem durch Alles, was ich rings um mich her sah und hörte, in mir erweckt wurde.

Schon nach einem Aufenthalte weniger Wochen löſ'te ich daher meinen Contract mit der Theaterdirection, und eilte dem Ziele meiner Sehnsucht entgegen, dem herrlichen Paris, wo ich Schadloshaltung für die Langeweile suchte und fand, die mein Aufenthalt in Neapel und Madrid mir verursacht hatte.

Einige Tage vor meiner Abreiſe von Madrid wohnte ich einem eigenthümlichen Schauspiele bei, welches sogar mit dazu beitrug, mich schneller von Spanien zu vertreiben, da es mir einen Beweis gab, in welcher Rohheit mein Vaterland noch befangen ist.

Ich kehrte eines Tages von der Promenade zurück, da wälzte sich mir ein ungeheurer Menschenstrom entgegen. Ich glaubte, es sei irgend ein Aufstand ausgebrochen, und flüchtete mich vor dem Gedränge, das die ganze Breite der Straße einnahm, in ein nahegelegenes Kaffeehaus.

Von hier aus hatte ich mit aller Bequemlichkeit den Anblick des widerlichen Schauspiels, das vor den Fenstern vorüberzog und den rohen Pöbel höchlichst zu ergötzen schien.

Auf einem Esel ritt ein Frauenzimmer, dessen Gesichtszüge gar nicht übel aussahen, das sogar unter anderen

Umſtänden vielleicht ſchön zu nennen geweſen wäre, jetzt jedoch einen abſchreckend-ekelhaften Anblick bot.

Ihr ganzer Oberkörper bis zum Gürtel war entblößt und mit einer gelben, klebrigen Maſſe überzogen. Auf meine Frage, was dies ſei, wurde mir mit dem ſein ſollenden Witze geantwortet, ſie ſei in Honig eingemacht.

Ihr Kopf ſtak in einem Halseiſen, welches durch eine am Rücken hinablaufende Eiſenſtange an dem Sattel befeſtigt war, ſo daß ſie nicht die leiſeſte Bewegung machen konnte.

Der Eſel wurde durch einen Henkersknecht am Zügel geleitet; zwei andere Knechte gingen unmittelbar hinter dem Thiere her. Sie trugen einen großen Korb, der mit Hühnerfedern gefüllt war. Von dieſen warfen ſie bei den verſchiedenen Haltpunkten, die der Zug machte, einige Hände voll über die Verurtheilte. Die Federn blieben an dem Honig kleben, und das Weib hatte dadurch bald das Anſehen eines Ungethüms gewonnen, deſſen obere Hälfte ein Vogel zu ſein ſchien, während die untere noch die menſchliche Geſtalt bewahrte.

Bei jedem ſolchen Halt verkündete ein öffentlicher Ausrufer mit lauter Stimme, daß die Eſelsreiterin auf dieſe Weiſe durch richterlichen Spruch für ſittenloſen Wandel und Verführung der Unſchuld beſtraft würde.

Seine Sentenz ſchloß er jedes Mal mit dem moraliſchen Spruche: Quien tal hizo que asi pague. (So zahle, wer ſolches gethan hat.)

Himmel, würde diese barocke Strafe in Spanien allgemein eingeführt, während man sie nur gegen die niederen Stände in Ausführung bringt, und verbreitete sie sich auch über die anderen Länder, wo sollten dann alle Hühnerfedern zu dieser Vogelmetamorphose, aller Honig zu dieser Menschenconfiture herkommen?

Zweites Kapitel.

Dujarrier. — Meine Journaliſtenronde. — Janin. — Alexander Dumas. — Fiorentino. — Polle. — Marion Dupleſſis. — Baron Stachelberg. — Worin der Ruf eines Mannes der vornehmen Welt beſteht. — Lächerlichkeit der Vorurtheile.

In Paris erneuerte ich die meiſten meiner alten Bekanntſchaften, und machte mehrere neue, unter denen einige ſehr intereſſante waren.

Beſonders nenne ich Herrn Dujarrier, meinen armen Freund Dujarrier, den einflußreichen Redacteur der Preſſe.

Ich lernte ihn hinter den Couliſſen der großen Oper kennen, wo der Director Pillet ihn mir vorſtellte. Ich wurde bald innig mit ihm befreundet, und darf mich rühmen, daß ich einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Haltung ſeines Journals ausübte. Namentlich ermuthigte ich ihn zu der conſequenten und kräftigen Bekämpfung des Ultramontanismus und Jeſuitismus.

Leider muß ich mir den Vorwurf machen, dadurch die unſchuldige und mittelbare Veranlaſſung zu ſeinem frühzeitigen Tode geworden zu ſein, denn das unglückliche Duell, als deſſen Opfer er fiel, und das ich ſpäter zu erzählen Veranlaſſung nehmen werde, hätte ohne die Angriffe des armen Dujarrier auf die Pfaffenpartei vielleicht nie ſtattgefunden; allein zu meiner Beruhigung kann und darf ich mir ſagen, daß ich nur die beſten Abſichten gehegt habe, und daß ich willig mein eigenes Leben gewagt haben würde, um ſtatt ſeiner die Gefahr jenes Zweikampfes zu beſtehen, und bei Gott, bei mir wäre der tückiſche Beauvallon nicht ſo unbeſchädigt davongekommen.

Dujarrier, zu dem ich mich gleich bei dem Beginn unſerer Bekanntſchaft durch eine allgewaltige Sympathie mächtig hingezogen fühlte, gab mir den Rath, mir den Journalismus, ohne Rückſicht auf deſſen politiſche Färbung, zu befreunden, und machte mich ſelbſt mit den einflußreicheren Journaliſten bekannt, mit denen er auf vertrauterem Fuße ſtand oder durch ſein eigenes Journal Einfluß übte.

Ich fand ſeinen Rath vortrefflich, und machte den Journaliſten meine Beſuche.

Die meiſten derſelben benahmen ſich ſehr artig und liebenswürdig gegen mich, beſonders der dicke Janin, der mit mir über meine Baden-Badener Duellgeſchichte ſcherzte, und mir die Verſicherung gab, nach meiner unfreiwilligen Entfernung von dort, wäre dieſe Angelegenheit noch mehrere Tage lang das beinahe ausſchließliche Ge-

ſpräch der Badegeſellſchaft geweſen, und nicht viel hätte gefehlt, ſo wären noch ein oder ein paar andere Duelle daraus entſtanden, weil alle Welt entweder für oder gegen mich Partei genommen.

Ich ſöhnte mich durch dieſe freundlichen Scherzreden wieder mit dem König des Feuilletons aus, von dem es mich einigermaßen verdroſſen hatte, daß er in Baden-Baden, wo er zugleich mit mir anweſend war, beinahe gar keine Notiz von mir nahm.

Allein ich konnte ihm dies im Grunde nicht übel nehmen, denn er ſchwebte eben damals in der erſten Wonne der Flitterwochen, indem er, erſt kurz zuvor verheirathet, nur für ſeine junge Frau Sinn und Gefühl hatte.

In welchem Grade Herr Jules in ſein hübſches Weibchen vernarrt war, geht daraus hervor, daß er ihr von Bonn aus, wohin er zum Beethoven-Feſte gegangen war, täglich Briefe von vierundzwanzig Seiten Länge ſchrieb.

In der erſten Zeit der Ehe, ſo lange der flüchtige Liebesrauſch anhält, ſind die Männer oft ſo verrückt, daß es ihnen ſcheint, als könnten ſie nicht eine Minute ohne uns leben, oder wenigſtens ohne unſer zu denken, ohne ſich mit uns zu beſchäftigen.

Hatte es doch ſelbſt mein unliebenswürdiger Kapitain James in der erſten Zeit nach unſerer Verheirathung auf ſolche Weiſe getrieben!

Später werden die Männer dann um desto nüchterner, wie ich dies ebenfalls an Herrn Jaines erfahren hatte.

Ich fragte Herrn Janin lachend, ob er noch immer so verliebt in seine Frau wäre?

Er drohte mir scherzend mit dem Finger und sagte dann, daß ich nicht Unrecht hätte, ihn mit seiner damaligen Ueberschwänglichkeit aufzuziehen.

„Meine Frau," fügte er hinzu, „hat mich in der That während meines Aufenthalts in Bonn täglich 600 Francs gekostet, denn so viel hätte mir ein Journalartikel von der Länge der Briefe eingetragen, die ich Tag für Tag an sie schrieb. Doch damals," sagte er lachend, „machte ich die Reise-Honneurs unserer jungen Ehe, und wenn ich es auch jetzt noch keineswegs an Aufmerksamkeiten für mein reizendes Weibchen fehlen lasse, so sind wir doch in die Regelmäßigkeit des täglichen, oder wenn Sie wollen alltäglichen Lebens eingetreten."

Janin, der mich mit liebenswürdiger Ungezwungenheit und ganz wie eine alte Bekannte behandelte, versprach mir, meine Wünsche nach seinen besten Kräften zu unterstützen; indeß hat er später nur auf wiederholte Erinnerung von meiner Seite Wort gehalten.

Alexander Dumas, der es trotz seines schriftstellerischen Ruhmes, welcher ihn hoch über jeden Adelstitel stellen sollte, nicht ungern hört, wenn man ihn Marquis nennt, obgleich es nur Wenigen bekannt ist, daß er zu diesem hochklingenden Titel den Namen Pailleterie führt, — Alexander

Dumas war der Einzige unter allen den Herren, welcher das Gespräch auf meine Berliner Affaire brachte. Ich wußte ihm diese scheinbare Indiscretion Dank, denn während die Uebrigen durch ihr Schweigen über diese Sache eine Art von Schonung gegen mich auszuüben glaubten, schienen sie zugleich zu verstehen zu geben, daß ich dabei im Unrecht gewesen sei; Alexander Dumas dagegen gab mir dadurch, daß er das Gespräch auf diesen Gegenstand lenkte, Gelegenheit, ihm den ganzen Verlauf der Wahrheit gemäß zu erzählen, folglich ganz anders, als die Zeitungen es gethan hatten. Er lachte herzlich über die Exekution, die ich mit dem martialischen Feinde des Cigarrenrauchens vorgenommen hatte, und gab mir die lobende Versicherung, ich hätte mich wie ein ächter Edelmann benommen. Auf die letzte Sylbe des Wortes schien er zwar eine etwas boshafte Betonung zu legen, allein ich nahm ihm dies nicht übel, denn ich sehe nicht ein, weshalb das Weib nie wie ein Mann handeln soll. Im Gegentheil wäre es viel consequenter von den Männern, die oft so stolz auf ihre Handlungen sind, uns zu loben, wenn wir ihnen nachahmen, statt daß sie gewöhnlich, eifersüchtig auf ihre angemaßten Privilegien, uns tadeln, so oft wir, das sogenannte schwächere Geschlecht, uns eine Handlung erlauben, zu der sie, die Starken, nicht Muth oder Kraft genug besitzen.

Fiorentino, der allgemein Gefürchtete und Gehaßte, sagte mir bereitwillig den Schutz des Corsaire-Satan zu. Das war nun zwar nicht ungewöhnlich, denn er verheißt

ihn Jedem, von dem er die Verwirklichung des Sprichworts erwarten darf. Eine Hand wäſcht die andere. Allein außer der Regel war es, daß er keine Bedingung für ſeine Freundlichkeit ſtellte, während ſonſt die Taxen für Lob und Tadel bei ihm ſehr hoch zu ſein pflegen. Wahrſcheinlich war er überzeugt, meiner Generoſität trauen zu dürfen.

In Rolle und ſeinem Conſtitutionnel fand ich einen natürlichen Verbündeten durch die Feindſchaft, die auch er gegen die Jeſuiten hegte.

So unterſtützt, gelang es mir bald, die Zuſicherung eines Engagements bei der großen Oper zu erhalten; indeß betrieb ich ſelbſt meine Debuts nur mit geringem Eifer, ſobald ich über dieſen Punkt einmal Gewißheit erlangt hatte.

Ich genoß das Leben, welches an keinem Orte der Welt ſo reich an Wechſel iſt, wie in Paris, wenn man einmal einen angenehmen Kreis von Bekanntſchaft gewonnen hat, und in Hinſicht der Mittel zur Befriedigung der Launen und Einfälle nicht allzubeſchränkt iſt.

Mir ſtanden in dieſer Beziehung zahlreiche Hebel zu Gebote, denn ich kannte Leute aus allen Ständen, ſowohl Damen als Herren, und hatte dadurch Gelegenheit, mich, ſobald ich wollte, in einem andern Kreiſe zu bewegen.

Einen intimeren Umgang knüpfte ich namentlich auch mit Marion Dupleſſis an, dieſem reizenden, geiſtreichen und liebenswürdigen Mädchen, das leider in der Blüthe der Jugend dem ſie umgebenden Glanze entriſſen wurde.

Sie lebte in einer beneidenswerthen Unabhängigkeit,

denn obgleich der ruſſiſche Geſandte, Baron Stachelberg, ihr jährlich 100,000 Fr. zahlte, um ſie ſeine Geliebte nennen zu dürfen, ſo ließ er ihr doch vollkommene Freiheit in all ihrem Thun und Laſſen, und in der That konnte der achtzigjährige Greis wohl keinen Anſpruch auf die Liebe eines ſo jungen und ausgezeichneten Geſchöpfes machen. Er begnügte ſich deshalb auch damit, bei ihr die Rechte eines Freundes zu üben, und ſie vergalt ſein Zartgefühl dadurch, daß ſie in ihrem Betragen auf ihn jede nur irgend mögliche Rückſicht nahm, und Alles vermied, was ſeine Eigenliebe oder ſeinen Stolz hätte verletzen können.

Das Verhältniß, welches zwiſchen dem Baron Stachelberg und Marion Dupleſſis ſtattfand, war daher ein ſehr reines, obgleich die Welt es anders beurtheilte.

Konnte man ihr das übrigens verargen? Opferte der Greis nicht alljährlich eine namhafte Summe, weil er es für ſeinen Ruf für nothwendig erachtete, den Schein eines Unrechts, einer Art von Sittenloſigkeit, auf ſich zu laden, von der er in der That weit entfernt war?

Allein ſo verſchroben ſind nun einmal die Männer oft.

Baron Stachelberg war ein Greis, hatte bei ſeinem Alter das vollſte Recht, einer zu ſein, um aber gleichwohl noch für jung gehalten zu werden, affectirte er eine Liebſchaft mit einer gefeierten Schönheit, während man weit eher hätte glauben ſollen, er würde bei dem wirklichen Beſtehen eines ſolchen Verhältniſſes Alles gethan haben,

die Kenntniß deſſelben den Augen der Welt zu entziehen!

Man fand die offen zur Schau getragene Liaiſon ganz in der Ordnung, und tadelte den ruſſiſchen Geſchäftsträger weit weniger, daß er auf ſo auffallende Weiſe den Roué aus den Zeiten der Regentſchaft ſpielte, als man ihn getadelt haben würde, hätte er ſich einfallen laſſen, eine Frömmigkeit, eine Verachtung ſinnlicher Freuden zu zeigen, wie ſie eigentlich für ſein hohes Alter paſſender geweſen wären.

Iſt die Welt, die ſo urtheilt, nicht eine verſchrobene, lächerliche Welt, und muß nicht Jeder, der ſich ängſtlich nach ihrem Urtheile richten will, ein Thor genannt werden?

Drittes Kapitel.

Die Baronin F—. — Der Ludwigsritter. — Fahrt nach Vincennes. — Andenken an den Herzog von Enghien. — Der Katafalk und das Leichenzimmer.

Eines Morgens, als ich Marion Dupleſſis beſuchte, fand ich bei ihr eine junge, ſehr angenehme Frau, die ich einige Tage zuvor in ihrer Geſellſchaft hatte kennen lernen.

Sie war eine Baronin F—, eine geborene Deutſche, doch ſeit mehreren Jahren an einen ruſſiſchen Offizier von höherem Range verheirathet. Dadurch war ſie mit dem Baron Stachelberg bekannt geworden und durch dieſen mit Marion Dupleſſis.

Ich will hier einige Worte über ſie ſagen, weil man dadurch einen tiefern Blick in das Weſen der Pariſer Geſellſchaft werfen kann, das von Prüden und Splitterrichtern gar häufig Unweſen genannt wird.

Frau von F— hatte das Bad in Spaa beſucht,

und war von dort aus durch die Nähe verlockt worden, einen kleinen Abstecher nach Paris zu machen.

Hier gefiel es ihr so gut, daß sie die Rückreise von einem Tage zum andern, einer Woche zur andern, verschob, obgleich der Herr Gemahl in sehr russisch, das heißt mit dem Knutenstiel, statt mit der Feder geschriebenen Briefen auf ihre Heimkehr drang.

Sie wußte ihn durch allerhand Ausflüchte hinzuhalten, bis er sie endlich dadurch zu zwingen versuchte, daß er seine Geldsendungen unterbrach.

Allein da hatte der Herr Gemahl sich arg verrechnet.

Er kannte offenbar das Pariser Leben nicht und wußte daher auch nicht, wie leicht es in Paris einer jungen, eleganten Frau, zumal einer Frau von höherer Bildung wird, alle ihre Ausgaben sogar mit Luxus zu bestreiten, sobald sie es nur mit dem Punkte der ehelichen Treue nicht gar zu genau nimmt.

Durch die Geldverlegenheiten, in welche die Blindheit ihres Mannes sie absichtlich gebracht hatte, gedrängt, warf die Baronin F— diese kleinlichen Skrupel gar bald über Bord ihres Lebensschiffes; augenblicklich wurde dasselbe wieder flott und wogte so lustig dahin, wie vor dem drohenden Sturme noch nie.

Frau von F—, welche wenig über dreißig Jahre alt sein mochte, bewohnte eine höchst elegant und geschmackvoll eingerichtete kleine Wohnung in der Bel-

Etage eines hübſchen Hauſes der Chauſſée d'Antin, des Banquiers- und neuen Adelsviertels, hatte eine Art von Hofſtaat um ſich verſammelt, der aus jungen und alten Lebemännern beſtand, dinirte mit dem Einen en petit cabinet, beſuchte mit einem Zweiten die grillées der verſchiedenen Theater, mit einem Dritten die Maskenbälle der großen Oper, und die Beſtreitung der Haushaltungskoſten war ſo wenig geeignet, ihr Sorgen zu bereiten, daß ſie vielmehr ihre Kaſſe noch immer reichlich genug gefüllt ſah, um auch auf eigene Koſten ſich manches Vergnügen gewähren, manche Laune befriedigen zu können.

Dieſe Frau alſo traf ich bei Marion Dupleſſis, und Beide waren im Begriffe, in Geſellſchaft eines alten ſteifen Ludwigsritters, eines Mitgliedes von der Garde der Baronin F—, nach Vincennes zu fahren.

In dem Wagen war noch ein Platz frei. Die Damen boten ihn mir an, und mit Freuden ſagte ich zu.

Die ganze Reiſe war eigentlich eine Art von Wallfahrt, die der alte Herr mit dem Ludwigskreuze und dem gepuderten Haar unternehmen wollte, um dem Andenken des unglücklichen Herzogs von Enghien den Tribut ſeiner Verehrung darzubringen.

Während des ganzen Weges ſprach er von nichts Anderem, als von der Schönheit und Liebenswürdigkeit des Herzogs, den er perſönlich gekannt und bei dem er

ſogar, wie er ſich rühmte, in beſonderer Gunſt geſtanden hatte.

Bei ſolcher Unterhaltung, bei der natürlich auch häufige Klagen über die Ermordung des Herzogs von Enghien nicht fehlten, erreichten wir Vincennes in etwas trüber Stimmung, und der Ort ſelbſt, ſowie das, was wir dort ſahen, war nicht geeignet, dieſe zu beſeitigen.

Wie vieles Lebensglück wurde innerhalb dieſer finſtern Mauern durch tyranniſches Machtgebot zertrümmert! wie viele ſchmerzliche Seufzer drangen durch die dicken Eiſenſtäbe in das Freie! wie viele Thränen floſſen ungeſehen in den dumpfigen Kerkern!

Von wie mancher Frevelthat mochten die geſchwärzten Mauern die ſtummen Zeugen geweſen ſein, von jener Zeit an, da der heuchleriſch-fromme, unter Gebeten mordende Ludwig XI. ſeinen Barbier und Buſenfreund, den verruchten Olivier, welchem der Abſcheu ſeiner Zeitgenoſſen den wohlverdienten Beinamen „der Teufel“ gab, zum Gouverneur des Schloſſes von Vincennes ernannte, bis zu der, wo der unglückliche Herzog von Enghien hier ſein junges Leben ausbluten mußte, um die eiferſüchtige Furcht eines andern Tyrannen zu beſchwichtigen und wohl noch darüber hinaus bis zu den neueſten Tagen.

Die Thränen floſſen reichlich über die gefurchten Wangen des treuen Royaliſten, als wir die Schwelle betraten und obgleich ich ſeine politiſche Meinung nicht theilte, konnte ich doch nicht umhin, ihn mit Rührung zu betrachten.

Aus ſeinen Thränen nicht nur, ſondern aus ſeinen Zügen, ſeiner ganzen Haltung, ſprach ein tiefes Gefühl. Zwar wird dieſe innige und oft blinde Anhänglichkeit an ein Königsgeſchlecht in neueſter Zeit vielfach verſpottet und verhöhnt, allein hat ſie nicht gleichwohl etwas Erhabenes, etwas Edles? Denn wie oft ſteigerte ſie ſich ſchon bis zur bewunderungswürdigſten Selbſtverleugnung! Den Edelmuth aber ſollte man an jedem Menſchen ehren, unter welcher Geſtalt auch immer er ſich zeigen möge.

„Meine Damen," ſagte der Greis, ſich gegen uns entſchuldigend, „ſpotten Sie nicht über die Schwäche eines alten Mannes, der die Rührung nicht zu unterdrücken vermag, die ihn ergreift, indem er den Ort wiederbetritt, an welchem ein edler Sproſſe des erhabenen Hauſes Bourbon, das Muſter der Liebenswürdigkeit und Courtoiſie, durch Frevlerhand einen gewaltſamen Tod fand."

Statt aller Antwort reichte Marion Dupleſſis ihm die Hand, die er galant küßte, worauf wir in das kleine Zimmer geführt wurden, welches dem Herzog von Enghien während ſeines kurzen Aufenthaltes in der Feſte zur Wohnung angewieſen worden war.

An dieſes kleine Gemach ſtieß ein größeres, in welchem das ungerechte Bluturtheil gefällt wurde. Es iſt ganz finſter und die völlige Ausſchließung jedes von außen eindringenden Lichtſtrahles ſcheint ihm zum Voraus die Beſtimmung gegeben zu haben, innerhalb ſeiner Wände Werke der Finſterniß vollbringen zu ſehen. Wer weiß, ob

nicht ſchon der Teufel Olivier hier ſeine Mordbefehle vollſtrecken ließ.

Dieſes Gemach wird Tag und Nacht von einer düſterbrennenden Lampe, die an einer eiſernen Kette von der Decke herabhängt, nur ſpärlich beſchienen.

Die Wände waren mit weißem Tuche bekleidet, welches mit einem ſchwarzen Rande eingefaßt war, ſo daß es ganz das Anſehen von dem Behange einer Todtenbahre hatte.

Längs der Wand zog ſich ein niedriger Divan mit ähnlichem Ueberzuge hin.

In der Mitte des Gemaches erhob ſich ein Gerüſt, überzogen mit ſchwarzem Sammt, der reich mit Gold geſtickt war und den außer dieſer Stickerei das Wappen ſo wie andere Embleme des Hauſes Condé zierten.

Dieſer Sammtbehang verdeckte einen kleinen Sarg, in welchem die wenigen Reſte aufbewahrt wurden, die man als die einzigen irdiſchen Ueberbleibſel des gefeierten Herzogs von Enghien nach Jahren erſt aus dem Feſtungsgraben ſammelte, in welchem ſie bis dahin vergeſſen geruht hatten.

Neben dem Sarge lag ein Stein, auf den ſein Haupt gefallen ſein ſoll, als die mörderiſchen Kugeln ſeine jugendliche Heldenbruſt durchbohrt hatten.

An der Querwand im Hintergrunde dieſes unheimlichen Raumes hing ein großes ſilbernes Kreuz. An jeder Seite des Sarges ſtanden große ſilberne Armleuchter, auf denen 24 Wachskerzen von coloſſalem Umfange, 12 auf jeder Seite, brannten.

Zur Rechten befand ſich ein Altar mit allen heiligen Geräthſchaften des katholiſchen Cultus.

Hier wurde täglich für die Seele des Herzogs eine Meſſe geleſen.

Während des Rückweges nach Paris, auf welchem die Baronin F— mich einlud, ſie zu beſuchen, wußte unſer Ludwigsritter uns noch manche Anekdote, manchen Charakterzug aus dem Leben des Herzogs von Enghien ſo wie verſchiedener anderer Mitglieder der Familie Bourbon zu erzählen und es bedurfte für mich der ganzen Vortrefflichkeit einer Vorſtellung in der großen Oper, um das Gefühl der Verſtimmung abzuſchütteln, in welches mich die Reiſe nach Vincennes verſetzt hatte.

Viertes Kapitel.

Die Claviervirtuosin, Madame Pleyel. — Diner bei Ve our. — Erwähnung der Lenormand und ihrer neueren Nachfolgerin. — Unser Besuch bei der Sibylle. — Finstere Prophezeihungen derselben an Dujarrier. — Mir wird die Aussicht auf Krone und Scepter eröffnet.

Unter den zahlreichen Bekanntschaften, die ich in Paris gemacht hatte, befand sich auch die berühmte Claviervirtuosin, Madame Pleyel.

Obgleich sie mehrere Jahre älter war als ich, so hatte doch die Gleichheit unserer Neigungen und unserer Gesinnungen uns angenähert.

Sie verachtete gleich mir die Fesseln, welche Convenienz und das Vorurtheil der Welt, unterstützt durch die Anmaßung der männlichen Hälfte derselben und die Schwäche unseres eigenen Geschlechtes, uns armen Frauen angelegt haben, die wir, von dem großen Unglücke allein betroffen wurden, allein in der Welt zu stehen, ohne sogenannte männliche Stütze, eben deshalb aber im Grunde um so selbstständiger, weil wir derselben entbehren.

Madame Pleyel wurde vielfach genannt in den pariſer Annalen der Galanterie, allein ich glaube, daß ſie mit Schillers Marie Stuart ſagen konnte: Ich bin beſſer als mein Ruf!

Wie viel hat die boshafte, läſterſüchtige Welt nicht auch mir nachgeſagt und wie wenig iſt gleichwohl davon wahr.

Ich nahm daher keinen Anſtoß an dem Rufe, in welchem dieſe liebenswürdige und noch immer ſchöne Frau ſtand, ſondern gab mich ohne Scheu dem Wohlgefallen an ihrer geiſtreichen, witzigen, zuweilen etwas boshaften, ſtets aber mit attiſchem Salze gewürzten Unterhaltung hin und wir verbrachten einen großen Theil unſerer freien Zeit unter gemeinſchaftlichen Zerſtreuungen und Vergnügungen.

Eines Tages dinirten wir in kleiner Geſellſchaft bei Vefour en petit cabinet. Als Dritte in dem weiblichen Kleeblatt war die junge, hübſche und liebenswürdige Mademoiſelle Liévenne zugegen, Mitglied des Vaudeville-Theaters, und die Anzahl der anweſenden Herren geſtattete uns, an der Tafel mit der erforderlichen Symmetrie bunte Reihe zu machen.

Unſer Geſpräch, anfangs leicht und tändelnd, die Tageserſcheinungen von der Kunſt, der Literatur, der Politik ſogar, berührend, ſo weit wir Frauen darüber mitſprechen konnten, das heißt ſehr oberflächlich, hatte ſich dann, je heiterer die vortrefflichen Weine uns ſtimmten, dem beliebten Kapitel der chronique scandaleuse, na-

mentlich der unſerer perſönlichen Freunde, unſerer näheren oder entfernteren Bekannten, zugewendet und endlich eine ziemlich ernſte Richtung genommen.

Die ſcherzhafte Erwähnung der Lenormand nämlich, jener modernen Pythia, deren oft wunderbar realiſirte Orakelſprüche zu vernehmen, ſelbſt der ausgezeichneteſte Mann ſeiner Zeit, Napoleon, nicht verſchmäht hatte, brachte uns auf Prophezeihungen, endlich auf wunderbare, geheimnißvolle Erſcheinungen überhaupt und zuletzt auf Geiſtergeſchichten.

Jeder von uns wußte eine oder die andere aus dieſem Gebiete zu erzählen und da ſie ſich nicht ſelten auf Weiſſagungen und Prophezeiungen baſirten, kehrte das Geſpräch folgerecht wieder zu Kartenſchlägerinnen, Zigeunerinnen und zuletzt zu dem Ausgangspunkte, der Lenormand, zurück.

„Wiſſen Sie wohl, meine Herrſchaften," ſagte plötzlich mein Nachbar, „der arme Dujarrier, der einflußreiche, gediegene Redakteur der Preſſe, mein unvergeßlicher Freund, „daß wir vielleicht ſehr bald eine neue Lenormand haben werden?"

Von allen Seiten wurde er nun mit Bitten um eine deutlichere Erklärung der geheimnißvoll hingeworfenen Aeußerung beſtürmt. Er theilte uns hierauf mit, daß er ſeit einiger Zeit viel von einer Kartenſchlägerin, Prophetin aus dem Kaffeeſatz, aus den Linien der Hand und durch ähnliche Hilfsmittel der Kunſt oder des Betruges gehört

hätte, von der ihm wahre Wunderdinge zu Ohren gekommen wären. Sie ſollte, wie man ihm von mehreren Seiten verſichert hatte, die Schleier der Vergangenheit mit eben ſolcher Leichtigkeit zu lüften verſtehen, als ihr Blick die der Zukunft zu durchdringen wüßte.

„Für ihr Forſcherauge," ſo behauptete er zuletzt mit ernſtem Blick und Ton, „giebt es ſelbſt in dem Leben der meiſten Perſonen, die ſie zum erſten Male ſieht, kein Geheimniß, und es ſoll nicht rathſam ſein, ihre Kunſt in Anſpruch zu nehmen, denn ſie ſpricht mit unverantwortlicher Indiscretion Alles aus, was ihre geheimnißvollen Gaben ihr offenbaren."

„Poſſen!" rief ich aus. „Und grade wegen der Art von drohender Warnung, die ihre Worte enthalten, mein theurer Freund, hätte ich große Luſt, die Kunſt dieſer Sibylle auf die Probe zu ſetzen. Es wäre wirklich wunderbar, wenn ſie mir meine Zukunft richtig zu prophezeien vermöchte, während mein Schickſal bisher ſo plötzliche Kreuz- und Querſprünge machte, daß ſie jeder Berechnung ſpotteten und eine ausgezeichnete Sehergabe dazu gehörte, die eben ſo unerwarteten als ſeltſamen Verſchlingungen meiner Zukunft zu berechnen, ſo viel wenigſtens der Theil, der als Vergangenheit hinter mir liegt, von dem Geweſenen auf das Kommende ſchließen läßt."

„Lola hat Recht," ſagte Madame Pleyel, „und ich wäre der Meinung, wir machten gleich jetzt die Wanderung nach Delphi, vorausgeſetzt, daß Herr Dujarrier uns

ſagen kann, wo dieſe moderne Pythia ihren Dreifuß aufgeſtellt hat."

„Ich wüßte ſie allerdings zu finden," ſagte Dujarrier, „und wenn die Damen wollen, bin ich gern bereit, ihnen zum Führer zu dienen. Die Freuden unſeres Mahles ſind ohnehin beendigt und ich glaube, wir Alle befinden uns dadurch grade in der rechten Stimmung, das nicht ernſt zu nehmen, was uns die Prophetin etwa Böſes oder Unangenehmes verkünden möchte."

Herr Bertrand, der Begleiter und Freund der Mademoiſelle Liévenne, erklärte, daß er es nicht liebe, das Schickſal auf dieſe Weiſe frevelnd herauszufordern, und daß dergleichen Verſuche, die Zukunft zu erforſchen, welche der göttliche Rathſchluß in ſeiner Weisheit vor uns verhüllte, ſchon oft die traurigſten Folgen für den Frager herbeigeführt hätten. Er werde daher nicht mit uns gehen, wolle uns jedoch keineswegs von der Ausführung unſeres Planes abhalten, nur hoffe er, daß Mademoiſelle Liévenne ſeinem Beiſpiele folgen und ihm geſtatten werde, den Reſt des Abends in ihrer Geſellſchaft zuzubringen.

Das arme Mädchen ſagte ihm die Gewährung ſeines Wunſches zu, doch ſah man ihr an, wie ſchwer ihr dies wurde, wie gern ſie uns begleitet hätte.

So ſind nun einmal die Männer. Selbſt die unſchuldigſte Freude, die Befriedigung der unbedeutendſten Laune verkümmern ſie uns, wenn ſie mit ihren eigenen Neigungen nicht übereinſtimmt.

Und ſind ſchon die Liebhaber ſo, was ſoll man dann erſt von den Ehemännern, dieſen Zuchtmeiſtern unſeres Geſchlechtes, erwarten oder ſagen?

Auch unſer dritter Tiſchgenoſſe mochte über ſeine Zukunft nichts wiſſen und ſo trennte ſich denn unſere kleine Geſellſchaft in zwei Hälften, welche ich die abergläubiſche und die gottesfürchtige nennen möchte.

Daß ich zu der erſteren gehörte, habe ich bereits erwähnt. Beſſer wäre es indeß geweſen, ich hätte dieſer Regung der Neugier nicht nachgegeben, denn der Beſuch bei der Wahrſagerin, deren Orakelſprüche ſich auf wunderbare Weiſe erfüllten, ſollte mich mehrere Wochen lang mit einer unheimlichen Beſorgniß martern und dieſe dann auf die traurigſte Weiſe gerechtfertigt werden.

Dujarrier beſorgte einen Fiaker. Wir ließen allen Schmuck bei Veſour zurück, um uns ein ſo unſcheinbares Aeußere als möglich zu geben und ſchlugen dann den Weg nach dem quartier latin ein. Denn die Sibylle, die ſich wohl mit zu der gelehrten Welt rechnen mochte und dies auch in ſofern konnte, als ſie in der That Vieles wußte und erforſchte oder zu wiſſen und zu erforſchen vorgab, was ſelbſt den größten unter den Forſchern dieſes Stadtviertels der Gelehrſamkeit verhüllt blieb, wohnte in der engen und finſtern rue St. Jacques.

Sie, die durch ihre Wiſſenſchaft auf der Scheidemarke zwiſchen Vergangenheit und Zukunft ſtand, einem weiblichen Janus vergleichbar, jener und dieſer zugleich

ihre Blicke zugewendet, hatte ihren Sitz aufgeſchlagen zwiſchen dem Eingange zu den Katakomben, dem modernden Repräſentanten der Vergangenheit, und den Studienſälen der Jugend, den freundlichen, lebensfriſchen Bildern der Zukunft; — zwiſchen den Gräbern von vierzig verſchwundenen Generationen und der geiſtigen Wiege aller einſtigen Geſchlechter.

In einem finſtern Zimmer, auf dem finſtern Hofe eines finſtern kleinen Gebäudes hauſ'te die Schickſalsverkünderin. Ihre Wohnung lag zu ebener Erde, damit die Beſucher, die meiſtens ungeſehen bleiben wollten, verſtohlen zu ihr hineinſchlüpfen könnten.

Auch uns lag nichts daran, uns lange den Blicken Neugieriger auszuſetzen; wir eilten daher, ohne uns auf der matterleuchteten Hausflur aufzuhalten, nach der Höhle der Prophetin, welche Dujarrier, nach der Sicherheit zu urtheilen, mit der er uns den Weg zeigte, offenbar nicht zum erſten Male betrat.

Gleichwohl gab die Alte, als wir zu ihr eintraten, durch kein Zeichen zu erkennen, daß er ſie ſchon früher beſucht hatte. Gehört doch die Verſchwiegenheit, die Heimlichthuerei mit zu dem Handwerk von dergleichen Perſonen. —

Schon der Empfang, der uns zu Theil wurde, war ganz dazu geeignet, uns zu frappiren.

Ohne unſere Begrüßung abzuwarten, nickte ſie uns nachläſſig mit dem Kopfe zu und ſagte:

„Ich habe Sie erwartet und alle Anſtalten getroffen, Ihren Wunſch ſogleich erfüllen zu können.“

Dann ordnete ſie auf dem Tiſche, an dem ſie ſtand, verſchiedene Geräthſchaften, deren Anblick uns durch eine kleine Art ſpaniſcher Wand auf demſelben entzogen wurde.

Als dies geſchehen war, trat ſie hinter dem Tiſche vor und auf uns zu.

Dujarrier ſtand ihr zunächſt und ſtreckte ihr ſogleich die Hand entgegen.

„Nun, Mutter Madelaine,“ ſagte er lachend, „beharrt Ihr noch immer auf Eurem Eigenſinn, mir nicht prophezeien zu wollen?“

„Was ich ein Mal will,“ entgegnete ſie finſter, „das will ich immer. Nicht Jedem iſt es gut, den Schleier der Zukunft zu lüften und wo ich nicht hoffen darf, daß meine Offenbarungen zugleich als Warnungen dienen, oder ſonſt eine heilſame Folge haben, da verſchweige ich ſie lieber.“

„Wenn ich nun aber auf meinem Willen beſtehe,“ ſagte Dujarrier, den der genoſſene Wein eigenſinnig machte, „oder wenn ich Euch ſage, Ihr wollt mir nur deshalb nicht willfahren, weil bei mir Eure Kunſt Euch im Stiche läßt? — Iſt das nicht der Fall, ſo gebt mir wenigſtens für Eure Weigerung einen beſſern Grund an, als den bisherigen; denn der gilt bei mir nichts.“

Dieſe Worte ſchienen die Alte zu reizen. Sie zog die runzelvolle Stirn finſter zuſammen und ſagte mit beinahe drohendem Tone:

„Ihr schmäht meine Kunst, von deren Wahrhaftigkeit Ihr doch schon so viele Beweise habt? Nun wohl, so will ich Euch denn deutlicher sagen, weshalb ich Euch nicht prophezeien mag! — Es geschieht, weil ich bei dem ersten Blicke in Eure Hand dieselbe mit Blut überzogen sah und weil ich nicht ergründen mag, ob ein Mörder vor mir steht, oder ein Mensch, dessen Schicksal es sein soll, gemordet zu werden. Mir schaudert vor vergossenem Blute und Ihr seid mir deshalb mit dem blutigen Schimmer, der Euch umgiebt, zuwider."

„Alte Närrin," brummte Dujarrier und gab der Sibylle ein Goldstück. „Da, trinkt eins, daß Ihr besserer Laune werdet und laßt Eure Grillen fahren."

Sie schob geringschätzig die Hand mit dem Goldstück bei Seite und wendete sich, ohne Dujarrier weiter zu beachten, zu mir.

Nachdem sie mich etwa eine halbe Minute lang forschend betrachtet hatte, sagte sie:

„Hm! hm! Blaue Augen bei einem Kinde südlicher Himmelsgegend, das ist eine außergewöhnliche Erscheinung."

Dann ergriff sie meine Hand und nach einer aufmerksamen Prüfung begann sie ihre Wahrsagung ungefähr so:

„Ein wunderliches Gewirre sich durchkreuzender Linien. — Ihr müßt ein buntes, bewegliches Leben geführt haben, schönes Kind, voller Abenteuer verschiedener Art; selbst Blutflecken sehe ich, doch kann ich nicht erkennen, ob

durch Euch, ob um Euch das Blut vergossen wurde. — Eure Liebe ist gefährlich, denn sie bringt Gefahren, sogar den Tod. — Ruhelos waret Ihr von der Wiege an, ruhelos werdet Ihr sein bis zum Grabe."

Sie verließ mich jetzt, ging hinter den Tisch, nahm den Schirm herunter und wir erblickten nun eine Glaskugel, in welcher Substanzen von unerkennbarer Natur durcheinander wogten gleich Wolken, die der Sturmwind treibt. —

„Tretet näher!" sagte sie zu mir.

Ich folgte gehorsam der Aufforderung.

„Legt Eure linke Hand auf das Herz und die beiden ersten Finger der rechten auf diese Kugel."

Wieder gehorchte ich wie ein folgsames Kind.

„So!" fuhr sie fort. „Jetzt bleibet so ruhig stehen, als es Eurer beweglichen Natur möglich ist, sonst stört Ihr mir die Bilder und ich vermag nicht mit der erforderlichen Deutlichkeit zu lesen, was sie mir zeigen."

Sie sagte dies Alles mit einem solchen Ernst, einer solchen Feierlichkeit, daß ich mich in der That ergriffen und einen gewissen Glauben an ihre Zauberkunst in mir erwachen fühlte, obgleich ich eigentlich nur hergekommen war, um mir einen Scherz zu machen und die Prophetin zu verspotten.

„Seltsam war Euer Geschick," nahm sie nach einer kurzen Pause wieder das Wort, „seltsamer noch gestaltet sich die nächste Zukunft. — Ich sehe über Euer Haupt

ſich eine Hand erheben, die eine Krone hält; — ſie ſcheint im Begriffe, ſie Euch auf die Stirn zu drücken; — da zuckt ein Blitz herab; — gewitterſchwarze Wolken umwogen Euch und in ihnen verſchwindet die Hand ſammt der Krone; — jetzt lichtet ſich der Horizont wieder und ich ſehe die nämliche Krone auf dem Haupte eines Mannes, der gefeſſelt zu Euren Füßen liegt, während Eure Hände tändelnd einen Scepter halten. — Ihr beugt Euch zu ihm nieder, — lächelt ihm freundlich zu, — wollt ihn zu Euch emporheben; — abermals hüllen ſchwarze Wetterwolken Euch Beide ein; — Blitze zucken, der Donner rollt; — Ihr flieht vor jenem Manne, auf deſſen Haupt die Krone wankend ſitzt; — jetzt faßt er ſie mit beiden Händen; — wirft ſie mit verächtlicher Geberde von ſich; — die ausgeſtreckten Hände eines andern Mannes fangen ſie auf, Jener aber hat Euch bald eingeholt und ich ſehe Euch in einem reizenden Schloſſe am Ufer eines ſchönen See's Beide vereint ſitzen."

„Ihr prophezeit mir gar zu unglaubliche Dinge, Mutter Madelaine," unterbrach ich die Prophetin. „Schade nur, daß —"

„Still!" rief ſie gebieteriſch. „Schon trüben ſich die Bilder. Wünſcht Ihr noch mehr zu erfahren, ſo ſchweiget."

„Ich will Euch nicht weiter bemühen," ſagte ich. „Was Ihr mir geſagt habt, iſt ſo erfreulicher Art, daß ich es vorziehe, nicht weiter zu forſchen, um nicht die erweckten Hoffnungen wieder verlöſchen zu ſehen. — Deute ich

mir das, was ich aus Eurem Munde vernahm, richtig, und ich glaube, das ist nicht schwer, so werde ich irgend einem gekrönten Haupte nahe zu stehen kommen, werde Einfluß auf die Regierung des Landes üben, — denn das verheißt ganz offenbar das Scepter in meiner Hand — und diese Aussichten sind so befriedigend für meinen Ehrgeiz und meinen Stolz, daß ich unmöglich wünschen kann, noch mehr zu hören. Besseres könnte doch nicht nachkommen."

„Wie Ihr wollt!" sagte die Prophetin, setzte die Glaskugel vom Tische fort und gab Madame Pleyel, die geduldig gewartet hatte, bis auch an sie die Reihe kommen würde, ein Päcktchen Blätter in die Hand, welches wie ein Spiel Karten aussah, statt der gewöhnlichen Kartenfiguren jedoch mit allerhand auffallenden und oft gar wunderlichen Bildern bemalt war.

Sie hieß sie die Blätter mischen, dann drei Mal abheben und ihr hierauf wieder zurückgeben.

Als dies geschehen war, breitete sie die Blätter in verschiedenen Reihen vor sich auf dem Tische aus, murmelte dabei unverständliche Worte vor sich hin und schien allerhand Berechnungen anzustellen.

Hierauf verkündete sie ihre Orakelsprüche, allein sie waren so gewöhnlicher Art, hielten sich so ganz in dem Gebiete des Allgemeinen, daß Madame Pleyel sie vollkommen unbefriedigt verließ, während ich mich durch die glänzende Zukunft, die sie mir geweissagt hatte, in aufgeregter

und heiterer Stimmung befand und Dujarrier nachdenklich zu ſein ſchien, obgleich er es nicht eingeſtehen wollte und meinen ſo wie der Pleyel Neckereien die Verſicherung entgegenſetzte, daß er viel zu wenig Gewicht auf dergleichen Gaukeleien lege, um ihrer nur noch zu gedenken, ſobald er die Höhle der Zaubrerin verlaſſen hätte.

Wie wenig ahneten wir Beide damals, daß dieſe prophetiſchen Sprüche an uns ſo bald in Erfüllung gehen ſollten; — an ihm durch den blutigen Tod, den er fand — an mir durch mein Verhältniß zu Baierns König, durch das ich allerdings einigen Einfluß auf die Regierung jenes Landes ausübte, obgleich keineswegs in ſolcher Ausdehnung und in ſo directer Weiſe, wie meine Feinde dies von mir behauptet haben.

Fünftes Kapitel.

Liſt in Paris. — Rückblicke auf unſeren Aufenthalt in Dresden. — Der Tenoriſt Pantaleoni. — Das geſtörte Frühſtück. — Unanſtändiges Betragen Pantaleoni's. — Liſts Herausforderung an Pantaleoni.

Wenige Tage nach unſerem Gange zu der Pythia hörte ich von Dujarrier, daß Liſt in Paris angekommen ſei, um ſich in einigen Concerten hören zu laſſen.

Dieſe Mittheilung brachte das Geſpräch auf die Reiſen, welche ich in deſſen Begleitung machte, und mein Freund ſagte, nachdem ich ihm Mehreres von dem berühmten Virtuoſen erzählt hatte, was er zu einem Artikel über denſelben in ſeinem Journale benutzen wollte:

„Liebe Lola, willſt Du wohl ſo freundlich ſein, und mir mittheilen, was für eine Bewandniß es mit einem Duelle hat, das Liſt, wie ich früher einmal ganz flüchtig hörte, in Dresden gehabt haben ſoll mit einem Italiener, der, wenn ich nicht irre, den komiſchen Namen Patalon

führt? Du warst ja damals wohl noch selbst in Dresden, und wirst daher die Sache, die mich interessirt, gewiß genau kennen."

„Das ist in der That der Fall," erwiderte ich ihm, „denn ich selbst war Zeugin des ganzen Auftrittes, auf den Du anspielst, obgleich Du darüber ganz falsch unterrichtet bist, denn nicht Liszt war es, der ein Duell mit dem Italiener hatte, sondern ein deutscher Professor."

„Erzähle, erzähle, ich bitte Dich," sagte Dujarrier, zündete sich eine neue Cigarre an, und lehnte sich behaglich in die Ecke des Sopha's, während ich seine Scheherezade machte.

„Der Italiener, dessen Du erwähntest, hieß nicht Patalon, sondern Pantaleoni. Er war Tenorist, allein als Sänger sehr untergeordnet, und so ist es denn nicht zu verwundern, daß er in St. Petersburg, wohin er eine Kunstreise unternommen hatte, geleitet von der Hoffnung, seinen Säckel mit Rubeln zu füllen, in tiefes Elend gerieth.

„Dort fand ihn Liszt zufällig, und gerührt von seiner bedauernswerthen Lage, entriß er ihn mit einer Großmuth, die er schon so oft, und mit eigener Aufopferung gegen nothleidende Künstler aller Länder bewiesen hat, der Verzweiflung, an deren Rande er sich, entblößt von allen Hilfsmitteln, befand

„Liszt nahm Pantaleoni unter seine Reisebegleitung auf, und an kleineren Orten, wo er selbst es seiner Künst-

lerwürde nicht für angemeſſen hielt, Concerte zu geben, ließ er Pantaleoni auf deſſen Namen dergleichen veranſtalten, in denen er dann aus Gefälligkeit für den Concertgeber mitwirkte, der den ganzen, oft nicht unbedeutenden Ertrag für ſich einſtrich, und ſo bald wieder in eine recht gemächliche Lage kam.

„Als ich mich mit Liſzt in Dresden befand, war Pantaleoni zwar nicht mehr in deſſen unmittelbarer Begleitung, allein er befand ſich auch dort, da er in gleichen Bahnen mit ſeinem Planeten kreiſ'te, deſſen erwärmende Strahlen ihn noch immer beſchienen.

„So lernte ich Pantaleoni kennen. Seine Unterhaltungsgabe gefiel mir; er verſtand es, mich zu amuſiren, und ich ſchätzte ihn, weil er in Liſzt ſeinen Wohlthäter verehrte, und mit ungeheuchelter Dankbarkeit an ihm hing.

„Bald hatte ich mich ſo an ihn und ſeine muntre Laune gewöhnt, daß mir etwas fehlte, wenn er nicht in unſerer Geſellſchaft war, und da auch Liſzt an ſeinem Umgange viel Gefallen fand, war er beinahe überall unſer beſtändiger Begleiter. Man wußte dies, und wenn Liſzt und ich eine Einladung erhielten, ſo wurde auch Pantaleoni mit eingeladen.

„Von dieſem Gebrauche, den ich mich als Regel anzunehmen gewöhnt hatte, wurde zu meinem Verdruſſe eines Tages eine Ausnahme gemacht.

„Einige Künſtler und Schöngeiſter nämlich, die zu Liſzts Bewunderern gehörten, Profeſſor Semper, Herr

Hähnel, Dr. Bürck und noch Andere, auf deren Namen ich mich im Augenblick nicht beſinnen kann, luden nämlich Lißt zu einem Frühſtück ein, das ſie ihm zu Ehren in einer Delicateſſenhandlung veranſtaltet hatten, wo die Gourmands von Dresden ihr gewöhnliches Rendezvous haben.

„Die Einladung erwähnte zwar nichts von meiner kleinen Perſon, allein ich war nicht geſonnen, allein zu Hauſe zu bleiben, während Lißt ſich zu einem delicaten Frühſtück begab, bei dem es, wie ich aus Erfahrung wußte, auch an heiterer Unterhaltung gewiß nicht fehlte.

„Ich machte daher Lißt begreiflich, daß meine Einladung ſich von ſelbſt verſtände, und bewog ihn ohne Mühe, mir die Begleitung zuzugeſtehen; eine Erlaubniß, die ich ihm übrigens wohl abzutrotzen gewußt haben würde, hätte er ſie mir verweigern wollen.

„Die Geſellſchaft empfing mich ſehr artig, und bald nach unſerem Eintritt nahmen wir an der geſchmackvoll arrangirten Tafel Platz.

„Als ich die Anweſenden muſterte, bemerkte ich mit Staunen und Verdruß, daß Pantaleoni nicht zugegen war. Ich hatte mit Gewißheit erwartet, daß er mit von der Parthie ſein würde, und ich fragte daher laut:

„Wo iſt denn Pantaleoni?“

„Sennora,“ entgegnete mir einer der Herren, „er iſt nicht eingeladen worden, weil er nicht zu unſerem Kreiſe gehört.“

„O, das iſt ſehr unrecht," rief ich aus. „Er muß herbeigeſchafft werden; ich habe mich ſo ſehr an ihn gewöhnt, daß er mir fehlen würde. — Ich bitte Sie, ihn holen zu laſſen."

„Die Herren ſahen ſich unter einander fragend an, und ſchienen nicht ſehr geneigt, meinen Wunſch zu erfüllen. Doch Liſzt ſtimmte meiner Bitte bei, und ſo wurde denn ein Bote mit einer Einladung an Pantaleoni abgefertigt, der ſich, wie man wußte, in einem obern Zimmer deſſelben Lokales befand.

„Nach kurzer Zeit kehrte unſer Abgeordneter mit der unhöflichen Antwort des beleidigten Italieners zurück: da die Herren am Morgen in ſeiner Gegenwart das Frühſtück verabredet hätten, ohne ihn dazu einzuladen, ließe er für dieſe verſpätete Einladung danken."

„Nun wurde es gewiſſermaßen zur Ehrenſache, ihn zur Rücknahme ſeines beleidigenden refus zu bringen, Liſzt, dem er ſo viele Verbindlichkeiten ſchuldig war, konnte dies nicht ſchwer werden, indeß wollte er ſeine Autorität nicht mißbrauchen, und ſchrieb daher in ſcherzendem Tone mit Bleiſtift auf ein Zettelchen:

„De la part de Sa Majesté musicale, Monsieur François Lisst I, le Signor Pantaléoni est sommé de venir immédiatement."

„Nun erſchien er zwar, allein er hätte beſſer gethan nicht zu kommen, als ſich auf eine ſolche Weiſe in der Geſellſchaft einzuführen.

„Als er eintrat, sagte er, Liszt und mich begrüßend: „Bon jour, Madame! Bon jour, Monsieur Lisst; quant au reste de la société, je m' en f — ."

„Ich war empört über dieses gemeine Betragen, über diese rohe Beschimpfung von Männern, deren Gäste wir waren, denn die Beleidigung erstreckte sich dadurch zugleich auch auf Liszt und mich mit.

„Pantaleoni hatte durch seine Ungeschliffenheit im Nu die Gunst eingebüßt, in der er bisher bei mir gestanden, und ich war im Innersten empört über ihn.

„Er wollte indeß seiner Unanständigkeit die Krone aufsetzen, und führte dadurch einen Auftritt herbei, der in Dresden allgemeinen Skandal erweckte, und Veranlassung war, daß auch mein Name auf eine für mich sehr unangenehme Weise hineingemischt wurde.

„Nach der erwähnten Begrüßung nahm Pantaleoni an Liszts Seite Platz und begann mit demselben ein Gespräch in italienischer Sprache. Entweder in dem Glauben, daß keiner der Anwesenden ihn verstände, oder in der Absicht, Beleidigung auf Beleidigung zu häufen, äußerte er sich auf höchst beschimpfende Weise über die Deutschen im Allgemeinen, und über einige der anwesenden Personen ins Besondere.

„Der Professor Semper, ein ausgezeichneter Künstler, der längere Zeit in Italien zugebracht hatte und der italienischen Sprache vollkommen mächtig war, hörte dem beleidigenden Gespräche einige Zeit mit bewundernswerther

Gelassenheit zu; endlich wurde die Schimpferei ihm aber doch zu toll; er stand daher auf von seinem Sitze, schob seinen Stuhl ruhig zurück, ging mit langsamen Schritten um den Tisch herum, und versetzte dem kecken Italiener mit ächt deutschem Phlegma ein paar gewaltige Ohrfeigen.

„Kaum fühlte Pantaleoni den beschimpfenden Schlag auf seiner Wange, als er wie ein Rasender aufsprang, und in den lächerlichen Ruf ausbrach: „Herr Liszt, wo sind Ihre Pistolen, daß ich mich rächen kann!“

„Da aber Liszt, was Pantaleoni sehr gut wissen konnte, seine Reisepistolen nicht in der Westentasche mit sich herumträgt, ihm also mit diesen Werkzeugen der Rache nicht dienen konnte, ergriff er eines der Tischmesser, und wollte damit auf den Professor Semper einstürmen, der mit bewundernswerthem Gleichmuth unmittelbar nach der vollzogenen und wohlverdienten Exekution seinen Platz, als sei gar nichts vorgefallen, mit eben der Ruhe wieder eingenommen hatte, mit welcher er von demselben aufgestanden war.

„Die Anwesenden entwaffneten mit leichter Mühe den Wüthenden, den Liszt jetzt in eine entfernte Ecke des Zimmers zog, um ihm über sein Betragen Vorwürfe zu machen, und ihn zu irgend einer Ausgleichung des fatalen Vorfalles zu veranlassen, wobei er ihm die wahrhaft originellen Worte sagte: „Wenn Ihnen der Herr Professor Semper die Ehre erwiesen hat, Ihnen ein paar Ohrfeigen zu geben, so wird er Ihnen auch ebenfalls die Ehre

erzeigen, Ihnen dafür Genugthuung zu geben. So aber, wie Sie, beträgt man sich in einem solchen Falle in anständiger Gesellschaft nicht."

„Mir erschien jedoch diese Strafe nach einem so unwürdigen Benehmen noch viel zu gelinde; der Unwille, dessen laute Aeußerung ich bisher nur mühsam unterdrückt hatte, machte sich daher Luft, und ich rief unseren freundlichen Wirthen zu:

„Meine Herren, Herr Pantaleoni hat sich wie eine Memme betragen, ich fordere daher jeden von Ihnen auf, ihn mit Maulschellen zu tractiren."

„Meine Aufforderung blieb ohne Erfolg.

„Das erbitterte und reizte mich noch mehr, als ich es ohnehin schon war, und ich ließ mich von meiner gewöhnlichen Hitze so weit fortreißen, daß ich wüthend aufsprang, zu Pantaleoni trat, und ihn mit verschiedenen wohlverdienten Beschimpfungen überhäufte.

„Er sah mich kalt, beinahe geringschätzend an, wenigstens kam es mir so vor, und sagte dann: „Madame, „ich gehöre nicht zur Polizei!"

„Kaum hatte er diese beleidigende Aeußerung gemacht, die offenbar eine beißende Anspielung auf meine verschiedenen Rencontres mit dieser Macht der Willkür und Tyrannei sein sollte, als auf seine Wangen, welche noch von der flammenden Röthe der Streiche des deutschen Professors brannten, das Duplicat von den Händen einer spanischen Tänzerin niederfiel.

„Er vergalt mir mit einer beſchimpfenden Handbewegung, und obgleich er mich zu ſeinem Glücke nicht berührte, gerieth ich darüber doch ſo außer mir, daß mir das Blut zu Kopfe ſtieg, meine Sinne ſchwanden, und ich mit dem Ausrufe: „Liſzt! Zu Hilfe! Ich werde mißhandelt!“ ohnmächtig auf das Sopha ſank.

„Doch ſtatt ſich meiner anzunehmen, ergriff Liſzt die Flucht, indem ich ihn noch durch den Schleier meiner eintretenden Bewußtloſigkeit rufen hörte:

„Meine Herren, leiſten Sie dieſer Frau Beiſtand! Sie iſt wahnſinnig!“

„Die Herren nahmen ſich meiner an, und als meine Beſinnung zurückgekehrt war, begleiteten ſie mich in unſer Hotel, wohin ſich Liſzt geflüchtet hatte, um dem unangenehmen Auftritte zu entgehen.

„Das unanſtändige Betragen Pantaleoni's wurde nun nochmals beſprochen, und theils durch meine Klagen, theils durch die Reden der Herren kam Liſzt zu der Ueberzeugung, daß Pantaleoni ihm ſelbſt in meiner Perſon eine große Beleidigung zugefügt hatte. Und in der That mußte Liſzt das Benehmen Pantaleoni's gegen die Dame, die als ſeine Begleiterin bei dem Feſte war, als einen ihm ſelbſt angethanen Schimpf betrachten. Da er nun nicht der Mann iſt, an ſeiner Ehre irgend einen Makel haften zu laſſen, ſchrieb er auf der Stelle eine Herausforderung an Pantaleoni. Einer der Zeugen, — wenn ich nicht irre, war es der Doctor Bürck, — übernahm es, das

Billet nach an demſelben Abend an ſeine Adreſſe zu überbringen, und unter dem Verſprechen, ſich den weitern Verlauf der Sache gegenſeitig mitzutheilen, trennten ſich die Frühſtücksgäſte, deren Freude auf eine ſo unwürdige Weiſe getrübt worden war.“

Sechstes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Pantaleoni's Abbitte und Ehrenerklärung. — Stadtgeklatsch. — Ein Schnippchen der öffentlichen Meinung. — Pantaleoni's Duell mit dem Professor Semper. — Ich dringe in Dujarrier, Waffenübungen zu halten. — Die ersten Versuche und mangelhafter Erfolg derselben.

„In aller Frühe des nächsten Morgens empfing Lißt einen Brief von Pantaleoni.

„Dieser sagte, daß er die Forderung nicht annehmen könne, da es ihm unmöglich sei, sich mit dem Manne zu schlagen, der ihm so viel Gutes erwiesen hätte, daß er ihn als seinen Wohlthäter betrachten und ihm deshalb zu ewigem Danke verpflichtet bleiben müßte.

„Er bat seines Betragens wegen um Verzeihung; er gestand, daß er bei dem Vorsatze, die übrige Gesellschaft zu beleidigen, von der er selbst sich verletzt gefühlt, allerdings

überſehen hätte, daß er dadurch zugleich auch Liſzt, der für den Augenblick Theilnehmer dieſer Geſellſchaft und ſogar Gaſt der Uebrigen geweſen wäre, mit beleidigt hätte.

„Zu ſeiner Entſchuldigung führte er jedoch an, daß es ihn am Morgen verdroſſen hätte, die Herren in ſeiner Gegenwart das ganze Frühſtück verabreden zu hören, ohne daß ſie ihm angetragen, mit von der Parthie zu ſein, was doch ganz in der Ordnung geweſen wäre, da ſie ſein vertrautes Verhältniß zu ihm, Liſzt, gekannt, und gewußt hätten, daß er fortwährend in ſeiner Geſellſchaft ſei.

„Er hätte dann, ſo fuhr er in ſeiner Entſchuldigung fort, ſeinen Unmuth zu vertrinken geſucht, und wäre deshalb in ziemlich aufgeregter Stimmung geweſen, als er die verſpätete Einladung zu dem Frühſtück erhalten hätte. So wäre es denn gekommen, daß er ſich und die Rückſichten, die er Liſzt ſchuldig ſei, vergeſſen hätte.

„Auch wegen ſeines Benehmens gegen mich entſchuldigte er ſich, und ich erklärte mich damit zufrieden, da ich der Meinung bin, daß man einem Menſchen, der ſeiner Sinne nicht vollkommen mächtig iſt, die Verzeihung nicht verſagen darf, ſobald er, wieder nüchtern geworden, ſein Unrecht erkennt und eingeſteht.

„Liſzt erklärte ſich in einer Antwort, die er Pantaleoni ſchrieb, ebenfalls mit der empfangenen Genugthuung zufrieden. Er ſagte ihm jedoch, daß er einen Menſchen, der eine ſolche Beſchimpfung, wie ihm von dem Profeſſor Semper zu Theil geworden, auf ſich ſitzen laſſe,

ohne auf herkömmliche Weiſe den Makel von ſeiner Ehre abzuwaſchen, nicht ferner in ſeiner Geſellſchaft dulden könne, daß er ihn daher bitten müſſe, ſeinen Umgang zu meiden, bis er ſich mit dem Profeſſor Semper, der ihm als ein bekannter Ehrenmann dieſe Satisfaction gewiß nicht verweigern würde, geſchoſſen hätte."

„Und iſt dieſes Duell wirklich erfolgt?" fragte mich Dujarrier, der mir die Verſicherung gab, daß meine Erzählung ihn ungemein intereſſirt hätte, und daß er ſie zu einem pikanten Artikel zu benutzen gedächte.

„Davon ſpäter," entgegnete ich; „jetzt laß Dir nur noch den kurzen Schluß der Geſchichte mittheilen, ſo weit ich ſelbſt dabei intereſſirt bin."

„Gern, meine Lola," ſagte er. „Ich höre Dir mit Vergnügen zu, und bitte Dich alſo, fortzufahren."

„Ich that es.

„Wie Du Dir wohl denken kannſt, machte die Sache ungeheures Aufſehen, und war am nächſten Tage das allgemeine Stadtgeſpräch. Denn obgleich Reſidenz, iſt Dresden ein gewaltiges Klatſchneſt, und beinahe die ſämmtlichen Theilnehmer des unglückſeligen Frühſtücks waren allgemein bekannte Männer; beſonders jedoch waren es Liſzt und ich als „öffentliche Perſonen", als berühmte Kunſtnotabilitäten, welche bei der fatalen Geſchichte genannt wurden. Dienſteifrige Freunde, an denen es bei dergleichen Gelegenheiten nie fehlt, hinterbrachten uns mit geſchäftiger Eile alle die verſchiedenen Urtheile, die im

Publikum über den „Skandal“, wie man es nannte, gefällt wurden.

„Lißt verdroß dies eben ſo ſehr, wie mich ſelbſt, und nicht gewohnt, ſich um das Gerede der Leute zu kümmern, beſchloß er, dies zu zeigen, und dem Urtheile der Welt zu trotzen. Deshalb gab er mir den Arm, mich an alle die Orte zu führen, wo man die meiſten Menſchen erwarten durfte. Am Abend gingen wir mit einander in das Theater, nahmen die Vorderplätze einer Loge im erſten Range ein, und plauderten ſo lebendig, unbefangen und heiter, daß man deutlich ſehen konnte, wie wenig wir uns um das grämten, was die Menſchen vielleicht in dieſem Augenblicke über uns ſprechen möchten.

„Das Geklätſch war dadurch bald zum Schweigen gebracht, und die Sache ſo weit beendigt, als ſie Lißt und mich betraf.

„Anders war es mit Pantaleoni und dem Profeſſor Semper.

„Es lag dem Erſtern zu viel an der Wiedergewinnung von Lißt's Freundſchaft und Protection, als daß er nicht deſſen Verlangen um jeden Preis hätte erfüllen ſollen. Er forderte daher den Profeſſor Semper auf Piſtolen, und dieſer nahm es an. Beide gaben ſich ein Rendezvous in Cöthen, wo der Kugelwechſel Statt finden ſollte. Pantaleoni ſtellte ſich pünktlich ein, doch der Profeſſor Semper, deſſen Kampfluſt verraucht zu ſein ſchien, blieb aus Drei Tage wartete Pantaleoni ver-

gebens auf seinen Gegner. Am dritten endlich, als er in voller Wuth abreisen wollte, und den festen Entschluß gefaßt hatte, Semper wegen der bewiesenen Feigheit öffentlich zu beschimpfen, traf ihn ein vertrauter Freund Liszt's und Sempers, der von dem ganzen Handel unterrichtet worden war, der Professor —l—. Diesem widerstrebte es, das Aergerniß noch nachträglich vor das große Publikum zu ziehen. Er gab sich daher alle Mühe, Pantaleoni zu beschwichtigen, und es gelang ihm durch die Zusicherung, den Professor Semper noch nachträglich zu bestimmen, daß er sich stelle. Denn bei der Drohung Liszt's, Pantaleoni von seinem Umgange gänzlich auszuschließen, bis er seine Ehre rein gewaschen hätte, lag demselben Alles daran, daß das Duell wirklich vor sich ging.

„Professor —l— und Pantaleoni reis'ten daher zusammen nach Dresden, und nach einigem Sträuben wurde der Professor Semper durch die Vorstellungen des Erstern bewogen, bei einem zweiten Rendezvous, das in Meißen, einem kleinen Städtchen, unfern Dresden, verabredet wurde, sicher zu erscheinen.

„Dort ging das Pistolenduell wirklich vor sich, doch wollte die böse Welt behaupten, bei beiden Duellanten sei die erste Hitze verraucht gewesen, sie hätten keine Lust gehabt, ihr Leben auf das Spiel zu setzen, und daher die Posse „blind geladen" aufgeführt, nur um der Anforderung Liszt's zu genügen und Pantaleoni bei demselben wieder in Gunst zu setzen.

„Was an dieſem Gerede Wahres geweſen iſt, mag ich nicht unterſuchen, kann auch kaum glauben, daß zwei Männer, denen ihre Ehre nicht gleichgiltig ſein kann, wirklich ſo feig waren; allein ſo viel iſt gewiß, daß bei dieſem, mit ſo gewaltigem Lärmen eingeleiteten Kampfe kein Blut floß, und daß beide Duellanten geſund und wohlbehalten, und mit einander ausgeſöhnt, nach Dresden zurückkehrten.“

„Das Duell iſt doch wirklich eine Abſurdität!“ ſagte Dujarrier, als ich meine Erzählung beendigt hatte.

„Alſo würdeſt Du Dich nicht ſchlagen?“ fragte ich, und ſah ihn verwundert an, denn aus ſeiner Aeußerung ſchien mir Mangel an Muth hervorzugehen; der Argwohn aber, ein Mann, der mir theuer iſt, ſei feig, würde mir unerträglich ſein.

Er ſchien in meinen innerſten Gedanken geleſen zu haben, denn lächelnd erwiderte er:

„Du irrſt, meine Lola; ich würde eben ſo gut, wie jeder andere Mann von Ehre dieſem Vorurtheile genügen, allein indem ich dies thäte, würde ich beklagen, daß die Verſchrobenheit der Welt uns zwingt, eine Handlung zu begehen, welche wir ſelbſt als ein Unrecht, und als die Wirkung eines verwerflichen Vorurtheils erkennen.“

„Alſo haſt Du ſchon ohne Furcht an die Möglichkeit gedacht, Dich zu duelliren?“ fragte ich ihn.

„Allerdings!“

„Und trafſt Du Deine Vorkehrungen für dieſe Möglichkeit?“

„In wiefern?“

„Indem Du Dich im Gebrauch der Waffen übteſt!“

„Wozu dieſer unnütze Zeitverluſt? Ich bin zu friedfertiger Natur, als daß ich ein Duell befürchten müßte. Ich nehme mich nicht aus Feigheit, ſondern aus Sitte und Anſtand in Acht, Andere zu beleidigen, und würde ich ſelbſt beleidigt, ſo würde ich zu verzeihen wiſſen.“

„Mein Freund,“ ſagte ich, „die Verzeihung, ſo edel ſie auch ſein mag, iſt mit den Begriffen von Ehre, wie ſie nun einmal in der Welt beſtehen, nicht immer verträglich. Zumal in Deiner Stellung als Journaliſt kann ſich die Nothwendigkeit zu einem Duelle zeigen, wo Du ſie am Wenigſten erwarteſt, und wenn Deine Feinde Deine Unerfahrenheit in der Handhabung der Waffen kennen lernen, möchten ſie gar leicht auf den Gedanken kommen, Dich durch eine Kugel zum Schweigen zu bringen, da ſie es durch die Feder nicht vermögen.“

„Du biſt eine Thörin, Lola,“ entgegnete er lachend.

„Mag ſein,“ ſagte ich, von einer unwillkürlich aufſteigenden Angſt ergriffen. „Allein ich müßte in beſtändiger Sorge um Dein Leben ſchweben, wüßte ich Dich ſo ſchutz- und vertheidigungslos der Bosheit dieſes tückiſchen Jeſuitengezüchtes Preis gegeben. Deshalb beſchwöre ich Dich bei Deiner Liebe zu mir, beſuche künftig den Fechtboden, übe Dich im Piſtolenſchießen.“

„Aber wozu denn? Ich frage Dich noch ein Mal? — Glaube mir, ich habe kein Duell zu befürchten!“

Doch ich ließ in meinen Bitten nicht nach, bis Dujarrier sich meinen Wünschen fügte.

Ich ließ meine Pistolen bringen und wir fuhren augenblicklich nach einem Schießstande.

Hier machte ich die traurige Entdeckung, daß mein armer Freund kaum wußte, wie man ein Pistol in die Hand nimmt, geschweige denn, daß er es mit Geschicklichkeit zu gebrauchen verstand.

Ich unterwies ihn nun, wie er es zu machen hätte, allein er zeigte so wenig Anlage, daß er nicht einmal die Scheibe traf. Ich wurde nicht müde in meinem Unterrichte, und bewies ihm, wie leicht die Sache sei, indem ich mehrmals hintereinander in das Schwarze schoß; allein nachdem er sich eine volle Stunde geübt, hatte er noch so wenig Fortschritte gemacht, daß ich daran verzweifelte, es ihn je zu einer größern Fertigkeit bringen zu sehen. Gleichwohl versprach er mir, sich fleißig zu üben.

Ach, er sollte nicht die Zeit gewinnen, Wort zu halten!

Es schien eine finstere Ahnung gewesen zu sein, die mich getrieben hatte, ihn so ängstlich zu bitten, daß er sich mit dem Gebrauche der Waffen vertraut machen möchte!

Was ich von der Bosheit seiner Feinde gesagt hatte, war nur zu treffend! Sie trachteten dem muthigen Vor-

kämpfer geiſtiger Freiheit, des Lichtes und der Wahrheit nach dem Leben, und wie ſie ihre hölliſchen Abſichten ſtets zu vollbringen wiſſen, ohne ſich dem Arme des weltlichen Richters bloszuſtellen, ſo auch hier. Sie verübten den Mord an dem Wehrloſen, und gingen ſtraflos für die verübte Frevelthat aus, obgleich die böſe Abſicht offen am Tage lag.

Die Mutter Madelaine hatte nur zu richtig geſehen. Dujarrier wurde vom Blute überſtrömt, doch es war das Blut des Gemordeten, nicht des Mörders, das ſeine erblaßten Wangen roth färbte.

Ich bin hier zu einem ſchrecklichen Ereigniſſe meines Lebens gediehen, und obgleich die Tage, die mich von jener Epoche trennen, für mich mit Ruhm und Glanz erfüllt waren, kann ich ihrer doch noch jetzt, nach dem Verlaufe mehrerer Jahre, nie gedenken, ohne von dem tiefſten Schmerze ergriffen zu werden!

Siebentes Kapitel.

Abendgesellschaft bei Fräulein Liévenne. — Diner bei den frères provençaux. — Rosemond von Beauvallon. — Das Duell. — Dujarriers Tod. — Seine Großmuth. — Der Prozeß gegen Beauvallon. — Ich verlasse Paris. — Flüchtiger Besuch in Baden-Baden. — In Hamburg. — Ich will nach Wien, und werde in München zurückgehalten.

Wir hatten in den ersten Tagen des März (1845) eine Abendgesellschaft bei der lieblichen Liévenne gehabt.

Bei dem Spiel, das bei dergleichen Gelegenheiten nie zu fehlen pflegt, war ein Zug unentschieden geblieben, so daß sich nicht bestimmen ließ, welchem der beiden dabei interessirten Personen die Summe zukam, die dabei auf dem Spiele stand.

Einer aus der Gesellschaft machte den Vorschlag, die 15 Louisdor, um die es sich handelte, auf ein Diner zu verwenden. Der Gedanke fand allgemeinen Beifall und das Diner wurde für den 7. März in der Restauration zu den frères provençaux verabredet.

Als der Tag erschien, fühlte ich mich so unwohl, daß es mir unmöglich war, mit von der Parthie zu sein, so viel Vergnügen ich mir auch von dem heitern Mahle versprechen durfte, an welchem viele interessante Personen Theil nehmen sollten. Ich nenne von den 18 oder 20 Gästen der Tafelrunde, aus denen die Gesellschaft bestand, nur die folgenden Namen, die mir im Gedächtniß geblieben sind, weil sie bei dem daraus entsprungenen Drama die Hauptpersonen waren und am häufigsten genannt wurden.

Obenan möge der Unglückselige stehen, dessen Namen ich nie ohne einen gewissen Schauder aussprechen oder niederschreiben kann: Rosemond de Beauvallon, Mitredacteur des Globe, welcher in einer feindlichen oder doch wenigstens gespannten Stellung gegen Dujarriers Presse stand. Er ist ein Creole, von der Insel Guadeloupe stammend, und hat in seinem Character jenes Tückische und zugleich Aufbrausende, das man den Creolen im Allgemeinen nachsagt.

Ferner waren zugegen: Roger von Beauvoir, Graf Flers, Arthur Bertrand, Gutsbesitzer in Chateauroux, Fräulein Lévenne vom Vaudeville-Theater, Saint-Agnan, Danguy, Fräulein Julia John, genannt Mallet, Fräulein Athala Beauchêne, Fräulein Victorine Capon, Schauspielerinnen verschiedener Theater, und noch mehrere Andere.

Dujarrier zeigte auch eben keine Lust, hinzugehen.

„Dieser Beauvallon ist mir zuwider," sagte er.

„Ich mag den Menſchen nicht leiden, und es iſt mir unangenehm, in ſeiner Geſellſchaft zu ſein.“

Ich glaubte indeß, er nähme dieſen Grund nur als Vorwand, nicht zu dem Diner zu gehen, weil ich nicht daran Theil nehmen konnte. Der Gedanke war mir peinlich, daß er ſich meinetwegen ein Vergnügen verſagen ſollte, und ich redete ihm daher zu. Er verſprach mir leider, meinen Wunſch zu erfüllen, und ſo war denn ich es gewiſſermaaßen, die ihn in den Tod ſendete.

Ich würde über dieſen Gedanken untröſtlich ſein, müßte ich mir nicht ſagen, daß Beauvallon, wäre ihm auch dieſe Gelegenheit entgangen, eine andere herbeizuführen gewußt haben würde, ſeine finſtern Pläne zur Ausführung zu bringen.

Am 8. März beſuchte mich Dujarrier ſpäter als gewöhnlich. Es ſchien mir, er ſei verſtimmt und zerſtreut; als ich ihn jedoch fragte, ob ihm irgend etwas fehle, ob bei dem Diner etwas Unangenehmes vorgefallen ſei, antwortete er verneinend, und ſchon nach kurzer Zeit entfernte er ſich wieder unter dem Vorwande dringender Druckangelegenheiten und ſonſtiger Geſchäfte.

Ich ſah ihn in den Tagen, die noch bis zu dem des unglückſeligen Duelles verfloſſen, viel ſeltener, als ſonſt, und ſeine Aufregung, ſeine Unruhe, fielen mir auf. Ich beſtürmte ihn mit Fragen, was ihm ſei, doch er gab mir nur ausweichende Antworten, und auch alle die andern Perſonen, die bei dem Diner zugegen geweſen waren,

und an die ich mich wandte, gaben mir keine befriedigende Antwort.

So blieb ich denn in Ungewißheit über ein Ereigniß, dem ich zuverläſſig eine andere Wendung zu geben gewußt haben würde, wäre ich davon unterrichtet geweſen.

Daß Dujarrier mir nichts ſagte, kann ich nicht einem Mangel an Vertrauen zuſchreiben, denn er gab mir von deſſen Unbegränztheit bei vielen andern Gelegenheiten die überzeugendſten Beweiſe. Es iſt mir klar, daß er mich nicht durch die Angſt um ſein Leben beunruhigen wollte, und dieſe zarte Rückſicht hat der Unglückliche theuer bezahlen müſſen.

Zwar erfuhr ich endlich durch einen Zufall, daß Dujarrier ein Duell haben ſollte, allein man nannte mir Herrn Roger von Beauvoir als ſeinen Gegner, und während ich Einleitungen traf, die Sache mit dieſem auszugleichen, was ich bei der Kenntniß, die ich von ſeinem Charakter hatte, ohne Schwierigkeit bewerkſtelligen zu können hoffte, ging die eigentliche Sache ungeſtört ihren Gang.

Am Morgen des 11. März endlich ſollte der Schleier ſinken, der mir bisher die Wahrheit verhüllt hatte. Um 9 Uhr früh erhielt ich von Dujarrier das letzte Lebenszeichen. Er ſchrieb mir:

„Meine liebe Lola!

„Ich muß mich heute auf Piſtolen ſchießen. Dieſe Nachricht wird Dir erklären, weshalb ich Dich geſtern

Abend so früh verließ und diesen Morgen nicht kam, um Dich zu sehen. Ich bedarf zu dem ernsten Gange der Ruhe, und wollte Dir den Kummer ersparen, den es Dir gemacht haben würde, mich einer solchen Gefahr ausgesetzt zu sehen.

„In zwei Stunden ist Alles beendigt.

„Bis dahin umarme ich Dich in Gedanken und küsse Dich tausend Mal, meine Lola, mein geliebtes kleines Weibchen.

„Dein Dujarrier."

Ach, er schrieb die Wahrheit! Nach zwei Stunden war Alles beendigt!

Kaum hatte ich das Billet erhalten, als ich nach Dujarriers Wohnung eilte.

Ich hatte gehofft, ihn noch zu finden, allein er war schon vor zwei Stunden ausgegangen. Wohin? das wußte mir sein Diener nicht zu sagen.

Hatte ich indeß auch die Hoffnung, ihn zu finden, so konnte dies nur an einem Orte sein. Das bois de Boulogne ist der gewöhnliche Schauplatz für die Ausgleichung aller Ehrensachen. Dorthin flog ich in stürmischer Eile. Ich durchkreuzte es in allen Richtungen. Vergebens! Die That, die ich auf Gefahr meines eigenen Lebens verhindert haben würde, war schon vollbracht, — mein edler Freund aus dieser Welt, deren Zierde er war, bereits abberufen.

Gegen Mittag brachte man mir die Nachricht von

dem Tode meines unvergeßlichen Freundes. Ich eilte hin, an ſeiner Leiche meinen Schmerz auszuweinen. Ich bedeckte das ſchöne Geſicht, welches durch den Schuß gräßlich entſtellt war, mit meinen Küſſen, und glaubte, den harten Verluſt, den das Schickſal mir aufgebürdet hatte, nicht überleben zu können. Indeß gewährte es mir einen erquickenden Troſt, meine Thränen mit denen von Dujarriers bejahrter Mutter vermiſchen zu können.

Ich mußte es erkennen, daß der Himmel in ſeinem unerforſchlichen Rathſchluſſe ihr eine noch härtere Prüfung auferlegt hatte, als mir; denn ſie verlor in dem Ermordeten nicht nur ihr einziges geliebtes Kind, ſondern auch die Stütze ihres Alters!

Einige Tage ſpäter zeigte mir der Schwager Dujarriers, Herr François, an, daß der Verewigte mir ein Legat von 150,000 Fr. ausgeſetzt hätte. — So war alſo mein edler Freund noch im Tode für die Sicherung meiner Zukunft bedacht geweſen.

Das unglückliche Ereigniß hatte mir Paris ſo verleidet, daß ich gern unmittelbar nach der Beerdigung von dort entflohen wäre, durch die Veränderung des Aufenthaltsortes die Zerſtreuung meines Schmerzes zu ſuchen, die für meine angegriffene Geſundheit eigentlich unerläßlich geweſen wäre; allein die Ordnung der Nachlaßangelegenheit und meiner Erbſchaft ließ mich nicht fort, und dann mußte ich ausharren bis nach Beendigung des

Prozesses, den Dujarriers Familie gegen Beauvallon eingeleitet hatte.

Ich sah mich gezwungen, dabei als Zeugin zu erscheinen, obgleich ich weder bei dem Diner, das zu dem Duelle Veranlassung gab, noch bei diesem selbst zugegen war.

Sobald indeß der Prozeß beendigt war, durch den Herr Rosemond von Beauvallon zwar von der Anklage des beabsichtigten Meuchelmordes freigesprochen, dagegen jedoch zu 20,000 Fr. Schadenersatz an die hinterlassene Familie und zur Tragung aller Kosten des Prozesses verurtheilt wurde, litt es mich nicht länger in Paris.

Ich verließ die Stadt, welche ich mit so vielen Hoffnungen betreten, in der ich anfangs ein so heiteres, genußreiches Leben geführt hatte, bereichert durch eine schmerzliche Erfahrung, erschüttert, betrübt, und mit dem Leben zürnend.

Unschlüssig, wohin ich mich zunächst wenden sollte, trieb mich das Bedürfniß, Erheiterung, Zerstreuung aufzusuchen, wieder nach Baden-Baden. Doch der Ort erschien mir durch meine veränderte Gemüthsstimmung in einem ganz anderen Lichte, als bei meinem ersten Besuche und statt mich zu amusiren, langweilte ich mich.

So blieb ich denn nur kurze Zeit dort, und schwärmte hierauf ruhelos in einem großen Theile von Deutschland umher.

Ich besuchte Hamburg, Helgoland und hatte die

Absicht, nach Wien zu gehen, als ich durch die Bestimmung meines Schicksales an München gefesselt wurde, wo ich ursprünglich nur so lange zu verweilen gedachte, als zu einem kurzen Gastspiele nöthig war, wegen dessen ich von Hamburg aus mit der Intendanz des Münchner Hoftheaters in Unterhandlungen getreten war, ohne diese jedoch zu einem erwünschten Abschlusse bringen zu können.

Ich hoffte durch mein persönliches Erscheinen die Schwierigkeiten leicht heben zu können, und nahm daher meinen Weg nach Wien über München.

Mein dortiger Aufenthalt sollte ungleich länger dauern, und eine ganz andere Wendung nehmen, als ich mir träumen ließ, indem ich Bayerns Hauptstadt betrat.

Wie wenig ahnete mir, daß hier die Prophezeiung der Mutter Madelaine, an die ich kaum noch dachte, ihre Erfüllung finden sollte.

Achtes Kapitel.

Ankunft in München. — Die Kunstschöpfungen König Ludwigs. — Mein Brief an den Intendanten. — Unerwartete abschlägige Antwort desselben. — Ich bitte und erhalte eine Audienz von dem Könige. — Bericht über dieselbe. — Mein Auftreten befohlen. — Freundliche Anmeldung des königlichen Besuches.

Als ich in München ankam, ging ich nicht sogleich zu dem Intendanten, sondern benutzte die ersten beiden Tage meines dortigen Aufenthaltes, die Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen.

Meine Bewunderung erweckten besonders die Prachtgebäude, mit denen der kunstsinnige Dichter-König seine Residenz verschönert hat, und dies, wie alles Das, was ich schon früher von dem Geiste dieses ausgezeichneten Mannes hörte, der die goldene Krone des Herrschers und den grünen Lorbeerkranz des Dichters auf seinem Haupte vereinigt, erweckte in mir den sehnlichen Wunsch, den König persönlich kennen zu lernen, zu sehen, ob sein

Aeußeres dem Bilde entſprach, das meine ſchöpferiſche Phantaſie ſich von ihm entworfen hatte.

Eine erwünſchte Gelegenheit ſollte ſich dazu zeigen, und ich ſäumte nicht, ſie zu benutzen.

'Zur Feier eines religiöſen Feſtes fand eine Prozeſſion Statt. Der ganze Hof und der König ſelbſt waren mit in dem Zuge.

Ich miſchte mich unter das Volk. Es gelang mir nicht ohne Anſtrengung, einen Platz zu erringen, auf welchem der ganze Zug unmittelbar an mir vorbei mußte, ſo daß ich meinen Wunſch erfüllen und den König ganz in der Nähe ſehen konnte.

Es währte lange, bis ich meine Ungeduld befriedigt ſah, endlich jedoch erſchien der gekrönte Dichter.

Er ging kaum einen Schritt von mir entfernt, an mir vorüber. Sein Auge weilte eine Sekunde auf mir, und unwillkürlich fühlte ich mich zu dem Ausrufe hingeriſſen:

„Welch ein ſchöner Kopf! Welch geiſtreiches Auge!“

Es ſchien, als habe der König meine Worte vernommen, denn er richtete lächelnd einen flüchtigen Blick zurück nach mir. Dann wendete er ſich um zu einem Adjutanten, der hinter ihm ging, und flüſterte ihm einige Worte zu, worauf der Offizier ſich ebenfalls nach mir umſah.

Ich erſchrak über die Unbeſonnenheit, die ich begangen. Hatte der Monarch wirklich meine Worte gehört,

— und so schien es in der That, — was mußte er dann von mir denken!

Ich zerbrach mir indeß darüber nicht lange den Kopf, denn was hilft es, sich um Dinge plagen, die sich doch nicht mehr ändern lassen?

Nach Hause zurückgekehrt, zeigte ich jedoch sogleich dem Intendanten meine Ankunft an, und bat ihn, mir eine Stunde, zu bestimmen, zu welcher ich ihm meinen Besuch machen könnte, wegen des Gastspieles mit ihm nähere Rücksprache zu nehmen. Denn der Wunsch war in mir erwacht, länger in München weilen zu können.

Wo die Kunst gepflegt wird, da fühlt die Künstlerin sich wohl und heimisch. Ich wünschte, daß Bayern mir eine zweite Heimath werden möchte.

Und sie sollte es werden! Doch leider nur für kurze Zeit.

Inzwischen erhielt ich, zu meinem Erstaunen, keine Antwort von dem Intendanten.

Ich vermuthete, meine Zeilen wären nicht in seine Hände gelangt, und ich wiederholte da meine Frage, wann ich ihn wegen meines Gastspieles sprechen könnte, nochmals.

Am Tage darauf erhielt ich eine kalt-höfliche Antwort, worin mir der Intendant sein Bedauern darüber aussprach, mir das Gastspiel jetzt nicht mehr bewilligen zu können, da sich seit unserer Correspondenz darüber die

Verhältniſſe geändert und er inzwiſchen über die damals noch freie Zeit ſchon anderweitig verfügt.

Mich hätte nichts mehr verdrießen können, als dieſe Nachricht grade in dem Augenblicke, wo ich bei mir ſelbſt die Abſicht gefaßt hatte, wo möglich in München länger zu weilen, als es anfangs mein Wille war.

Sollte ich mich durch ein ſo unbedeutendes Hinderniß, wie die abſchlägige Antwort eines Theaterintendanten, abſchrecken laſſen? Nimmermehr!

Gewohnt, nicht lange Umwege einzuſchlagen, ſondern grade auf das Ziel los zu gehen, ſchrieb ich augenblicklich an den König, ihn um eine Audienz zu bitten.

Schon am nächſten Morgen erhielt ich die Zuſage derſelben. Sie wurde mir durch einen Adjutanten überbracht, in welchem ich eben jenen Offizier zu erkennen glaubte, der in der Prozeſſion unmittelbar hinter dem König gegangen war.

Meine Abſicht war, mich in der Audienz über die Weigerung des Intendanten, mir das früher in Ausſicht geſtellte Gaſtſpiel zu bewilligen, zu beſchweren, und durch königliches Machtgebot mein Auftreten zu erzwingen.

Mein Zweck wurde vollkommen erreicht. Der König zeigte ſich ſo überaus gnädig gegen mich, daß er, nachdem er meine Beſchwerde angehört hatte, augenblicklich zum Schreibtiſch ging, einige Worte niederſchrieb, und mir dann ein an den Intendanten gerichtetes Blatt übergab, auf welchem ich nichts als die Worte las:

„Ich wünsche, Sennora Montez recht bald auftreten zu sehen.

„Ludwig."

„Ich denke," sagte er dann lächelnd, „der Herr Intendant wird nun die Zeit zu finden wissen, die ihm nach seinem Briefe an Sie mangelt."

„Und ich werde Alles aufbieten," erwiderte ich, „durch meine Leistungen Eurer Majestät Kunstsinn zu befriedigen."

„Ich habe bewundert, was die Natur für Sie that," sagte er galant, „und ich zweifle nicht, daß ich eben so werde bewundern können, was Sie für die Kunst thun."

Ich erachte es für ganz besonders nöthig, diese Worte des Königs hier anzuführen, da sie einen ähnlichen Klang haben, wie die, welche meine Feinde ihm bei der Erzählung dieser folgenreichen Audienz in den Mund legen.

Ich sehe mich, mit Verleugnung des Zartgefühles, gezwungen, auch diese Worte hier anzuführen, da sie beweisen, wie weit die Bosheit in der Entstellung der Wahrheit gehen kann.

Man ist schaamlos genug gewesen, zu behaupten, der König, der in seinem ganzen Benehmen gegen mich nie die feine Galanterie des hochgebildeten Mannes verleugnete, wäre bei jener Audienz durch die körperlichen Vorzüge, mit denen die Natur mich begabte, gereizt worden, und hätte, begleitet von einer unschicklichen Handbewegung, die Frage an mich gerichtet:

„Kunſt oder Natur?“

Darauf ſoll ich dann, aller weiblichen Sitte Hohn ſprechend, ausgerufen haben: „Ueberzeugen Eure Majeſtät ſich ſelbſt davon?“ zugleich die Gelegenheit dazu mit der Frechheit einer Courtiſane bietend.

Wohl habe ich mich in meinem Leben frei gemacht von ſo manchen Feſſeln der Etikette und Convenienz, allein ich kenne ſehr gut die Gränzlinie, die das Weib nie überſchreiten darf.

Hätte ich indeß mich ſelbſt und den hohen Rang deſſen, dem ich gegenüberſtand, ſo weit vergeſſen wollen, wie boshafte Verläumdung es mir nachſagte, ſo wäre doch gewiß ein ſo gemeines Mittel am allerwenigſten geeignet geweſen, einen günſtigen Eindruck auf ein äſthetiſch durchgebildetes Dichtergemüth wie das König Ludwigs zu machen, und ich würde dadurch den Zweck, den meine Feinde mir in ihrer eigenen Gemeinheit unterſchieben wollen, verfehlt haben, ſtatt ihn zu erreichen.

Doch ſo ſind die Menſchen! Weil ich in der That ſo glücklich war, in jener Audienz einen ſehr günſtigen Eindruck auf den König zu machen, und man mir an verſchiedenen Orten die Ehre erwieſen hat, viele Worte über meine ſogenannte Schönheit zu machen, nehmen ſie an, nur durch dieſe, und ſogar durch eine freche Zurſchauſtellung derſelben, hätte ich die beinahe wunderbare Wirkung hervorbringen können, weil ſie ſelbſt zu beſchränkten

Geistes sind, um durch dessen Eigenschaften irgend einen Sieg zu erringen.

Nachdem der König mir jene Zeilen für den Intendanten eingehändigt hatte, entließ er mich sehr huldvoll, indem er sagte:

„Ich hoffe, Sie bald auf meinem Theater zu bewundern; wenn Sie mir indeß erlauben, so sehe ich Sie noch vorher in Ihrer Wohnung. Ich finde Gefallen an Ihrer Unterhaltung, und wünsche derselben öfter und ungezwungen zu genießen. Hören Sie wohl, ungezwungen; es ist daher nicht der König, der Sie besuchen wird, sondern der Dichter, und als Künstlerin wissen Sie, wie Sie einen solchen zu empfangen haben."

„Ohne Umstände!" erwiderte ich lächelnd, indem ich mich verbeugte, um zu gehen.

„Ohne Umstände!" wiederholte er, und entließ mich mit einer gnädigen Handbewegung.

Neuntes Kapitel.

Bayerns politische Lage bei meiner Ankunft. — Die Herrschaft des Ultramontanismus. — Des Königs erster Besuch. — Ein Liebesbrief. — Glänzende Aussichten.

Ich war, wie ich dies stets zu thun pflege, in dem ersten Gasthause abgestiegen.

Man genießt dadurch den Vortheil, so unbekannt man auch an einem Orte sein mag, binnen kurzer Zeit mit den öffentlichen Verhältnissen desselben vertraut zu werden, indem man an der Table d'hôte ißt, denn neben den Fremden, welche die Mehrzahl der Tischgäste bilden, sind immer auch viele Einheimische anwesend, und eben dieses Gemisch von Inländern und Ausländern giebt Veranlassung, alle Verhältnisse der Stadt, und wenn man in einer Residenz ist, auch des ganzen Landes, zu besprechen. Die Fremden thun Fragen über dies und jenes, die Einheimischen beantworten sie mit gastfreundlicher Bereitwilligkeit, und bald kann man, giebt man sich nur einige Mühe,

in die verschiedenartigsten Verhältnisse eingeweiht werden, die einem noch Monate lang unbekannt geblieben sein würden, hätte man eine Privatwohnung bezogen, oder auf seinem Zimmer das Mittagessen eingenommen, statt an der Table d'hôte.

Diese Erfahrung hatte ich auf meinen Reisen schon an vielen Orten gemacht, und ich fand sie auch hier bestätigt.

Schon nach einigen Tagen hatte ich durch die verschiedenen Gespräche, bei denen ich theils eine aufmerksame Zuhörerin war, und die ich theils selbst herbeizuführen oder nach meiner Absicht zu lenken wußte, eine ziemlich klare Einsicht in die damaligen Verhältnisse Bayerns gewonnen.

Zugleich bildete ich mir einen recht angenehmen geselligen Kreis, der sich Abends auf meinem Zimmer zu versammeln pflegte. Durch die Gespräche, die dann geführt wurden, gewann ich abermals manch tiefern Blick in Bayerns Lage, denn auf meinem Zimmer legte sich Mancher in seinen Aeußerungen weniger Zwang auf, als an der öffentlichen Wirthstafel.

So erfuhr ich denn, daß Pfaffen- und Jesuitenthum in diesem unglücklichen Lande in schönster Blüthe standen. Die Polizei trieb ihr öffentliches und geheimes Unwesen. Mönche jeder Farbe und jeden Gelichters bedeckten, gleich Heuschreckenschwärmen, den Boden Bayerns beinahe eben so zahlreich, wie den m...es Vaterlandes. Benedictiner,

Franziskaner, Kapuziner, Karmeliter, Redemptoriſten, barmherzige und Schulſchweſtern vermehrten ſich zuſehends, als hätte auch über ſie der Herr ſeinen Spruch gethan: „Seiet fruchtbar und mehret Euch!“

Ja freilich! Sie hatten ſich vermehrt, doch fruchtbar waren ſie nicht, vielmehr zehrten ſie die Früchte des Landes auf.

Sonderbar! Während in anderen katholiſchen Ländern, die eine gemiſchte proteſtantiſche Bevölkerung haben, die Geiſtlichkeit dieſer letztern für Wahrheit und Licht kämpfend gegen die Verdummungsbeſtrebungen des katholiſchen Clerus in die Schranken zu treten pflegt, ſtanden in Bayern nach Allem, was ich davon hörte, ſelbſt die proteſtantiſchen Schul- und Kirchenbehörden auf der Seite des Obſcurantismus, und die hohe Schule deſſelben war die Univerſität Erlangen. Wer liberale Geſinnungen in kirchlicher oder politiſcher Beziehung zu äußern wagte, ja wer ſich derſelben auch nur verdächtig machte, war der mannigfachſten Verfolgungen gewiß und das bayriſche Volk im Allgemeinen erbarmungslos der Jeſuitenpartei Preis gegeben.

Der König, perſönlich nichts weniger als ein Finſterling, wurde durch allerhand unwürdige Mittel über den wahren Zuſtand des Landes getäuſcht, ſein ſchönes Vertrauen auf jede Weiſe hintergangen. Während er glaubte, das Miniſterium Abel ſei bei dem Volke beliebt, wurde es

von demſelben gehaßt, verabſcheut, und mit Recht als ſein größter Feind betrachtet.

Uebermüthig geworden durch die gehabten Erfolge, ſuchte dieſe Partei ihre Macht weiter und weiter auszudehnen und ſelbſt die des Königs zu beſchränken, um auf deren Koſten die ihrige zu erweitern.

Dadurch verſah ſie es. Sie ging zu weit, und die Unterdrückten begannen ſich zu regen, ihre Kräfte zu prüfen, ſich enger an einander zu ſchaaren, und beſchloſſen, einen hartnäckigen Kampf zu wagen, um wo möglich die drohende Unterjochung abzuwenden.

So ſtanden die Sachen, als ich nach Bayern kam.

Als ich dieſen Zuſtand der Dinge vernahm, ſeufzte ich unwillkürlich:

„Wer da helfen, wer König und Volk frei machen könnte von dieſer unwürdigen Knechtſchaft!“

Und mit dem Beiſtande des Himmels, der mich unbedeutende Perſon zu ſeinem Werkzeuge erkor, ſollte mir binnen unglaublich kurzer Zeit gelingen, was die ausgezeichneteſten, die geiſt- und kenntnißreichſten Männer Bayerns bisher vergebens erſtrebt hatten.

Der Herr, als deſſen bevorzugte Kinder jene Finſterlinge ſich ausgaben, öffnete Herz und Kopf des Königs für die Worte, die aus meinem glühenden Innern ſtrömten, und ich erntete den Segen des ganzen Landes.

Doch ich hatte es mit zu mächtigen, zu liſtigen und zu gewiſſenloſen Feinden zu thun; ſie machten mich zum

Gegenstande der gehäſſigſten Verleumdungen, die ſie in ein förmliches Syſtem ununterbrochener Verfolgung zu bringen wußten; der Saame der Finſterniß, den ſie mit vollen Händen ausgeſtreut hatten, konnte nicht ſo ſchnell aus dem Erdboden vertilgt werden, und ich erlag endlich den wiederholten Angriffen.

Meine Genugthuung iſt, daß ich ihnen den Sieg nicht leicht gemacht habe.

Nach dieſer flüchtigen Ueberſicht deſſen, was ich fand, als ich nach Bayern kam, was ich erlebte, während ich dort war, will ich ausführlicher jene wichtige Periode meines Lebens in mein Gedächtniß zurückrufen, mir ſelbſt und der Welt redlich Rechenſchaft ablegen von meinem Thun und Laſſen, und ſogar die Fehler nicht verſchweigen, die ich beging, deren Erkenntniß mir indeß leider zu ſpät wurde.

Einige Tage nach meiner Audienz bei dem Könige ſaß ich gegen Abend allein in meinem Zimmer, den gewöhnlichen Kreis erwartend, der ſich zu dieſer Zeit um mich zu verſammeln pflegte, wenn mich nicht die Vorſtellung im Theater anlockte; da wurde nach kurzem Klopfen und noch ehe ich Herein rufen konnte, die Thür geöffnet, und ein Herr, in einen Mantel gehüllt, die Mütze noch auf dem Kopfe, ſo daß ich die Züge ſeines Geſichtes nicht erkennen konnte, trat über die Schwelle.

Unwillig ſprang ich auf, und eben wollte ich den Zudringlichen zurechtweiſen, der ſich ſo ohne alle Ceremo-

nie bei mir einzuführen wagte, als derſelbe Mantel und Mütze von ſich warf, und ich mit freudiger Ueberraſchung den König erkannte.

Ich gab meinem Mädchen ſogleich Befehl, Niemand einzulaſſen, und der König brachte mehrere Stunden bei mir zu.

Ich ſuchte ihm durch mein munteres Geplauder, die verſchiedenartigſten Gegenſtände berührend, ſo viel Unterhaltung zu gewähren, als irgend in meinen Kräften lag, und es ſchien, als gelänge meine Abſicht, denn auch der König war ſehr heiter, und zeigte ganz den liebenswürdigen Geſellſchafter, als den ich ihn ſeitdem ſo oft geſehen habe.

„Nun," ſagte er nach einiger Zeit, „ſchon umgeſehen in München? — Wie gefällt Ihnen mein Ilm-Florenz, wie Schmeichler die Stadt zu Liebe mir nennen?"

„So gut, Euer Majeſtät," erwiderte ich, „daß ich nichts ſehnlicher wünſchte, als länger hier verweilen zu können, wie urſprünglich meine Abſicht war, — recht lange, — immer wo möglich!"

„Muß möglich ſein! Wird möglich ſein, Sie und ich wollend!" ſagte er lachend. „Werden uns ſchon verſtändigen! — Freut mich, daß mein München Ihnen gefällt. — Auch meine Bayern werden Ihnen gefallen; ſind brave Leute."

Ich wollte eben eine Antwort geben, welche, mit einem gewiſſen Vorbehalt in Beziehung auf die Pfaffen-

partei, die Bestätigung der königlichen Worte enthalten sollte, als mein Mädchen mir einen Brief von so zierlicher Gestalt und Farbe überbrachte, daß sich darin auf den ersten Blick das Billet-doux erkennen ließ.

Aergerlich darüber, daß mein königlicher Gast dadurch auf eine falsche Vermuthung gelenkt werden könnte, warf ich ihn mit verdießlicher Miene bei Seite.

„Ei, ei," sagte der König, und erhob scherzhaft drohend den Finger, „so kurze Zeit erst hier und schon Liebesfäden gesponnen?"

„Sie irren, Sire," versicherte ich. „Von wem der Brief sein kann, habe ich keine Ahnung, und bin auch gar nicht neugierig, es zu erfahren."

„Aber ich!" sagte er lachend. „Wollen Sie mich überzeugen, daß Sie nicht irgend ein zärtliches Geheimniß vor mir zu verbergen wünschen, so öffnen Sie den Brief, und lassen mich den Inhalt wissen."

Ich hatte bei der Erfüllung dieses Wunsches nichts zu wagen, und war daher ohne Zögern dazu bereit. Ich riß das Couvert ab und überreichte dann den Brief, ohne ihn gelesen, selbst ohne nach der Unterschrift gesehen zu haben, dem Könige.

Er las ihn lächelnd durch, und überreichte ihn dann mir mit einem Gedichte, welches, zierlich auf feines rosa Papier geschrieben, beigeschlossen war.

Brief und Gedicht waren in französischer Sprache, der Schreiber aber, der sich in den feurigsten Liebesbetheue-

rungen ergoß, mir gänzlich unbekannt. Das Gedicht lautete:

Kind! wenn ich König wäre,
Ich gäbe Dir mein Reich,
Mein Scepter, meine Krone,
Mein liebes Volk zugleich,
Mein' Wagen, meine Labe:
Die Bäder von Porphir,
Kurz, Alles, was ich habe —
Für einen Blick von Dir.

„Sehr galant," sagte der König, „doch Sie besitzen schon mehr, Lolita, als Alles, was der Dichter Ihnen da bietet!"

„Ich wüßte nicht, daß ich so reich an Schätzen wäre!" entgegnete ich verwundert.

„Es kömmt freilich darauf an, ob Sie es für einen Schatz erkennen; — das Herz eines Königs."

„Wäre dieser König zugleich ein Dichter, ein Mäcen der Künste," rief ich begeistert aus, „so würde ich mich reicher wähnen, als Krösus."

„Schmeichlerin!" sagte der König lächelnd, und gab mir tändelnd einen leichten Schlag auf die Wange.

Zehntes Kapitel.

Das Du des königlichen Dichters. — Eine Liebeserklärung. — Königliche Anerbietungen und Versprechungen. — Erinnerung an die Prophezeiungen der Mutter Madelaine. — Anfang ihrer Erfüllung.

Bei dem nächsten Besuche, den ich von meinem königlichen Gönner empfing, brachte er mir die schönste Huldigung dar, die einem Sterblichen zu Theil werden kann, überraschte er mich durch eine Gabe von dem höchsten Werthe, der entzückendsten Schönheit.

Als er kaum an meiner Seite Platz genommen hatte, überbrachte mein Mädchen mir einen eleganten Korb, der für mich abgegeben war.

Er enthielt auf einem Sammtkissen, das in seiner hellblauen Grundfarbe mit weißen Verzierungen die bayrischen Farben zeigte, umgeben von allerhand Tändeleien, die eben so geschmackvoll als reich waren, drei breite Bänder von himmelblauer Seide mit weißem Rande, bedruckt mit den nachfolgenden Gedichten.

Des Königs Augen folgten mir mit dem Ausdrucke der Zufriedenheit, als ich mit freudestrahlenden Blicken das erste Gedicht las.

Es lautete:

Du!

I.

Leuchtend himmlisch blaue Augen,
Gleich des Südens Aether klar,
Seligkeit daraus zu saugen,
Seiden, glänzendschwarzes Haar —
Heitern Sinnes, froh und helle
In der Anmuth lebend hin,
Schlank und zart, gleich der Gazelle,
Bist Du, Andalusierin!
Gebend in der Treue Fluthen
Ohne Falsch das Herz dem Herzen,
Weck'st Du in der Liebe Gluthen,
Höchste Wonne sonder Schmerzen.
Voller Feuer, voller Leben,
Ohne Leidenschaftlichkeit
Ist Dein Wesen wie Dein Streben
Von Alltäglichkeit befreit.
In dem Süden ist die Liebe,
In dem Süden Licht und Gluth
Und im stürmischen Getriebe
Strömet da Gefühles Fluth.
Wonne muß die Seele trinken,
Tönt zur Lyra Dein Gesang,
Dienend Dir zu Füßen sinken
Zwinget Deiner Stimme Klang;

Wo in Anmuth Du erſcheineſt,
Strahlet der Entzückung Glanz,
Hohes, Liebes Du vereineſt,
Reizendes zu einem Kranz.

II.

Strahlen ſüßer Liebe drangen
Durch des Lebens düſtres Grau,
Das Gewölke war vergangen,
Und der Himmel wieder blau.
Laß auf's Neu den Dichter ſchwärmen,
Ohne Lieb' erſtarrt das Blut,
Laß ihn wieder ſich erwärmen,
An der Liebe heißer Gluth.
Wenn ſich kalt die Tage gleichen,
Kein Gefühl das Herz erregt,
Muß des Dichters Muſe weichen,
Freudenarm, nicht angeregt.
Jetzt, von Liebe hochgetragen,
Laſt der Erde mir entweicht;
Zauberluſt fühl' ich jetzt tagen,
Und das Leben wird mir leicht.
In des Aethers lichte Höhe
Seele ſich verkläret ſchwingt,
Weile ich in Deiner Nähe,
Wo mich Seligkeit umſchlingt.

III.

Nicht den Geliebten kannſt Du betrüben, Dir fremd ſind die Launen,
Mit dem Liebenden nie treibſt Du Dein grauſames Spiel.

Selbſtſucht kenneſt Du nicht, hingebend göttliches Weſen!
Gut iſt Dein liebendes Herz, treu Dein wahrhaft Gemüth.
Glücklich wiſſen willſt Du den, der Dich liebt, dann biſt Du es ſelber,
Weiß es der Liebende ſchon, immer doch hört er es gern,
Daß geliebt er werde, daß ewig Dein Herz ihm gehöre,
Nicht wie's von Andern geſchah, ſchweigſt Du darüber zu ihm,
Nein; auf's Neue ſtets ſagſt Du dem Liebenden, daß Du ihn liebeſt,
Und Deine Worte ertönen ſtets ihm beſeligend neu.
Die Italienerin reicht im Meere von bitteren Qualen
Tropfen der Seligkeit dar; ihren unendlichen Quell
Läſſeſt Du, Spanierin, mich entzückend, begeiſternd empfinden;
Wahre entzückende Liebe fand ich nur einzig bei Dir.

„Mit dem Sinne der Worte, die des Dichters ſchöpferiſche Phantaſie tändelnd dem Papier vertraute, darf man nicht rechten," ſagte ich, nachdem ich mit ſtiller Freude geleſen hatte, „ſonſt würde ich wirklich zu dem thörigten Glauben verleitet werden, Eure Majeſtät hätten mir eine glühende Liebeserklärung machen wollen."

„Und was wäre daran ſo Thörigtes?" fragte der König. „Wurden ähnliche Worte, wenn auch in proſaiſcher Form, nicht ſchon oft an Sie gerichtet? Halten Sie es für ſo unmöglich, daß ein Mann Ihnen eine Liebeserklärung mache?"

„Das nicht," entgegnete ich lachend, „ich müßte ſonſt die Erinnerung an die Vergangenheit aus meinem Gedächtniſſe verbannen. Schon oft ſogar, ich will es nicht leug-

nen, vernahm ich Erklärungen, ähnlich denen, wie dieſe ſchönen Gedichte ſie ausſprechen, doch dann trennte nicht des Lebens weite Kluft den Sprechenden von mir."

„Und iſt denn die Kluft ſo gar groß, die den Dichter von der Künſtlerin trennt?"

„Die nicht, wohl aber die zwiſchen dem Könige und der Tänzerin."

„Und wenn der König die Tänzerin, die Kluft ausfüllend, zu ſich emporhöbe?"

„Dann würde dieſe ſich berechtigt fühlen, für Wahrheit zu halten, was jetzt als Dichtung vor ihr liegt."

„Und welche Antwort würde Lola dann dem Dichter geben?"

„Ich bin keine Dichterin," entgegnete ich, „und meine Phantaſie reicht nicht aus, mir die Gefühle zu offenbaren, die ich in dem Falle einer ſolchen Unmöglichkeit hegen würde!"

„Keine Unmöglichkeit!" rief der König aus, indem er von ſeinem Sitze aufſprang. „Bin ich nicht König? Kann nicht ein Wort von mir Dich zu gleicher Stufe mit den Edelſten des Landes erheben?"

„Ich weiß nicht, wie weit die Macht des Königs in dieſem Lande geht," ſagte ich; „allein, reichte ſie auch aus, die adlig Geborene noch um eine Stufe zu erhöhen, ſo bezweifle ich doch, daß der Wille es ebenfalls würde, gehemmt durch zahlreiche Widerſprüche des Neides und der Mißgunſt."

„Das wird sich finden," meinte der König, und nahm wieder Platz. „Jetzt aber sagen Sie mir ernsthaft, schöne Lola, würden Sie bei mir bleiben, gern bei mir bleiben, mir des Lebens Last, der Regierung Sorgen durch Ihren Umgang, Ihre heitere Laune zu erleichtern streben, wenn Sie es in einer angenehmen und ehrenvollen Stellung könnten? Nicht als Tänzerin meines Theaters, den Launen des Intendanten, den Intriguen und Schikanen des ganzen Theatertrosses, den noch schlimmeren Kabalen gewissenloser, schmähsüchtiger, erkäuflicher Journalisten ausgesetzt, sondern als meine Freundin, unabhängig, in gesicherter äußerer Lage?"

„Ich würde es!" antwortete ich, etwas überrascht durch die gänzlich unerwarteten Anerbietungen.

„Und gern?"

„Mit Freuden!"

Ich reichte ihm die Hand. Er führte sie zu seinen Lippen.

„Zwischen uns ist also Ihr Bleiben abgemacht. Bald sollen Sie eine Bayrin sein, und ich hoffe, in Ihnen eine treue und liebevolle Unterthanin zu besitzen."

„Können Eure Majestät daran zweifeln?" fragte ich, gerührt durch so viel Güte und Herablassung.

„Gut," sagte er, „so werde ich darüber nachdenken, wie die Sache am besten zu arrangiren sei. — Jetzt verlasse ich Sie, meine neue Freundin! — Möge der Träume Gott Ihnen liebliche Bilder vorgaukeln."

Und er that es!

Ich erinnerte mich an die Prophezeiung der Mutter Madelaine, und in den Träumen, die in der nun folgenden Nacht mein Lager umſpielten, ſah ich den König Ludwig, wie er mich zu ſich emporzog, mir einen Platz an den Stufen ſeines Thrones anwies, und mir lachend ſein Scepter zu halten gab.

Der Ehrgeiz, eine Leidenſchaft, bis dahin mir völlig fremd, war plötzlich in mir erwacht.

Er ſollte ſeine Früchte tragen.

Süß war ihr Geſchmack, doch bitter der Nachgeſchmack.

Eilftes Kapitel.

Dankbares Andenken an meine Mutter. — Ich erlange unerwartet eine politische Bedeutsamkeit. — Beginn eines erbitterten Kampfes. — Das Versprechen meiner Standeserhöhung und meines Indigenates. — Widerspruch des Ministeriums. — Ich nehme dem Könige die Binde von den Augen. — Aussicht auf Genugthuung.

Daß ich des Königs Gunst in hohem Grade gewonnen, war der Stadt, dem Lande bald kein Geheimniß mehr.

Weshalb hätte ich selbst eines daraus machen sollen?

Mich ehrte des Monarchen seltene Huld, wie sie mich erfreute. Ich durfte stolz darauf sein, denn nicht durch unlautere Mittel hatte ich sie gewonnen!

Ich verdankte sie, wenn auch zum Theile meinen körperlichen, doch zum größern den geistigen Eigenschaften, den Kenntnissen, die ich mir erworben, der Erziehung, die ich genossen hatte, und zum ersten Male seit längerer Zeit dachte ich in Liebe meiner Mutter!

Hätte ich je hoffen dürfen, das Herz eines Königs von ſo hoher, geiſtiger Bildung, von ſo ſeltenem Kunſtſinne zu feſſeln, wäre ich ſo unwiſſend aufgewachſen, wie viele Mädchen meines Standes?

Mit Dank erkannte ich daher die Opfer, die meine Mutter, beſonders aber mein edler Stiefvater, meiner Erziehung brachten.

Die höhere Bildung, deren ich genoß, erhob mich über den Troß meiner Kunſtſchweſtern, deren Mehrzahl, beſonders in dem Zweige der dramatiſchen Kunſt, welchem ich mich gewidmet hatte, in den Schlamm der Alltäglichkeit, wohl gar der Gemeinheit, verſinkt!

Sie hätten wohl allenfalls vermocht, die Sinne eines Mannes höherer Bildung für einige Zeit zu feſſeln, mir wurde der ungleich größere Triumph, auf den Geiſt eines ſolchen Königs, wie König Ludwig von Bayern, Eindruck zu machen; eines Mannes, der nicht allein hoch über der Maſſe gewöhnlicher Sterblicher erhaben iſt, ſondern auch die meiſten Fürſten durch ſeine geiſtige Größe, ſeine ſeltenen Eigenſchaften überragt.

Sobald meine Stellung zu dem Könige bekannt wurde, ſah ich mich von Schmeichlern umringt, von Bittſtellern aus allen Theilen der Monarchie beſtürmt.

Ich prüfte die zahlreichen Geſuche, die mir zukamen, mit Aufmerkſamkeit und Gewiſſenhaftigkeit, und da ich nur da mein Fürwort, meine Unterſtützung gewährte, wo Tugend, Verdienſt oder wahre Noth die natürlichen Für-

sprecher der Bittenden waren, mußte ich die Mehrzahl derselben zurückweisen, die dann meine erbitterten Feinde wurden.

Es ist der Gemeinheit nicht möglich, zu begreifen, daß sie dem Verdienste nachstehen muß.

Doch nicht blos jene verächtlichen Schmarotzerpflanzen, die nur den eigenen Vortheil im Auge hatten, indem sie sich mir näherten, sondern auch Viele von den Edelsten des Landes suchten mich auf.

Ich machte kein Hehl aus meinem Hasse, meiner Verachtung gegen Pfaffenwirthschaft, Jesuitenregiment, und sie hofften daher, mit meiner Unterstützung zu erlangen, was ihr Herz so sehnlich wünschte, was ihr ächter Patriotismus seit Jahren sie hatte erstreben lassen, doch leider bisher immer vergeblich.

Ich empfing Männer solcher Art und Gesinnung mit wahrer Herzlichkeit, ich betrachtete sie als meine Freunde, als meine natürlichen Alliirten, und versprach bereitwillig, mit ihnen Hand in Hand zu gehen und meinen ganzen Einfluß bei dem Könige aufzubieten, um sie und das Land von dem Joche befreien zu helfen, unter dem sie seufzten.

Bald sollte der Kampf zwischen den beiden feindlichen Gewalten heftig entbrennen, denn offen trat die Pfaffenpartei mit ihrem Widerwillen gegen mich hervor, als es galt, mir eine persönliche Gunst zu bewilligen, die der König mir zugedacht hatte.

Sein Versprechen zu erfüllen, mich für immer an

Bayern zu fesseln und die zwischen uns bestandene Kluft auszufüllen, hatte König Ludwig mir zugesichert, mich in den Grafenstand zu erheben.

Die Ernennung dazu hing allein von ihm ab, jedoch nach den Bestimmungen der Constitution war zu dieser Standeserhebung das Indigenat erforderlich, und zu dessen Ertheilung mußte der Staatsrath vernommen werden.

Die Zustimmung des Ministeriums zu dergleichen von dem Könige beabsichtigten Gunstbezeigungen war bisher als eine bloße Formsache betrachtet worden, und noch hatte sich kein Beispiel von dem Widerspruche des Staatsrathes gegen die Absichten und Wünsche des Königs gefunden. Dieser war daher weit entfernt, in dem vorliegenden Falle einen Widerstand zu erwarten, da es sich nur um eine Angelegenheit des reinen Privatlebens handelte, und man wissen konnte, daß dem edlen Herzen des Königs viel an der Erfüllung dieses Wunsches lag. Er begnügte sich daher, dem Staatsrathe seine Willensmeinung vorzulegen u[illegible]h der sonst üblichen Zustimmung als einer natürlich[illegible]ige seiner Mittheilung entgegen.

Er sollte erkennen, daß er irrte.

Die Männer, denen damals die höchste Berathung aller Angelegenheiten des Staates übergeben war, erblickten in dem Gnadenakte eine Handlung weitgreifender Consequenzen, geeignet, ihnen das Heft des Messers aus der Hand zu ringen, mit dem sie bisher das Volk geschunden hatten; sie sahen darin einen Akt der Willkür, und sie,

die bisher ungescheut dieselbe auf alle Art in ihren Handlungen an den Tag gelegt hatten, erklärten es für ihre Pflicht, sich derselben hier entgegenzustellen, wo sie sie in einer Handlung des Königs finden wollten, der nur von einem anerkannten Vorrechte der Krone Gebrauch machte; sie sprachen es mit heuchlerischer Gewissenhaftigkeit aus, daß sie durch einen solchen Schritt Gesetz, Recht und Ordnung gefährdet glauben müßten.

Der König hatte mich unter der Indigenatsertheilung zur Gräfin von Landsfeld erhoben, und legte das Aktenstück, wie die Constitution es heischte, dem Staatsrath vor; die Minister waren keck genug, aller Wohlthaten vergessend, die sie von dem Könige empfangen hatten, der ihnen am 8. Februar 1847 vorgelegten Indigenats-Verleihung und Standeserhöhung die Sanction durch ihre Unterschrift zu verweigern.

Ein solcher Widerspruch bedurfte natürlich des rechtfertigenden Scheines einer Motivirung, und der Staatsrath begleitete daher die ablehnende Antwort mit einem langen Memorandum, nachdem in der Berathung über die königliche Adresse nur ein Mitglied des Staatsrathes, der Staatsrath von Maurer, ein Protestant, sich für das Indigenat ausgesprochen hatte.

Das Memorandum, welches damals von allen Zeitungen seinem ganzen Inhalte nach mitgetheilt wurde, war angefüllt von den beschimpfendsten Aeußerungen über mich, von den beleidigendsten Anspielungen und Ausdrücken in

Beziehung auf des Königs Freundschaft für mich. Unterzeichnet hatten es die Herren: von Abel, von Gumppenberg, Graf Seinsheim, von Schrenk.

So waren also meine Feinde zum ersten Male öffentlich, und mit unverhohlener Nennung ihrer Namen, gegen mich aufgetreten, mich zum Kampfe herausfordernd.

Sie hatten mir den Fehdehandschuh hingeworfen; ich hob ihn auf.

Der König war durch dieses unerwartete Gutachten im höchsten Grade überrascht.

„Ich begreife nicht," sagte er, als er am Abend nach dem Empfange des Memorandums bei mir war, „was diese Herren gedacht haben? Was ihre Beweggründe gewesen sein können, mir, allen Rücksichten gegen meinen königlichen Willen Hohn sprechend, ihre Unterschrift zu verweigern, die übrigens in der Sache selbst nichts ändern soll!"

„Die Beweggründe?" wiederholte ich. „Die Herren Minister setzen dieselben ja klar und offen auseinander," fuhr ich mit dem Tone der Ironie fort. „Das Wohl des Landes, das heißt also des Volkes, liegt ihnen so sehr am Herzen, daß aus dieser Rücksicht ihre Pflicht ihnen verbietet, auf die Wünsche ihres Königs zu achten. — Und, in der That, für das bayrische Volk wäre es eine große Calamität, wenn Lola Montez in Zukunft Gräfin von Landsfeld hieße; wenn sie statt des adligen Wappens, zu

deſſen Führung ihre Geburt ſie berechtigt, ſich eines gräflichen bei Siegelung ihrer Briefe, auf ihrem Silberzeug oder den Knöpfen ihrer Livree bediente."

Meine bittern Aeußerungen ſchienen die gereizte Stimmung des Königs noch zu erhöhen.

Ohne meiner ironiſchen Erklärung beizuſtimmen, ſagte er, in dem Zimmer mit heftigen Schritten auf- und niedergehend:

„Ich begreife in der That nicht, wo dieſe Herren mit ihrem Widerſpruche hinaus wollen. Daß ſie ihr Rechtsgefühl, ihre Pflicht gegen das Volk, nur vorſchützen, iſt klar, denn dieſe Ernennung verletzt eben ſo wenig ein Landesgeſetz, als das Recht irgend einer Perſon oder Corporation; eben deshalb entbehrt der Vorwand aber auch jedes haltbaren Grundes. — Ich kann daher nur einen finden, und dieſer wäre ganz geeignet, mich tief zu verletzen, und mich dahin zu bringen, daß ich den Stuhl vor der Thüre ſtehen laſſe, wohin die Schlußdrohung der Herren ihn durch die angedeutete Forderung ihrer Entlaſſung geſtellt hat."

„Und dieſer Grund?" fragte ich fortfahrend.

„Iſt die Hoffnung, mein Verhältniß zu Ihnen, geliebte Freundin, gewaltſam zu ſprengen, Sie aus dem Gebiete zu verdrängen, das ich Ihnen in meinem Herzen angewieſen habe."

„Suchen Eure Majeſtät keinen andern," rief ich leb-

haft aus. „Ihre Minister sind mir persönlich feind; doch durch die Maske scheinheiligen Unwillens über verletzte Sittlichkeit, hinter der sie ihre wahren Züge zu verstecken suchen, lasse ich mich nicht täuschen. Nicht an meinem Leben finden sie Anstoß, sondern an meinen Gesinnungen, meinen Ansichten. — Sie kennen in mir die begeisterte Verehrerin der Kunst, der Wissenschaft, der Literatur, der geistigen Aufklärung; sie wissen, daß Eure Majestät im tiefsten Grunde Ihrer Seele diese Verehrung theilen, und sie, dem Allen, was ich liebe, feind, fürchten, daß es meinem Einflusse auf meinen königlichen Beschützer bei längerem Umgange mit demselben gelingen werde, die Binde zu lösen, die sie ihm über die Augen zu legen verstanden. Das ist der Grund, der diese Herren gegen mich erbittert, nachdem ich mit Verachtung ihre Anerbietungen zurückgewiesen habe, mit ihnen gegen Bayerns Volk, gegen Bayerns König, gemeinschaftliche Sache zu machen."

„Lola, was sagen Sie?" rief der König verwundert aus.

„Ich sage," fuhr ich voll Eifer fort, „daß ich ohne allen Widerspruch von Seiten dieses tugendhaften, dieses pflichtgetreuen Ministeriums Gräfin von Landsfeld wäre, hätte ich unlängst auf die Anträge, mit denen Herr von Abel mich beehrte, mit einem Ja geantwortet, statt mit einem Nein, wie ich es that. — Doch freilich, ich hatte, ganz im Gegensatze zu diesen Herren, nur des

Landes und meines Königs Wohl im Auge, nicht meinen eigenen Vortheil. Ich müßte jetzt die bittern Folgen meiner unklugen Verleugnung des Egoismus tragen, wüßte ich nicht, daß König Ludwig sich, nun er die Fäden kennt, frei machen wird von dem Netze, das ihn bisher umsponnen hielt, und daß ich dann die Früchte ernten werde, die stets auf dem Felde redlichen Strebens reifen."

„Wäre wirklich wahr, was Sie mir da sagten!" rief der König aus, und ein schmerzlicher Zug der Enttäuschung umspielte seinen schönen Mund. „So unwürdig sollte ich hintergangen sein? So schaamlos versuchten diese Männer des Volkes Wohl zum Deckmantel, zur Schutzwehr ihres strafbaren Egoismus zu machen?"

„Verlassen sich Eure Majestät darauf, daß es so ist, wie ich Ihnen sagte," betheuerte ich.

Und nun setzte ich ihm das ganze finstere Treiben der Jesuitenpartei so klar, und mit so vielen Beweisen belegt, auseinander, daß er anfangs vor Staunen über Alles, was er hörte, nicht zu Worte kommen konnte.

Dann drückte er mir innig, beinahe krampfhaft die Hände.

„Lola," sagte er, „Sie sollen mit Ihrem Ludwig zufrieden sein, an Ihren Feinden gerächt werden. Mein Volk, dem diese Heuchler Haß und Verachtung gegen Sie

andichten, wird in Ihnen seine wärmste Freundin, seine Wohlthäterin verehren lernen.“

Nach diesen Worten entfernte er sich schnell, indem er mir noch auf der Schwelle zurief:

„Bald sollen Sie von mir hören.“

Zwölftes Kapitel.

Ich werde zum ersten Male in das Schloß berufen. — Sturz des Ministeriums Abel. — Freude und Jubel des Volkes. — Enthüllungen durch die befreite Presse. — Des Königs vertrauter Abendzirkel. — Fürst von Thurn und Taxis. — Fürst Wallerstein. — Thiersch. — Kaulbach. — Schnorr von Carolsfeld. — Peter Heß. — Cornelius.

Zwei Tage vergingen, ohne daß ich Nachricht von dem Könige erhielt.

In der Luft schien die Schwüle eines Gewitters zu liegen.

Meine Freunde, die mich über den abschlägigen Bescheid des Ministeriums zu trösten kamen, und mir mit der Hoffnung schmeichelten, daß der König seinen Willen durchzusetzen wissen, den Ministern die geforderte Entlassung bewilligen würde, berichteten mir, daß im Publikum eine ungemeine Spannung herrsche.

Sie theilten mir mit, daß die Parteien sich schärfer sonderten, sich feindlicher gegeneinander zeigten, als je;

sie sagten sogar, daß ein gewaltiger Zusammenstoß nicht in das Bereich der Unmöglichkeit gehöre.

Ich schwebte in einer peinlichen Erwartung.

Meine Eigenliebe war schwer verletzt, meine Eitelkeit gekränkt, und es galt mir jetzt als Ehrensache, mein Ziel trotz alles Widerspruches zu erreichen, während die Sache für das Ministerium zur Lebensfrage geworden war.

Zwar hätte ich der Entwirrung vollkommen ruhig entgegensehen können; hatte ich doch des Königs Wort! Allein, konnten nicht dennoch Gründe von höherer Wichtigkeit ihn bewegen, auf meines, seines Herzens Wunsch zu verzichten?

Nur wer das Ziel wirklich erreicht, ist des Sieges gewiß, und nur zu wahr der Spruch:

„Zwischen Lipp' und Bechers Rand
Ist noch eine weite Kluft."

Am dritten Tage endlich fand meine Unruhe wenigstens einige Beschwichtigung.

Ich empfing einige Zeilen von des Königs eigener Hand.

Die Adresse lautete:

„An die Frau Gräfin von Landsfeld, Hochgeboren."

Mit freudigem Staunen erbrach ich das Couvert und las:

„Verehrte Gräfin, theure Lola!

„Unwohl seiend wünscht seine Freundin bei sich zu

ſehen, Erquickung aus ihrer Augen blauer Tiefe zu ſchlürfen

„Ludwig."

Ich fragte den Boten, wann der König mich erwarte.

„Sogleich!" gab er mir zur Antwort, und händigte mir einen Schlüſſel ein, mit deſſen Hilfe ich ungeſehen auf ſonſt unbetretenen Gängen in die königlichen Gemächer, in des Königs Arbeitskabinet gelangen könnte.

Der König ſah leidend, angegriffen aus, als ich in ſein Kabinet trat; er war es in der That. Dennoch empfing er mich ſehr freundlich. Er hieß mich an ſeiner Seite Platz nehmen, und ſagte mit jenem Lächeln, das ihn ſo ſchön kleidet:

„Ich habe mein Wort gehalten, Lola! Leſen Sie! — Soeben iſt dieſer Erlaß an das Regierungsblatt zum Drucke abgegangen, und das Schreiben, welches gleichen Inhalts, ſchon ſeit dieſem Morgen in der Miniſter Hände."

Ich nahm das Blatt und las:

„Se. Majeſtät der König haben unter dem 16. Februar l. J. geruht, dem bisherigen Miniſter des Innern, Staatsrath Karl von Abel, die von ihm nachgeſuchte Enthebung von der Leitung Allerhöchſt Ihres Miniſteriums des Innern, unter dem Ausdrucke Allerhöchſt Ihrer vollen Anerkennung der von ihm während ſeiner langjährigen treuen und anhänglichen Dienſtleiſtung erworbenen Verdienſte Allergnädigſt zu ertheilen, ihn zugleich als Staatsrath

im ordentlichen Dienste in zeitliche Quiescenz zu versetzen, und denselben zu Allerhöchst Ihrem Staatsrathe in außerordentlichem Dienste zu ernennen."

Auf ähnliche Weise wurde die Entlassung der übrigen Minister, Graf Karl von Seinsheim, Freiherr Karl von Schrenk und Freiherr Anton von Gumppenberg verkündet.

An deren Stelle las ich die Ernennung des Herrn von Zenetti zum Minister des Innern, des Freiherrn von Zu-Rhein zum Minister für Kirchen- und Schulangelegenheiten, des Herrn von Maurer zum Justizminister, und des Freiherrn von Hohenlohe zum Kriegsminister.

Auch der bisherige Präsident der Regierung von Oberbayern, von Hörmann, war in den Ruhestand versetzt worden.

Mit unverhohlener Freude und innerer Genugthuung las ich diese Bekanntmachungen.

So war denn der erste vernichtende Streich gegen den Giftbaum der Hierarchie gefallen!

Doch noch andere mußten folgen, eher durfte die Partei der Aufklärung und des Fortschrittes sich des Sieges weder rühmen noch erfreuen.

Wie die öffentliche Meinung über diesen Ministerwechsel urtheilte, der für die Masse des Volkes, welche die aufsteigenden Wetterwolken am politischen Horizonte nicht zu beobachten vermag, ganz unerwartet und überraschend

erfolgt war, das ging auf die unzweideutigſte Weiſe daraus hervor, daß unmittelbar nach der öffentlichen Verkündigung der Neuigkeit, die Stadt freiwillig beleuchtet wurde.

Ganz München ergoß ſich jubelnd durch alle Straßen. Freude, frohe Hoffnung ſtrahlte aus Tauſenden heiterer Geſichter; die Wonne, unleidlicher Tyrannei entronnen zu ſein, ſprach aus den funkelnden Augen der Menge. Zahlloſe Vivats wurden dem Könige gebracht, und auch mein Name unter Segensſprüchen genannt.

Die Preſſe, ihrer bisherigen Feſſeln entledigt, athmete frei auf, und die verſchiedenen Blätter Münchens, bisher zu ſchmachvollem Schweigen verdammt, enthüllten mit edlem Freimuthe und lobenswerther Mäßigung die zahlloſen Frevel und das verderbliche, volksfeindliche Verfahren, deſſen ſich das geſtürzte Miniſterium ſchuldig gemacht hatte.

Staunend las der König die Maſſe belaſtender Thatſachen, von denen er bisher keine Ahnung gehabt, obgleich dabei oft ſein geheiligter Name gemißbraucht worden war, und erſah daraus mit bitterem Unwillen, wie unwürdig man ihn getäuſcht und hintergangen hatte.

Seine Geſundheit litt durch den Kummer, den ihm dieſe Entdeckung bereitete, noch mehr, und er war, ohne eigentlich krank zu ſein, ſo unwohl, daß er das Zimmer nur bei ſchönem Wetter verlaſſen durfte, und in der Abendluft gar nicht.

Ihn aufzuheitern, durch meine muntere Laune zu

zerſtreuen, mußte ich täglich mehrere Stunden im Schloſſe, in ſeiner unmittelbaren Nähe, zubringen.

Wenn der König arbeitete, ſaß ich, mit irgend einer Lectüre beſchäftigt, im Hintergrunde ſeines Arbeitskabinets, und oft erwies er mir die Ehre, mir ſeine Entwürfe vorzulesen, mich bei ſeinen Plänen zu Rathe zu ziehen. Beſonders bei den Perſonen, die er aus dem Staatsdienſte zu entfernen, oder in denſelben zu befördern beabſichtigte, fragte er mich häufig um meine Anſicht über ihren Werth oder ihren Unwerth, und ich machte mich bei dergleichen Gelegenheiten zum gewiſſenhaften Echo von der Stimme der öffentlichen Meinung.

So war ich in die angenehme Lage verſetzt, das ſtille, beſcheidene Verdienſt aus der Verborgenheit ziehen, ihm einen angemeſſenen Wirkungskreis anweiſen zu helfen, und mit Stolz ſage ich es noch jetzt, daß ich auf der andern Seite weſentlich dadurch beitrug, Männer, die des Poſtens, den ſie einnahmen, nicht würdig waren, die das ihnen bewieſene Vertrauen mißbrauchten oder aus Mangel an Fähigkeiten nicht zu rechtfertigen wußten, zu entfernen und ihre Stellen in die Hände Würdigerer zu bringen.

Waren die Arbeiten des Königs beendigt, dann pflegte er Abends einen kleinen Kreis ausgezeichneter Männer um ſich zu verſammeln. In ihrer Mitte vergaß er der gehäuften Sorgen, welche der drückende Reif der goldenen Krone, oft das Haupt ihres Trägers wund preſſend,

unausbleiblich in ihrem Gefolge hat, um unter Menſchen ganz Menſch zu ſein.

In dieſen vertrauten Abendzirkeln kam ich in nähere Berührung mit Männern, wie: der Fürſt von Thurn und Taxis, der geſchickte Führer des bayriſchen Executionsheeres gegen Heſſen; — Fürſt Wallerſtein, deſſen Beförderung zum Miniſterium ich leider theilweiſe als mein Werk betrachten muß, denn er erfüllte die Erwartungen nicht, die der König und ich von ihm gehegt hatten; — Thierſch, der geiſtreiche Ergründer des innern menſchlichen Getriebes, der ſo tiefe Blicke in das Menſchenherz zu thun vermochte, ungeachtet der künſtlichen Hüllen, mit denen es ſich umgiebt. —

Kaulbach, den ausgezeichneten Künſtler, ſah ich ebenfalls oft in dieſem Kreiſe, doch öfter noch bei mir, da er im Auftrage des Königs mein Bild malte. Er wußte die Langweiligkeit der Sitzungen, die für mein lebhaftes Temperament zu einer wahren Marter geworden ſein würden, durch ſeine gediegene Unterhaltung zu verbannen, und mit Vergnügen hörte ich ihn über ſeine Kunſt ſprechen, während ſeine Meiſterhand den Pinſel führte, und wie ſpielend auf die Leinwand meine Züge übertrug, die nach der Vollendung des Bildes eine zauberhafte Aehnlichkeit zeigten, und dabei doch zugleich auch eine künſtleriſche Auffaſſung.

Auch Schnorr von Carolsfeld war oft in dieſem vertrauten Kreiſe, der Schöpfer kriegeriſcher Scenen und Geſtalten, aus deſſen Schlachtengemälden man den Donner

der Kanonen, das Geſchrei der Kämpfenden, das Stöhnen der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden herauszuhören glaubt.

Peter Heß muß ich noch nennen, den Frauenlob der Malerwelt, der es zur Aufgabe ſeines Pinſels geſtellt hat, des Weibes Schönheit zu verherrlichen, die Verkörperung dieſer Schönheit in den mannigfaltigſten Schöpfungen durch die Leinwand zu verewigen.

Einer Sünde würde ich mich ſchuldig machen, überginge ich hier einen Namen mit Stillſchweigen, welcher als ein Stern erſter Größe in dem Kreiſe glänzte, den der Dichter-Fürſt ſo gern um ſich verſammelte: Peter von Cornelius iſt es, den ich meine, dieſen Heros der modernen Kunſt, deſſen hoher Genius ſo viel des Schönen geſchaffen, ſo viel durch ſeinen Einfluß hervorzurufen wußte. Ihm verdankt die Freskomalerei ihre Wiedergeburt. Sein Ruhm erſchallt durch alle deutſche Gauen und weit darüber hinaus. Er wußte ſich ſeine eigene Bahn zu brechen, frei zu machen von hergebrachten Formen eines handwerksmäßigen Kunſtgebrauches, und gelangte eben dadurch zu der Höhe, die er erreicht hat.

Wie glänzend das Verdienſt dieſes Meiſters, zu deſſen talentvollſten Schülern auch Kaulbach gehört, eben ſo glänzend iſt die Anerkennung und Belohnung deſſelben durch den kunſtſinnigen Monarchen, der die Kunſt zu fördern, zu beleben, zum ſchönen Ziele ſeines Strebens gemacht hat.

Die Worte: „Es ist das erste (Kreuz), was ich seit meiner Thronbesteigung verleihe; man pflegt Helden auf dem Schauplatze ihrer Thaten zu Rittern zu schlagen," mit welchem König Ludwig das erste Ritterkreuz des neugestifteten Civilverdienstordens mit eigener Hand an die Brust des Meisters heftete, den er am letzten Tage des Jahres seiner Thronbesteigung, im Jahre 1825, in der Glyptothek aufsuchte, wo er bei seinen herrlichen Freskomalereien beschäftigt war; — diese Worte sind ein unvergängliches Ehrendenkmal für den Geber wie für den Empfänger.

Leider ist dieser große Geist dem schönen Bayerlande durch den König von Preußen entführt, der bei dem Mangel an wahrer Poesie, welche in der märkischen Sandwüste herrscht, dabei wohl weniger die Beförderung der Kunst als die Befriedigung persönlicher Eitelkeit, die nach dem Ruhme eines großen Kunstmäcen ringt, im Sinne gehabt haben mag. Auch fand der geniale Künstler bei den kaltsecirendern und kritisirenden, durch Kunst und Poesie nur schwer zu erwärmenden Berlinern anfangs nicht die verdiente Würdigung, bis auch dort sein Künstlerruhm sich durch die erhabene, großartig gedachte Ausführung des Campo santo am Berliner Dome kräftig Bahn brach. — Leider kehrte er bald wieder nach Berlin zurück, von woher er um jene Zeit nur zu einem Besuche in München war.

Den Gegenstand der Unterhaltung bildeten in diesen traulichen Abendzirkeln gewöhnlich Kunst und Poesie, die

Lieblingsthemate König Ludwigs, über die er ſelbſt mit hinreißender Beredſamkeit und der tiefen Gründlichkeit eines wahren Kenners ſprach.

Politik wurde nur ſelten zum Stoffe des Geſpräches gemacht, indeß konnte ſie natürlich nicht ganz ausgeſchloſſen bleiben, wo das tägliche Leben ſo bewegt war, wo es ſo viele Anknüpfungspunkte bot.

Bald ſollte dazu auch eine beſondere äußere Veranlaſſung gegeben werden, in die ich ſelbſt mich auf eine unangenehme Weiſe hineingezogen ſah.

Dreizehntes Kapitel.

Die ultramontanen Professoren. — Ihre Demonstration gegen den König. — Dankadresse an den Minister von Abel. — Entlassung des Professor Lasaulx. — Mißbrauch der Beichte. — Studententumult. — Meine Verhöhnung des lärmenden Pöbels. — Edler Zug des Königs. — „Mein Königthum für Lola!“

Die Pfaffenpartei war durch den Sturz des Ministeriums Abel natürlich in hohem Grade erbittert.

Nicht geneigt, sich still dem ausgesprochenen Willen des Königs zu fügen, der bei dem, was er gethan, die rechtliche Befugniß des Gesetzes für sich hatte, ließ sie es sich angelegen sein, eine Verhöhnung desselben zu zeigen, die dem Monarchen, dem die Stimme seines Volkes zugejauchzt hatte, als persönliche Beleidigung erscheinen mußte, dies auch in der That war, und daher als solche bestraft zu werden verdiente.

Die Professoren der Universität München, in welcher der Ultramontanismus seinen Hauptsitz und eine seiner

mächtigſten Stützen hatte, blieben feſt an ihrem geſtürzten Protector hängen, als Viele, die früher ebenfalls ſeine Anhänger waren, ſich von ihm abwendeten, wie ſich dies bei jeder geſunkenen Größe wiederholt.

Sie beſchloſſen, an Herrn von Abel eine Adreſſe zu erlaſſen, und ihm durch dieſelbe ihre vollſte Anerkennung alles deſſen auszuſprechen, was er während ſeiner Leitung des Miniſteriums gethan und gewirkt.

Der Hauptanſtifter dieſer Adreſſe, die ich ein Attentat auf den König nennen darf, war der Profeſſor der Philologie, Dr. von Laſaulx. Er führte das Wort, ſpornte die Andern zu dieſem Acte der Rebellion und fand dabei Unterſtützung durch die Profeſſoren Philipps, Moy und Höfler.

Görres, der Schleicher, hielt ſich öffentlich zurück, war jedoch, wie dem Könige hinterbracht wurde, heimlich deshalb nicht minder thätig. Ebenſo der Dr. Döllinger, dem man ſpottweiſe den Namen des Proteſtantenfreſſers gegeben hatte, weil er in ſeiner intoleranten Frömmigkeit (ſonderbare Zuſammenſtellung zweier widerſprechender Begriffe) gern mit einem Streiche alle Kinder Gottes vernichtet hätte, die ſich nicht zu ſeinem Glauben bekannten.

Der König war über das Benehmen des akademiſchen Senats mit Recht ſehr erbittert, und gebot in ſeinem Zorne dem Profeſſor Laſaulx, ſeine Vorleſungen augenblicklich einzuſtellen.

Der Profeſſor mußte ſich zwar dieſem Befehle fügen,

allein er machte die Schließung seiner Collegien an dem schwarzen Brete, dem herkömmlichen Intelligenz- und Anzeigeblatte der Universität, mit solchen Worten bekannt, daß dadurch Unruhen unter den Studirenden hervorgerufen wurden.

Das war es, was diese Schwarzen, die vorgeblichen Stützen der Ruhe und Ordnung, wollten, um dann das, was sie selbst hervorgerufen hatten, auf heuchlerische Weise als die Wirkung anderer Ursachen beklagen zu können.

Wie weit die Bosheit dieser Partei ging, möge man daraus entnehmen, daß sie mit der, den Jesuiten und ihren Jüngern von jeher anklebenden Tücke und dem schmachvollsten Mißbrauche dessen, was ihnen heilig sein soll, die Beichte, dieses vorgebliche Beförderungsmittel rein religiöser Zwecke, dazu benutzten, den König bei seinem Volke zu verdächtigen, ihm die Liebe zu entziehen, die sich ihm nach den neuesten Begebenheiten in erhöhtem Grade zugewendet hatte. Um diesen Zweck zu erreichen, schärften sie ihren Beichtkindern ein:

„für den König zu beten, daß die heilige Jungfrau seinen Sinn abkehren möge von der ungläubigen Spanierin."

Kaum hatte sich die Nachricht von der Bekanntmachung des Professor Lasaulx am schwarzen Bret unter den Studenten verbreitet — und das geschah mit der Geschwindigkeit des Lauffeuers — als sich zahlreiche Gruppen derselben vor dem Universitätsgebäude versam-

melten, von wo ſie unter lärmenden Demonſtrationen zu der Wohnung ihres abgeſetzten Lehrers zogen, ihm ihre Theilnahme, und zugleich ihre Widerſetzlichkeit gegen den Willen des Königs, durch wiederholte Vivats bewieſen, die ſie ihm brachten, und dann dies aufrühreriſche Verfahren auch vor der Wohnung des alten Görres wiederholten, ſo wie auch vor der mehrerer anderer Profeſſoren, welche als Häupter des Ultramontanismus bekannt waren.

Doch nicht damit zufrieden, ihre Theilnahme, ihre Liebe auf ſo lärmende Weiſe an den Tag zu legen, wollten ſie nun auch ihren Widerwillen, ihre Feindſchaft auf nicht minder laute Art äußern, und nachdem ſie ihr Mittagseſſen verzehrt, wahrſcheinlich auch dem Bierkruge fleißig zugeſprochen hatten, rückten ſie in geſchloſſenen Reihen vor meine, damals noch in der Thereſienſtraße befindliche Wohnung.

Ich war der Entlaſſung des Profeſſor Laſaulx vollkommen fremd, kannte kaum ſeinen Namen, allein ſeitdem man erfahren hatte, daß ich zu dem Sturze des Miniſteriums Abel beigetragen, mußte ich nach dem allgemeinen Glauben, beſonders aber nach den Inſinuationen meiner Feinde, die geheime Triebfeder alles deſſen ſein, was geſchah oder unterblieb.

Was gilt dergleichen Menſchen die Wahrheit? Ihnen kommt es nur darauf an, ihre Zwecke zu verfolgen, ihr Ziel zu erreichen. Man kennt ja ihren Grundſatz: der Zweck heiligt die Mittel! — Und dieſen bringen ſie

ſelbſt ja zur Ausführung, wo es dem unheiligſten, dem verwerflichſten Zwecke gilt.

Einige hundert Studenten ſtellten ſich vor meiner Wohnung auf.

Wie man mir ſagte, war die Mehrzahl von ihnen katholiſche Theologen. Sie ſchienen hier praktiſche Vorſtudien zu ihrem künftigen Berufe machen zu wollen.

Sie ſtrengten ihre Kehlen an, mir ein Pereat nach dem andern zu bringen, ſtimmten ein wildes Geſchrei und Getöſe an, und grunzten wie jene unreinlichen Thiere, zu denen ſie ſich durch ihr Betragen herabſetzten, indem ſie ſich in dem Schlamme der Gemeinheit wälzten.

Einige Bekannte, die eben bei mir anweſend waren, als mir dieſe Serenade gebracht wurde, ſchienen dadurch erſchreckt zu werden, und baten, mich nicht an dem Fenſter zu zeigen, an das ich mehrmals trat, mir die Schreier zu betrachten.

Ich war jedoch weit entfernt, die geringſte Furcht zu empfinden. Ich hatte in Deutſchland ſchon viele lärmende Auftritte erlebt, und dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß es bei dem phlegmatiſchen Deutſchen ganz beſonderer Umſtände bedarf, um das laute Wort zur kräftigen That werden zu ſehen. Wie oft war ich Zeugin drohend erhobener Fäuſte geweſen, die ſich, ohne den Gegner zu treffen, wieder ſenkten!

Mir kam daher der ganze Auftritt, das wilde Gebahren der jungen Leute nur lächerlich und ſpaßhaft, durch-

aus aber nicht beunruhigend vor, und ich ergötzte mich daran, ſie zu beobachten, ihre Wuth dadurch zu ſteigern, daß ich mich wiederholt mit ruhig lächelnder Miene am Fenſter zeigte und ſie ganz offenbar verhöhnte.

Die Tafel, bei deren Beendigung der Beſuch uns überraſcht hatte, ſtand noch gedeckt. Ich ſchenkte mir ein Glas Champagner voll, trat zu dem geöffneten Fenſter, erhob den ſchäumenden Kelch, und rief ſpottend hinab:

„Ich danke, meine Herren! Auf Ihre Geſundheit!“

Damit leerte ich das Glas.

Endlich jedoch fing das unharmoniſche Lärmen an, meinem Ohre läſtig zu werden; das ewige Einerlei des wilden Geſchreies, die hundertfältige Wiederholung der Vereats wurde mir langweilig, und ich ließ die Polizei requiriren, mir Ruhe zu verſchaffen.

Den Studenten hatte ſich viel ſcandalſüchtiger Pöbel angeſchloſſen, der ſtets zu Exceſſen bereit, überall zu finden iſt, wo es Lärm giebt, wo Unfug verübt werden kann. Die aufgebotene Mannſchaft der Polizei und Gensd'armen war zu ſchwach, die zuſammengerottete Menge auseinanderzutreiben, und ſo fand der anbrechende Abend ſie noch auf den Straßen verſammelt, wo ſie ſchreiend, pfeifend und ziſchend hin- und herwogte, ſelbſt bis gegen die königliche Reſidenz.

Hier wurde der Königin ein Vivat gebracht, die edle Frau jedoch gleich darauf durch Steinwürfe, welche die königlichen Fenſter zerſchmetterten, in die Flucht getrieben.

Es war ein katholiſcher Student der Theologie, der zu dieſem unerhörten Frevel das Signal gab, indem er den erſten Stein gegen die Scheiben des Schloſſes ſchleuderte. Ein Offizier verhaftete ihn auf friſcher That, obgleich das Volk ſich ſeiner Arretirung zu widerſetzen ſuchte.

Noch war mein Haus von lärmenden Studenten- und Pöbelhaufen umringt, gegen deren mögliches Eindringen in das Innere ein ſtarkes Piket der Gensd'armerie mich ſchützte, als ich von dem Könige einen rührenden Beweis der Theilnahme und Freundſchaft empfing, der zugleich die Größe ſeines Seelenadels dokumentirt.

Zu Fuß, allein, ohne Gefolge oder Eskorte, ſchritt König Ludwig durch die empörten Volkshaufen her, um zu mir zu kommen, ſelbſt Nachricht einzuziehen, wie es mir ginge, mir Troſt zu bringen für die Kränkung, die mir widerfahren war, mich zu ermuthigen, wenn es Noth thäte. —

Tief ergriffen durch ſo viel Güte, ſo viel Huld, die bei dem Schmerze, der ihm ſelbſt bereitet wurde, noch Zeit fand, meiner zu gedenken, ergriff ich ſeine Hand und zog ſie voll Dankbarkeit an meine Lippen.

Die heitere Stimmung, in welcher der König mich fand, erfreute ihn, und als ich, unterſtützt durch das Zeugniß aller Anweſenden, ihm die Verſicherung gab, daß die Furcht nicht einen Augenblick mein Herz beſchlichen habe, rief er voll Bewunderung aus:

„Dieſe Buben mögen zittern vor meiner Rache, doch

wenn ſie auch alle Mittel der Hölle, über die ſie, wie über befreundete Mächte, herrſchen, aufbieten, von Dir, meine Lola, laß ich nicht! — Nein;“ wiederholte er gegen die Umſtehenden, „von dieſem edlen, herrlichen Weſen laß ich nun und nimmermehr! Mein Königthum für Lola!“

Erſt mit Einbruch der Nacht verließ mich der König, um, abermals zu Fuß, nach ſeiner Reſidenz zurückzukehren.

Sollte man es glauben, daß auf dieſem Gange ſelbſt ſeine königliche Perſon nicht vor Schmähungen ſicher war?

Er wurde wiederholt mit gemeinen Beſchimpfungen verfolgt, und eben das Volk, das nur wenige Tage zuvor dem geliebten Monarchen zugejubelt hatte, weil er die Feſſeln zerbrach, in denen es viele Jahre geſchmachtet, eben dies Volk hatte ſchnell der Dankbarkeit, der Ehrfurcht und Liebe vergeſſen, die es ſeinem Könige ſchuldete, deſſen Herz ſo warm für alle ſeine Unterthanen ſchlug.

Ewige Schande der gedankenloſen Maſſe, die ſich ſo durch eine heuchleriſche Partei mißbrauchen ließ, Wohlthaten mit Undank zu vergelten.

Ewiger Ruhm dem Monarchen, der edelmüthiges Vergeſſen und Verzeihen eintreten ließ, wo harte Beſtrafung der Frevler in ſeiner Macht gelegen hätte.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Sendung des Königs. — Meine Erhebung zur Gräfin von Landsfeld und die Ertheilung des Indigenats. — Meine Präsentation bei Hofe. — Die Worte des Königs. — Gnädiger Empfang von Seiten der Königin. — Ich erhalte den Theresienorden. — Beabsichtigte Reise nach Brückenau.

Durch die Entfernung des Ministeriums Abel war die Hauptschwierigkeit verschwunden, welche meiner Ernennung zur Gräfin von Landsfeld und der dazu erforderlichen Ertheilung des Indigenats entgegenstand. Ich hoffte daher von einem Tage zum andern auf die Erfüllung des königlichen Wortes, auf meinen endlichen vollständigen Triumph, denn erst dann konnte ich mich als Siegerin betrachten, wenn ich durchgesetzt, wenn ich erreicht hatte, was jene mir mit Aufopferung ihrer eigenen Existenz verweigerten.

Der König ließ zu meinem Staunen diesen Gegenstand unerwähnt, und mein Zartgefühl gestattete mir nicht, ihn daran zu erinnern.

Schon glaubte ich, er hätte es vergessen, oder er

wäre auch bei den neuen Miniſtern auf Schwierigkeiten geſtoßen und verhehle mir dieſe, um mir erneuerten Verdruß zu erſparen.

Ich ſollte auf die erfreulichſte Weiſe meinen unbegründeten Argwohn widerlegt ſehen.

Zwei Tage nach dem Abendbeſuche, den der König mir in Folge des erwähnten Tumultes machte, erhielt ich von ihm ein huldvolles Billet, dem, von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, das folgende Gedicht beigegeben war, das ich als eine meiner werthvollſten Reliquien aufbewahre. Es wird mir ſtets ein theueres Erinnerungszeichen an die edlen Gefühle, an die freundſchaftlich-innige Zuneigung bleiben, die mein erhabener Beſchützer, mein königlicher Freund, für mich empfand, und die er mir bei jeder nur denkbaren Gelegenheit auf die zartſinnigſte Weiſe bewies.

Das Gedicht lautete:

Lola Montez und die Jeſuiten.

Sonnet.

Ihr habt mich aus dem Paradies getrieben,
Für immer habet Ihr es mir umgittert,
Die Ihr des Lebens Tage mir verbittert;
Doch macht Ihr mich nicht haſſen, ſtatt zu lieben.

Die Feſtigkeit, ſie iſt noch nicht zerſplittert;
Ob mir der Jugend Jahre gleich zerſtieben,
Iſt ungeſchwächt der Jugend Kraft geblieben,
Ihr, die Ihr knechten mich gewollt, erzittert!

Mit dem, wie Ihr gen mich seid, giebt's kein Gleichniß,
Die eig'nen Thaten haben Euch gerichtet,
Des Undanks, der Verleumdungen Verzeichniß,
Die Wolken flieh'n, der Himmel ist gelichtet,
Ich preis' es, das entscheidende Ereigniß,
Das Eure Macht auf ewig hat zernichtet.

Doch noch ein zweites Zeugniß der königlichen Huld, anderer Art zwar, doch kaum größer, sollte mir einige Zeit nach diesem poetischen Ausdrucke der Gefühle meines Königs zu Theil werden.

Er sendete mir eines Tages ein versiegeltes Schreiben.

Es war groß, schwer durch den Inhalt, und mit dem Staatssiegel verschlossen.

Ich ahnete, was es enthielt und mit fliegender Hand, mit klopfendem Herzen erbrach ich die Hülle.

Ich las:

„**Wir Ludwig, König von Bayern** ꝛc. ꝛc. urkunden und bekennen hiermit, daß Wir beschlossen haben, die aus spanischem Adel geborene Maria von Porris und Montez in den gräflichen Stand unter Benennung einer Gräfin von Landsfeld Allergnädigst zu erheben. Indem Wir daher derselben aus königlicher Macht die gräfliche Würde Unseres Königreiches mit den damit verbundenen Ehren, Rechten und Vorzügen ertheilen, wollen Wir, daß sie sich des nachbeschriebenen Wappens bediene, bestehend aus einem deutsch gevierteten Schilde. In dem ersten rothen Felde erscheint ein aufrechtstehendes blankes Schwert

mit goldenem Griffe, in dem zweiten, blauen, ein streitfertiger, gekrönter, goldener Löwe, in dem dritten, gleichfalls blauen, ein silberner, links gewendeter Delphin, und in dem vierten, weißen Felde eine blaßrothe Rose. Auf dem Schilde ruht, mit rechts von Blau und Gold, links von Roth und Silber abhangenden Helmdecken, eine gräfliche, mit neun Perlen geschmückte Krone. Kundgethan sei dieses allen Kron- und Reichsbeamten, allen Unsern höhern und niedern Dienern, und allen Unsern Unterthanen insgemein, damit sie die Maria Gräfin von Landsfeld nicht nur selbst für gräflich erkennen, sondern sie auch, wie es ihr Amt und ihre Pflicht erfordert, dabei handhaben, indem Unser Wille ist, daß Jeder, der dieser Verleihung entgegenhandeln sollte, durch den Fiskal unserer Krone vor die Gerichte gefordert und sowohl wegen Verletzung Unserer Befehle, als wegen Mißkennung wohlerworbener Befugnisse eines Dritten zur öffentlichen und Privatgenugthuung zugleich ohne alle Nachsicht angehalten werden soll.

„Zur Bestätigung alles Dessen haben Wir eigenhändig Unsern königlichen Namen unterzeichnet und Unser Reichssiegel anfügen lassen.

„So geschehen in Aschaffenburg, den 14. Juli 1847 p. Ch. n., 26. Reg.

„Ludwig."

Maurer.

So hatte ich es denn wirklich erreicht, was Neid, Haß, Bosheit meiner Feinde, die vorgebliche Staatsklugheit sogar, mir streitig machen wollten.

Ich war in eine andere, eine höhere Sphäre gerückt, war dem Stande zurückgegeben, dem ich durch Geburt und Erziehung angehörte, und dem nur unglückliche Familienverhältnisse mich entrissen hatten, um mich auf die unruhige, abenteuernde Bahn des Künstlerlebens zu treiben.

Erst jetzt, wo ich sie in Händen hatte, erkannte ich die Wohlthat, die der König mir erwiesen, in ihrem vollen Werthe an, denn erst jetzt fühlte ich, klar und deutlich wie nie zuvor, was meine bisherige Laufbahn Dornenvolles hatte, was mir darin fehlte, sträubte ich mich auch stets, es mir selbst zu gestehen.

Wohl hatte ich mich, von Beifall überschüttet, von Huldigungen umringt, in dem Strudel des Lebens, in welchem ich mich bewegte, glücklich gefühlt, doch jetzt erkannte ich, daß jenes Glück nur unvollständig war, und ungleich mehr befriedigte das neue, mir durch des Königs Huld zu Theil gewordene, mein Herz.

Die offizielle Indigenatsertheilung war begleitet von einem überaus gnädigen Schreiben des Königs.

Er sprach darin seine Freude darüber aus, daß seines Herzens innigster Wunsch endlich in Erfüllung gegangen sei; er schilderte mit entzückenden Farben die Tage der Ruhe und Zufriedenheit, die nun folgen würden,

das poetiſch-künſtleriſche Stillleben, das er in meiner Geſellſchaft zu führen gedachte.

Endlich forderte er mich noch auf, meine Anſtalten zu treffen, um bei Hofe vorgeſtellt zu werden.

„Die Welt," ſagte er, „ſoll meines Herzens Freundin, meines Geiſtes Labe, nicht im falſchen Lichte ſehen. Wie Sie meine beſte Freundin ſind, vom Himmel dazu auserſehen, meines Lebens Abend zu erheitern, zu verſüßen, ſo will ich Sie auch öffentlich dafür anerkennen, anerkannt ſehen, und nicht mit vornehmem Naſerümpfen ſollen meines Hofes Große auf die Frau Gräfin von Landsfeld herabblicken, die im Range ihnen gleich, am Geiſte weit überlegen iſt."

Gern will ich hier bekennen, daß der König in ſeiner Vorliebe für mich meine Eigenſchaften überſchätzte, und es iſt vielleicht eine übertriebene Eitelkeit, daß ich ſeine Worte hier wiederholte, allein weshalb ſollte ich nicht das anführen, was zu meinen Gunſten ſpricht, wo meine Feinde keine Verleumdnng zu meinem Nachtheil ſcheuten?

Endlich erſchien der wichtige Tag, der zu meiner Präſentation bei Hofe angeſetzt war.

Mein Gefühl, als ich den Wagen beſtieg, der mich zur königlichen Reſidenz bringen ſollte, glich dem, welches der junge, muthige Krieger empfinden mag, der zum erſten Male in die Schlacht geht.

Ich vermochte das Beben meines Herzens nicht zu unterdrücken, und doch ſtrahlte das Vertrauen des Sieges

aus meinen Augen. Ich war mir meiner Kräfte bewußt, und fürchtete daher keine Niederlage.

Als die Flügelthüren ſich öffneten, als mir das Meer des Lichtes entgegenſtrömte, ich die Blicke Aller mit unverhehlter Neugier, wie ich mich in der ſchwierigen Lage benehmen würde, auf mich gerichtet ſah, als ich, meine Augen flüchtig im Kreiſe umherſendend, manchen Ausdruck der Mißgunſt, der Geringſchätzung wohl gar, zu erkennen glaubte, da erwachte mein ganzes Selbſtbewußtſein, der Stolz des edlen Blutes, das auch in meinen Adern floß, älter und reiner vielleicht, als bei manchen von Denen, die ſich hier über mich erhaben dünkten, und jedes Gefühl der Schüchternheit und Befangenheit, das mir zum Nachtheil hätte gereichen können, mit einem kräftigen Entſchluſſe abſchüttelnd, trat ich mit dem Ausdrucke des Selbſtbewußtſeins, gepaart mit dem der Beſcheidenheit, in den Saal.

Der König war darauf bedacht, mit der Huld, die er mir überall bewies, mir das Schwierige meines erſten Auftretens zu erleichtern.

Kaum hatte er mich erblickt, als er auf mich zukam, meine Hand ergriff und mich in die Mitte des Saales führte. Hier mich dem geſammten Hofe vorſtellend, der uns in geöffnetem Kreiſe umſtand, ſprach er die mir ewig unvergeßlichen Worte:

„Meine Herrſchaften, ich ſtelle Ihnen hier meine beſte Freundin vor.“

Dann führte er mich zu der Königin, welche, von ihrem Hofstaate umringt, in dem Hintergrunde des Saales stand, und mich ihr ebenfalls vorstellend, sagte er:

„Meine Gemahlin, die Frau Gräfin von Landsfeld bittet Eure Majestät um Ihren gnädigen Schutz.“

„Wo mein Gemahl den seinigen gewährt,“ erwiderte die Königin mit milder Stimme, doch mit einem Anfluge der Ironie, „da wird der meinige kaum nöthig sein. Doch soll es mich freuen, der Frau Gräfin zu beweisen, wie sehr ich es anerkenne, daß sie bemüht ist, meinem Gemahle die Sorgen der Regierung zu erleichtern, und diese Gabe möge ihr ein Pfand meiner Freundschaft sein.“

Mit diesen Worten löste sie das Kreuz des Theresienordens von ihrer Brust und heftete es an die meinige, die sich unter diesem Beweise seltener Huld stolzer hob.

Ich küßte der hohen Frau, die sich so ganz anders gegen mich gezeigt hatte, als Viele es erwartet haben mochten, ja, als ich selbst hoffen durfte, voll Dankbarkeit und Ehrerbietung die Hand, und gab ihr mit gerührter Stimme die Versicherung, daß ich stets bemüht sein würde, mich der großen Huld würdig zu zeigen, mit der sie mich beehrt hätte.

Die ungemeine Freundlichkeit, welche die Königin mir bewiesen, schmolz schnell die eisige Rinde, von denen die Herzen der Höflinge bei dem Auftreten jeder neuen Erscheinung umgeben zu sein pflegen, und dem Benehmen der Monarchin das ihrige nachbildend, wurde ich von den

Damen, denen ich mich der Reihe nach vorſtellen ließ, mit großer Artigkeit und Zuvorkommenheit behandelt, ſo daß ich von meinem Empfange bei Hofe vollkommen befriedigt ſein konnte, und in der heiterſten Stimmung in meine Wohnung zurückkehrte.

Die Triumphe, die ich unabläſſig feierte, ſchienen indeß für meine Feinde ein Sporn mehr zu erneuerten Angriffen zu ſein. Sie waren zwar für den Augenblick geſchlagen, aber keineswegs beſiegt, und ließen kein Mittel unverſucht, mich aus der Stellung zu verdrängen, die ich trotz aller ihrer Ränke und Schikanen eingenommen hatte.

Dies ſollte ihnen zwar für den Augenblick noch nicht gelingen, allein der fortwährende Verdruß, mit dem ich zu kämpfen hatte, griff dennoch meine Geſundheit ſo an, daß ich mich, ohne eigentlich krank zu ſein, ſehr leidend fühlte.

Meine friſche, geſunde Geſichtsfarbe ſchwand, mit ihr meine Munterkeit und heitere Laune, und bald war ich ſo erſchöpft, ſo elend ausſehend, daß meine Freunde auf den entſetzlichen Gedanken geriethen, ich ſei vergiftet worden, und das Gerücht davon ſogar in Umlauf kam.

Ich ſelbſt wurde davon durch den Mund eines theilnehmenden Freundes unterrichtet.

Nicht leugnen will ich, daß ich darüber heftig erſchrak! Wie viele Beweiſe hatte man nicht ſchon dafür empfangen, daß die Jeſuiten und ihre Jünger nicht davor zurückbeben, zu Gift und Dolch ihre Zuflucht zu nehmen,

wo ihre andern Mittel nicht mehr zureichen. Zuzutrauen war ihnen daher eine ſolche That ſehr wohl, und ich eilte, meinem Arzte die Beſorgniß mitzutheilen, die in mir erregt worden war.

Er unterſuchte meinen Geſundheitszuſtand, wegen deſſen ich ihn ſchon früher zu Rathe gezogen hatte, nochmals genau, forſchte ſorgfältig nach allen, ſelbſt den unbedeutendſten Symptomen, und gab mir dann die beſtimmte Verſicherung, daß ich in dieſer Beziehung vollkommen ruhig ſein könne.

Dennoch nahm ich mit Freuden den Vorſchlag des Königs an, den Sommer mit ihm in dem reizenden Bade Brückenau zuzubringen, denn ich ſehnte mich, aus dem Strudel des politiſchen und Geſchäftslebens herauszukommen, in den ich wider meinen Willen hineingeriſſen worden war, und fühlte, daß dies ſogar für meine Geſundheit unumgänglich nöthig ſei.

Ich reiſ'te daher nach Brückenau ab, wohin der König mir wenige Tage ſpäter folgen wollte.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Regierungsdirector Berks. — Reiſe nach Brückenau. — Der Pöbel in Bamberg. — Der Nürnberger Bürger. — Nürnbergs Alterthümer. — Ankunft des Königs in Brückenau. — Das Badeleben daſelbſt.

Herr von Berks, Director der Regierung von Niederbayern, der in München ſeinen amtlichen Wohnſitz hatte, war ſo artig, ſich mir zum Reiſebegleiter anzubieten.

Mit Freuden ging ich darauf ein, nachdem auch der König ſeine Zuſtimmung gegeben hatte.

Die Tänzerin Lola, die ohne männlichen Schutz, und ohne dieſen zu vermiſſen, in der ganzen Welt umher gereiſ't war, bedurfte allerdings keines Reiſebegleiters, doch etwas Anderes war es mit der Gräfin Landsfeld. Dieſe hatte Forderungen des Anſtandes zu berückſichtigen, über welche Jene ſich hinausſetzen konnte, hinauszuſetzen gewohnt war.

Herr von Berks war überdies ein gebildeter Mann, ein angenehmer Gesellschafter, und seine Begleitung mir deshalb sehr angenehm.

Wir reis'ten mit aller Gemächlichkeit und in kleinen Tagereisen, denn mir lag daran, von meinem neuen Vaterlande so viel als möglich kennen zu lernen.

In Bamberg sollte ich den schmerzlichen Beweis empfangen, daß meine Feinde nicht blos in München thätig waren, sondern daß ich nirgends, wo sie ihre Macht zu üben vermöchten, vor ihnen Ruhe finden würde.

Bamberg, die ehemals geistliche Stadt, auch jetzt der Erzbischöfliche Sitz, ist dafür bekannt, ein Centralpunkt der Bigotterie und des Pfaffenthums zu sein. So wurde es der Partei desselben denn nicht schwer, gegen eine harmlose Reisende, welche mit den Bewohnern dieser Stadt nie in die entfernteste Berührung gekommen war, den Pöbel aufzureizen.

Daß der Skandal, zu dessen Gegenstand ich hier gemacht wurde, auf vorhergegangene Veranstaltung, gewissermaßen auf höhern Befehl erfolgte, geht daraus klar hervor, daß der Pöbel, den man gegen mich gehetzt hatte, und in dessen Mitte man als Festordner junge Leute von besserer Kleidung, allem Anscheine nach Studenten, bemerkte, von der Stunde meiner Ankunft genau unterrichtet war.

Ich wurde daher schon auf dem Bahnhofe, wo das Aufgebot der zerlumpten ultramontanen Garde meiner

harrte, mit Schmähungen und Beſchimpfungen, und unter dem Chorus derſelben bis zu dem ziemlich entfernten Gaſthofe geleitet, in welchem ich zu übernachten beabſichtigte.

Herr von Berks war empört über dieſe Unwürdigkeit. Er wollte Polizei-Militair aufbieten, um den Plebs auseinanderzutreiben. Ich widerſetzte mich. In München, bei jenem Studententumulte, hatte das Lärmen mir Spaß gemacht; hier war es etwas Anderes, und meine leidende Geſundheit wahrſcheinlich die Urſache, daß meine ſonſtige Energie mir mangelte.

Mir graute vor dem Gedanken, den Tumult wachſen, vielleicht Exceſſe begehen zu ſehen, und wenn auch die Furcht noch immer keinen Eingang in mein Herz fand, ſo zog ich es doch vor, mich dem angreifenden Auftritte, dem betäubenden Lärmen, der meine Nerven erſchütterte, zu entziehen.

Statt daher in Bamberg zu übernachten, wie ich es mir anfangs vorgenommen hatte, ſetzte ich nach kurzer Raſt meine Reiſe fort. Dadurch ſchien die Wuth des bezahlten Haufens noch geſteigert zu werden, der wahrſcheinlich noch größere Frevel zu üben beauftragt war, und man begnügte ſich jetzt nicht mehr mit bloßen Worten, ſondern ſogar Steine wurden gegen meinen Wagen geſchleudert.

Meine Feinde ſind bemüht geweſen, das, was mir in Bamberg widerfuhr, als eine Wirkung von der Stim-

mung des bayriſchen Volkes im Allgemeinen gegen mich darzuſtellen.

Wie wenig ſie darin Recht hatten, bewies mein Aufenthalt in Nürnberg, wo ich zwei Tage verweilte, um die dortigen Alterthümer und Sehenswürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen.

In dieſer Stadt, die als ehemalige freie Reichsſtadt ſchon von alten Zeiten her einen ungleich freiſinnigeren Geiſt beſitzt, als das Pfaffenneſt Bamberg, war nicht nur keine Spur irgend einer Art von Demonſtration gegen die „ungläubige Ausländerin", wie man mich zu nennen beliebte, zu entdecken, ſondern einzelne Privatleute bewieſen mir ſogar Aufmerkſamkeiten und Zuvorkommenheiten.

Eine Freude kann ich nicht unerwähnt laſſen, die mir in Nürnberg wurde.

Als ich das herrliche Grab von Peter Viſcher in der Sebalduskirche bewunderte, wurde ich plötzlich in meiner Mutterſprache angeredet.

Erſtaunt ſah ich den Sprechenden an. Ich hatte geglaubt, hier einen Landsmann zu treffen, doch ein Blick überzeugte mich, daß er ein Deutſcher war.

Auf meine Frage beſtätigte er dieſe Vermuthung, und ſtellte ſich mir als ein Bürger Nürnbergs vor, der ſich mehrere Jahre in Spanien aufgehalten und dadurch die Sprache des Landes gelernt hatte, die ihm ſogar recht geläufig war.

Ich fand viel Vergnügen daran, mich längere Zeit mit ihm zu unterhalten, und er zeigte im Verlaufe des Gespräches eine größere Bildung, als man ihm bei seinem Stande hätte zutrauen sollen.

Ueberhaupt findet man bei den deutschen Bürgern, besonders bei denen, die in ihrer Jugend größere Reisen gemacht haben, oft sehr gediegene Kenntnisse, da der Hang, sich zu unterrichten, dem deutschen Volke im Allgemeinen eigenthümlich ist.

Er gestand mir, daß er mich angeredet hätte, weil er meinen Namen erfahren und dadurch der Wunsch in ihm erwacht wäre, von der Frau, von der jetzt in ganz Bayern so viel und so Widersprechendes gesagt würde, durch sich selbst etwas Näheres zu erfahren.

Dies brachte mich ganz folgerecht dahin, mich gegen diesen Mann, der vollkommen urtheilsfrei zu sein schien, etwas ausführlicher über meine Gesinnungen und meine Stellung auszusprechen.

Ich glaubte, daß mir dies nur von Vortheil sein könnte, denn ich durfte nicht daran zweifeln, daß er über seine Unterhaltung mit mir weiter sprechen würde, und war der Meinung, daß er dadurch wesentlich dazu beitragen könnte, absichtlich verbreitete Irrthümer der öffentlichen Meinung über mich zu berichtigen und so auf deren Gewinnung für mich zu wirken.

„Ich darf es mit stolzem Bewußtsein behaupten," sagte ich zu ihm, „daß ich die vorzüglichste Triebfeder zu

dem Sturze des Miniſteriums Abel bin, ſowohl mittelbar als unmittelbar. Auch wird dies allgemein anerkannt, indem man mich gleich nach jenem Ereigniſſe, durch welches Bayern von dem lange und ſchmerzlich gefühlten Joche drückender Knechtſchaft befreit wurde, auf jede erdenkliche Weiſe pries, ſogar die Retterin, die Wohlthäterin des Landes nannte.

„Doch ſeitdem iſt es den raſtloſen Bemühungen der geſtürzten Partei und ihrer im Verborgenen ſchleichenden Anhänger gelungen, einen großen Theil des Volkes gegen mich einzunehmen, mein Thun als verderblich zu ſchildern, Haß gegen mich zu erwecken.

„Sie frage ich nun, Sie, der Sie dadurch, daß Sie mich anredeten, mir bewieſen, daß Sie nicht gegen mich eingenommen ſind, was habe ich gethan, um den Haß und die Schmähungen der blinden, urtheilloſen Menge zu rechtfertigen?

„Ich habe dem Volke nur Gutes erwieſen, und während man mich des Eigennutzes anklagt, hätte es vielmehr nur in meiner Macht geſtanden, von den Jeſuiten, dieſen Blutſaugern des Landes, große Summen zu ziehen, indem ich mich ihnen anſchloß, ſtatt mich ihnen gegenüber auf die Seite des Volkes zu ſtellen, das mich jetzt, des Dankes vergeſſend, auf den ich mir gerechten Anſpruch erwarb, als ſeine Feindin zu betrachten beginnt.“

„Doch die reichen Geſchenke, die der König Ihnen

macht?“ entgegnete der Bürger, und mich freute ſeine Freimuth.

„Iſt der König ſo arm,“ fragte ich, „iſt er ſo wenig Herr ſeines Vermögens, daß er um Erlaubniß fragen müßte, wenn ſeine Großmuth ihn treibt, Menſchen, die er liebt, eine Freude zu machen? Wahr iſt es, ich verdanke ſeiner Freigebigkeit manches Geſchenk, doch er greift deshalb nicht in den Seckel des Volkes, und der Werth der Gaben, die ich von ihm empfing, wird durch die abſichtlichen Entſtellungen meiner Feinde oft hundertfach übertrieben. Ueberdies ſcheint man ganz zu vergeſſen, daß ich ſelbſt nicht arm war, als ich in dieſes Land kam, daß kurz zuvor mir die Erbſchaft eines bedeutenden Kapitales zufiel, groß genug, um von den bloßen Intereſſen ein ganz gemächliches Leben zu führen.“

„Iſt das wirklich wahr?“ fragte der Bürger, offenbar verwundert durch meine Mittheilung.

„So wahr,“ entgegnete ich, „daß alle Pariſer Blätter die Summe namhaft machten, die mir zufiel. — Und,“ fuhr ich in meiner Art von Rechtfertigung gegen die verleumderiſchen Anklagen fort, „theile ich nicht, was ich beſitze oder empfange, gern und reichlich mit den Armen dieſes Landes? Kann ein wahrhaft Nothleidender behaupten, ohne Gabe von meiner Thür zurückgewieſen worden zu ſein? Habe ich nicht manche Thräne des Kummers getrocknet? Gebe ich nicht den Handwerkern viel Arbeit und gute Bezahlung? — Wahrlich, ich glaube,

man weiſet meine Wohlthaten nur deshalb zurück, ſchämt ſich wohl gar derſelben, weil ich ein Weib, eine Ausländerin bin, und mich nicht ängſtlich um die kalten, ſteifen Formen der Herkömmlichkeit kümmere! — Wie thörigt wäre ein ſolcher Grund, die Hand zurückzuſtoßen, die Euch willig reichte, wonach Ihr ſchon lange, doch vergeblich Euch ſehntet. — Ja, ich will keinem Manne nur deshalb nachſtehen, weil ich ein Weib bin. Ich verachte die Alltäglichkeit, mag ihr nicht angehören; wäre ich aber ein Weib, wie die meiſten, eine ſorgſame Hausfrau, eine liebevolle Familienmutter, eine ſittſam-beſcheidene Tochter, würde ich dann es vermocht haben, Euer jeſuitiſches Miniſterium zu ſtürzen? Was Euren Männern, Euren Landtagen mit ihrem Wortkram und ihrer Langweiligkeit nicht möglich war, das habe ich, das ſchwache Weib, vermocht. Deshalb ſolltet Ihr nicht nach der Hand fragen, aus welcher Euch die Wohlthat kam, ſondern dieſe dankbaren Herzens genießen."

Es ſchien mir, als ſei es meiner Darſtellung der Verhältniſſe und meines Wirkens gelungen, den ſchlichten, doch geſunden Verſtand des Bürgers zu überzeugen, denn mit einem herzlichen: „Gottes Segen geleite Sie!" nahm er von mir Abſchied, als ich mich von ihm trennte.

Ich beſuchte nun noch das Haus Albrecht Dürers, des großen Künſtlers, deſſen vielſeitige Kunſtſchöpfungen ihm die Bewunderung der Mitwelt gewannen, ſo daß ſein Kaiſer ſich nicht ſcheute, den ſeiner Hand entfallenen Pinſel

aufzuheben, und deſſen Ruhm als unvergängliches Erbtheil der Nachwelt vermacht wurde.

Nürnberg iſt daher auch mit Recht ſtolz darauf, die Wiege dieſes ſeltenen Mannes zu ſein, deſſen Andenken es hoch in Ehren hält.

Ich beſah mir das Haus des Meiſterſängers Hans Sachs, der bei dem proſaiſchen Handwerke, das er trieb, ſich einen ächt poetiſchen Sinn zu bewahren wußte.

Sehr zufrieden mit meinem Aufenthalte ſetzte ich meine Reiſe nach Brückenau fort, wo ich ohne Unfall, ausgenommen das bereits erwähnte Ereigniß in Bamberg, ankam.

In Brückenau, woſelbſt der König beinahe gleichzeitig mit mir eintraf, begann nun für mich ein ſehr angenehmes Leben.

Zwar war ich hier nicht, wie bei meinem erſten Aufenthalte in Baden-Baden, von einem glänzenden Anbeterſchwarme umringt; zwar boten ſich mir nicht ſo rauſchende Vergnügungen in ununterbrochener Reihenfolge, wie dort; zwar war der Badeort beinahe öde zu nennen, und wurde nur von wenigen Fremden beſucht; allein dennoch fühlte ich mich dort ſehr zufrieden und glücklich.

König Ludwig, der in dieſer ländlichen Einſamkeit alle Reize ſeines reichgebildeten Geiſtes entfaltete, entſchädigte mich vollkommen für den Mangel zahlreicher Geſellſchaft.

Er hatte den Herrſcher mit allen Sorgen deſſelben in München zurückgelaſſen, und war hier ganz ſchlichter,

liebenswürdiger Privatmann, nur bemüht, mir den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen und für die kleine Badegeſellſchaft ein gefälliger und unterhaltender Wirth zu ſein.

Und in der That, wer hätte in ihm den Monarchen eines mächtigen Staates vermuthen können, wenn er ihn ſo in ſeiner ſchlichten Kleidung geſehen hätte, in dem einfachen, hellblauen Rocke mit Perlmutterknöpfen, den weißen Pantalons mit blauen Streifen, den Kopf gegen die ſengenden Strahlen der Sonne geſchützt durch den großen, breitrandigen Strohhut, umwunden mit einem breiten, hellblauen Bande, wie er, mir den Arm reichend, ſich in heiter-unbefangener Unterhaltung, jeden Zwang der Hofetikette verbannend, unter den übrigen Badegäſten bewegte, Landparthieen mit denſelben machte, ſich wohl gar den kleinen, oft läppiſchen Geſellſchaftsſpielen anſchloß, um die allgemeine Freude nicht zu ſtören; — wie er in der Mitte Aller, ohne irgend eine Auszeichnung, an der Table d'hôte ſein beſcheidenes Mahl einnahm.

Wahrlich, wer König Ludwig ſo in Brückenau ſah, wo er ſich ganz gab, wie er war, entkleidet des blendenden äußern Scheines irdiſcher Größe, der mußte ihn ſeiner rein-perſönlichen Eigenſchaften wegen lieb gewinnen.

Ich aber, die ich durch den ſtündlichen Verkehr mit ihm geehrt wurde, ich fühlte mich wahrhaft glücklich, ihm näher zu ſtehen, war in meinen eigenen Augen dadurch erhoben, und mir bangte vor der Rückkehr nach München.

Dennoch mußte ſie endlich erfolgen, und bald ſollte es ſich zeigen, daß meine trüben Ahnungen nicht ohne Grund geweſen waren.

Neuer Verdruß, neue Unannehmlichkeiten, neue Stürme warteten meiner; doch meine Geſundheit hatte ſich durch meinen Aufenthalt in Brückenau wieder gekräftigt, und ſie fanden mich gerüſtet, ihnen mit gewohntem Muthe die Stirn zu bieten.

Sechzehntes Kapitel.

Unfähigkeit der neuen Minister. — Der Landtag und dessen widerspenstiger Geist. — Abermaliger Wechsel des Ministeriums. — Die Stiftung der Alemannia. — Angriffe gegen diese Studentenverbindung. — Rückerinnerung an Dresden. — Mein Hohn gegen den sächsischen Adel. — Der König giebt mir Recht.

Schon früher war der König bei verschiedenen Gelegenheiten auf die Vermuthung gekommen, daß die Männer, die er mit der Führung des Ministeriums betraut hatte, diesem schwierigen Amte nicht gewachsen wären.

Er sprach darüber mit mir während unseres Aufenthaltes in Brückenau, doch ich vermied jede directe Einmischung in die Regierungsangelegenheiten so viel als möglich, und bat daher den König, ganz nach eigenem Gutdünken zu entscheiden, da ich mich nicht getraute, in so wichtigen Angelegenheiten ein Urtheil zu fällen.

Mehrfach bot sich jedoch die Gelegenheit, des Regierungsdirector Berks zu erwähnen, und seinen Kenntnissen so wie seinen übrigen vortrefflichen Eigenschaften das wohlverdiente Lob zu zollen.

Eben so sprachen wir öfters von den Verdiensten des Fürsten Wallerstein und so mag es wohl gekommen sein, daß bei der bald darauf eintretenden Krisis des Königs Wahl auf diese beiden Männer fiel. Es heißt aber die Selbstständigkeit seines Willens schmähen, wenn man, wie dies geschehen ist, behauptet, daß deren Ernennung zum Ministerium von mir ausgegangen sei.

Doch ich will den Ereignissen nicht vorgreifen.

Bald nach meiner Rückkehr aus Brückenau trat der Landtag zusammen. Seine Dauer war nur auf kurze Zeit beabsichtigt, indeß wurden manche Gegenstände erörtert, die man auf eine spätere Zeit zu verschieben gedacht hatte, und es offenbarte sich von Seiten vieler Mitglieder ein Geist der Opposition, der einen so gehässigen Charakter trug, daß sich der König dadurch schmerzlich verletzt fühlte. Einige Männer erlaubten sich die derbsten, rücksichtslosesten Ausdrücke, selbst die Person des Königs wurde nicht geschont, man wagte sogar Eingriffe in dessen Privatleben, und die Minister, die bei dieser Gelegenheit ihre Schwäche und Unfähigkeit im höchsten Grade an den Tag gelegt hatten, erregten den Zorn des Königs in solchem Grade, daß er sie, ihnen seine Ungnade unverhohlen kundgebend, ihrer Functionen am 30. November 1847 enthob, und am 1. December ein Ministerium Wallerstein ernannte, in welchem der bisherige Regierungsdirector Berks das Ministerium des Innern verwaltete.

Ich sah ein, daß es unter den bestehenden Umstän-

den nicht möglich ſei, mich von dem Geſchäftsleben ſo zurückgezogen zu halten, wie bisher. Ich war daher nicht mehr ſo ängſtlich, dem Könige meine Meinung offen mitzutheilen, wenn er mich darum fragte; ich gab meinen Rath, wenn er ihn verlangte, und nahm Theil an ernſten Beſprechungen, zu denen er mich zog. Hatte ich mir doch jetzt durch eifrige Forſchungen ſchon eine Kenntniß von der Lage und den Angelegenheiten des Landes angeeignet, die mich befähigte, in vielen Dingen, welche mir früher fremd geweſen waren, oder um die ich mich nicht gekümmert hatte, ein Urtheil zu fällen.

Das neue Haus, welches mir der König in der Barrerſtraße hatte erbauen laſſen, und das ich bei meiner Rückkehr von Brückenau bezog, durch meines hohen Gönners Gnade eben ſo geſchmackvoll als elegant eingerichtet, wurde der Sammelplatz meiner wahren Freunde ſowohl, wie aller Derer, welche ſich dafür ausgaben, oder die mir zu ſchmeicheln bemüht waren, um von mir, durch mich irgend eine Gunſtbezeigung zu erlangen. Denn man ſchien der Meinung zu ſein, daß alle Stellen, hohe und niedere und in den verſchiedenſten Branchen des Staatsdienſtes, einzig und allein durch den Kanal meiner Gunſt zu erlangen ſeien.

Meine Feinde hatten dieſes Gerücht ausgeſprengt, um mich in der öffentlichen Meinung herabzuſetzen, mir den Haß der Menge zuzuziehen, und ich gab mir keine Mühe, es zu widerlegen, weil ich glaubte, durch den mir

angedichteten Einfluß den erhöhen und ausdehnen zu können, den ich wirklich beſaß.

Ich that vielleicht unrecht, noch wahrſcheinlicher aber unklug daran, dieſes Gerücht nicht nur ungehindert beſtehen zu laſſen, ſondern es ſogar noch ſelbſt zu beſtätigen; wenigſtens iſt wohl gewiß, daß nichts ſo ſehr den Haß gegen mich erweckte, als deſſen Opfer ich zu fallen beſtimmt war; allein der Ehrgeiz übt eine ſo bezaubernde Gewalt als, daß er dazu verlockt, ſich eine Macht anzudichten, wenn man ſie auch nicht in der Wirklichkeit beſitzt.

So ging es mir, und ich habe dieſe Eitelkeit ſchwer gebüßt.

In dieſe Periode fällt auch ein Ereigniß, das mir zur großen Sünde angerechnet worden iſt, obgleich der Grundgedanke, der dazu führte, gewiß ſchön und edel war.

Ich meine die Begründung der Studentenverbindung Alemannia, die man mir zuſchreibt, und zu der ich in der That den erſten Impuls gab.

Wer kann es wagen, deshalb einen Stein auf mich zu werfen, wenn er die Veranlaſſung der Stiftung ſo kennt, wie ſie in der That war, nicht wie boshafte Verleumdung ſie geſchildert hat!

Unter den zahlreichen Beſuchen, denen mein Haus täglich geöffnet war, befanden ſich auch einige Studenten aus den beſten Häuſern, meiſtens die Söhne ſolcher Familien, die ſich mir auf eine oder die andere Weiſe verpflichtet fühlten, oder junge Leute, deren edlere Natur ſie den

Beſuch der Bierſtuben und übrigen Sammelplätze ihrer Studiengenoſſen meiden ließ.

Die Eltern ſahen es gern, daß ſie meine Zirkel beſuchten, in denen ſie des Umganges wiſſenſchaftlich- oder künſtleriſch-gebildeter Männer aus allen Ständen genoſſen, die feinere Politur des geſellſchaftlichen Lebens ſich aneignen konnten, von dem roheren Verkehre, der bei den Studenten allein unter ſich zu herrſchen pflegt, abgezogen wurden, und öfters mit höhern, ja ſogar den höchſten Beamten in Berührung kamen, und ſo ſich den Männern in vortheilhaftem Lichte zu zeigen vermochten, die auf ihre künftige Carrière den günſtigſten Einfluß üben konnten. Selbſt dem Könige begegneten ſie in meinem Hauſe nicht ſelten, denn er pflegte es, entkleidet von dem Prunke des Herrſchers, ſehr oft mit ſeinem Beſuche zu beehren; welcher Vortheil kann aber für einen ſtrebſamen jungen Menſchen oft darin liegen, ſeinem Monarchen perſönlich bekannt zu ſein.

Alle dieſe Gründe vereint, werden es dem ruhigen Beurtheiler ſehr leicht begreiflich machen, daß Viele unter den Studierenden, denen an ihrer moraliſchen und geiſtigen Veredelung gelegen war, danach ſtrebten, in mein Haus eingeführt zu werden, das ihnen noch außer den erwähnten Vortheilen geſellſchaftliche Zerſtreuungen und Genüſſe mancher Art bot, und ſo für ſie zu einer Bildungsſchule ſich geſtaltete, die ſie in München nirgend anders, als eben nur bei mir zu finden vermochten.

Das Alles iſt von meinen Feinden auf die unwürdigſte Weiſe entſtellt und begeifert worden.

Eines Abends kam die Rede auf ein Duell, das zwiſchen zwei Studenten Statt gefunden hatte.

Es war die Folge der Rohheit und Gemeinheit auf beiden Seiten geweſen, und der ganze Vorfall mit allen ſeinen Nebenumſtänden ließ einen traurigen Blick in das Studentenleben im Allgemeinen thun. Es zeigte mit entſetzlicher Klarheit, daß der Trunk und die Rauffucht dadurch weſentlich gefördert wurden, ſo wie daß alle Strafen, alle Repreſſiv-Geſetze ſich als ungenügend bewieſen, dem Unfuge zu ſteuern.

Die Studierenden, welche bei mir zugegen waren, ſprachen einſtimmig ihren Widerwillen gegen ein ſolches Leben aus, wie es die meiſten ihrer Collegen führten, bedauerten aber zugleich auch, daß der Student beinahe gewaltſam auf das ſogenannte Kneipenleben angewieſen ſei, weil ſich ihm alle Häuſer, der höhern Stände ſowohl als der Bürgerklaſſen, verſchlöſſen, in welche ihm nicht durch Familienverhältniſſe der Zutritt eröffnet werde.

„Sie haben Recht,“ ſagte einer der älteren Herren zu dem Studenten, welcher dieſe Bemerkung gemacht hatte, „indeß dürfte ſchwer zu ermitteln ſein, was bei dieſem beklagenswerthen Zuſtande der Dinge, der ſich allerdings nicht leugnen läßt, Urſache, was Wirkung iſt?“

„Nehmen wir an,“ rief ich aus, „das rohe Benehmen der Studenten, ihr Mangel an geſelliger Bildung,

ſei die Urſache, daß die Thüren der Geſellſchaft ſich vor ihnen verſchloſſen und nur noch die der Kneipen ihnen geöffnet bleiben, ſollte es denn nicht Mittel geben, die Wirkungen dieſer Urſachen zugleich mit den letztern zu entfernen?“

„Doch welche Mittel könnten das ſein?“ fragte einer der Studenten. „Frau Gräfin, Sie würden gewiß Viele zu dem innigſten Danke verpflichten, wollten Sie uns dieſelben andeuten.“

„Es muß dergleichen geben,“ entgegnete ich, „alſo kömmt es nur darauf an, ſie zu finden.“ Und von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, fuhr ich fort:

„Wie ich höre, beſtehen unter den Studenten Verbindungen, geſchloſſene Geſellſchaften, mit Regeln, Statuten, und was ſonſt dazu gehört. Welches ſind die Zwecke dieſer Vereine? Ich weiß es nicht, wohl aber weiß ich, daß ſie dazu dienen, die Fechtböden zu bevölkern, die Rauffucht zu befördern, zu dem verderblichen Kneipenleben anzuſpornen. — Wie wäre es nun, wenn Sie einen Verein, eine Studentenverbindung gründeten, deren Zweck es iſt, alle dem entgegenzuſtreben, was jene abſichtlich oder willenlos, jedenfalls aber auf verderbliche Weiſe fördern, deſſen Statuten den Mitgliedern als Hauptpflicht einen geregelten, ſtreng-ſittlichen Lebenswandel, die möglichſte Vermeidung des Kneipenlebens auferlegten, kurz, eine Verbindung, die auf die allmählige ſittliche Erhebung des geſammten Studententhumes, auf die Ausrottung der No-

heit und Gemeinheit aus demſelben hinwirkte? — Glauben Sie mir, meine Herren, die Wirkungen dieſes löblichen Strebens würden ſich bald bemerkbar machen, und die Thüren, die jetzt vor dem Namen Student geſchloſſen ſind, vor den Mitgliedern eines ſolchen Vereines ſich öffnen. — Und um ſogleich den Beweis für meine Behauptung zu liefern, erkläre ich alle Theilnehmer eines mit ſolchen Statuten zu begründenden Vereines in mein Haus ein für alle Mal, und ohne weitere Ceremonie, eingeführt."

Die Idee fand allgemeinen Anklang, nicht nur unter den Studenten ſelbſt, ſondern auch unter vielen der älteren anweſenden Herren. Einige freilich ſchüttelten zweifelnd den Kopf und äußerten Bedenken, nicht gegen die Sache ſelbſt, die ſie als gut und löblich anerkannten, ſondern gegen die Ausführbarkeit derſelben.

So entſtand die Studentenverbindung Alemannia, welche der Gegenſtand ſo vieler gehäſſiger Angriffe ſowohl gegen mich als gegen die Mitglieder derſelben geworden iſt.

Gleich ihre Begründung ſtieß auf ſo großen Widerſpruch, daß ein Befehl des Königs erforderlich war, um ſie in das Leben zu rufen. Dadurch wurde die Alemannia von ihrem Beginne an zum Eriſapfel der Univerſität und diente zur unſchuldigen Veranlaſſung, Exceſſe herbeizuführen, während ihr Zweck die allmählige gänzliche Verbannung derſelben war.

Seitdem habe ich durch ſchmerzliche Erfahrungen die Ueberzeugung gewonnen, daß die jungen Leute eine Thor-

heit begingen, indem ſie meinem Rathe folgten, nicht weil derſelbe an und für ſich ſchlecht war, ſondern weil er ſie veranlaßte, gegen den Strom zu ſchwimmen, den Strom der Gewohnheit eines zügelloſen Lebens, ein Unternehmen, dem nur die Kräfte eines Rieſen gewachſen ſind.

Die Feindſchaft, welche die Jeſuitenpartei gegen mich unabläſſig zu nähren bemüht war, wurde auch auf die Bundesmitglieder der Alemannia übertragen, weil man wußte, daß ich ſie begünſtigte.

Zwar war dieſe Begünſtigung rein geſelliger Art, allein was kam darauf an, wo es galt, aus dem vorhandenen Holze Pfeile zu ſchnitzen?

Es fanden beſtändige Reibungen zwiſchen den übrigen Studenten und den Alemannen Statt, deren Verbindung nicht ſehr zahlreich war, da der Zwang, den die Statuten den Mitgliedern auferlegten, dem brauſenden Jugendmuthe nicht zuſagte. Die Mehrzahl ſah in eben dieſen Statuten einen zwar indirecten, aber ſcharfen Tadel über das eigene Leben, und konnte es den Alemannen nicht verzeihen, daß ſie ſich durch ein geregelteres, gewiſſermaßen als beſſer hinſtellen wollten.

Der erſte öffentliche Ausbruch der Feindſchaft, welche lange im Stillen zwiſchen den Ultramontanen und den Lolamontanen, wie man die Alemannen mit einem Spottnamen nannte, gegohren hatte, kam endlich zum Ausbruch, als Ende Januar der alte Görres zu der Grabſtätte geleitet wurde, in der er ausruhen ſollte von der

langen Laufbahn der Heuchelei und der Verdummungsbestrebungen, durch die er die Freisinnigkeit seiner Jugend zu büßen meinte.

Man begnügte sich nicht mehr mit wörtlichen Schmähungen, sondern ging zu thätlichen Beleidigungen über, und als der Graf Hirschberg, der hochgebildete Senior der Alemannen, zur Abwehr der Schmach einen Dolch zog, brach die ganze Gegenpartei in einen Höllenlärm über diesen Act der Selbstvertheidigung aus.

Der König war über alle diese Vorfälle, in denen er, der die Begründung der Alemannia ausdrücklich gebilligt hatte, mit Recht wiederholte Angriffe auf seine persönliche Willensmeinung erblickte, in hohem Grade aufgebracht, und es entstand in ihm der erste Widerwille gegen eine Macht, welche den, der mit ihr bekleidet ist, zwar hoch über alle Sterblichen erhebt, ihn deshalb aber auch um so mehr allen Stürmen aussetzt, die in der Höhe gewaltiger toben, als in der Tiefe. Er lernte neben den Glanzseiten der Krone auch deren Schattenseiten durch die schmerzlichsten Verletzungen seines Herzens kennen, und schon damals keimte der Entschluß in ihm, den er bald darauf zur Ausführung brachte: Dem Glanze zu entsagen, um das Glück zu genießen, welches nur so selten, vielleicht nie, das Theil der Könige ist.

„Lola," sagte er eines Abends, als er allein bei mir war, „meine Krone fängt an, mich gewaltig zu drücken. Der Zauber, der den goldenen Reifen sonst zu umgeben

pflegte, für den Träger ſowohl als für den Beſchauer, iſt verſchwunden, und ohne Bedauern würde ich ſie hingeben, ſeitdem ich mich überzeugte, daß der Nimbus nicht mehr beſteht, der ſonſt die Stirn des Herrſchers umſchwebte."

„Könnten Euer Majeſtät wirklich daran denken, auf den Thron zu verzichten?" fragte ich verwundert.

„Es gehörte dazu eben kein großer Entſchluß," entgegnete er. „Was ſind die Throne jetzt anders, als Dornenſitze, ſeitdem das Prinzip der geſetzlichen Macht verkannt wird? — Schützt mich der Thron etwa gegen die abſcheulichen, gemeinen und oft rein perſönlichen Angriffe, denen ich mich gleich dem geringſten meiner Unterthanen ausgeſetzt ſehe?"

„Doch die ſüße Gewohnheit des Herrſchens?" warf ich ein.

„Wahrlich, ich bin ihrer ſo überdrüſſig, daß nicht viel dazu gehören würde, mich zur Entſagung dieſer Gewohnheit zu bringen, um das Privatleben zu verſuchen, in welchem mir ohnehin von jeher die ſchönſten und reichſten Genüſſe geblüht haben. — Doch laß uns jetzt von etwas Anderem ſprechen; ich bin zu verſtimmt, um noch länger bei dieſem Thema zu verweilen. — Erzähle mir etwas aus Deinem Leben."

„Was könnte ich denn Eurer Majeſtät noch Neues erzählen?" fragte ich. „Mein ganzes vergangenes Leben mit all ſeinen kleinen Abenteuern liegt bereits offen vor

Ihnen, und ich wüßte nur Wiederholungen zu bringen, die Sie unmöglich unterhalten könnten.“

„Nein, Lolita,“ erwiderte mein königlicher Freund mit mildem Lächeln, „Du haſt mir noch nicht Alles erzählt. Wenigſtens eine Epiſode verſchwiegſt Du mir bisher noch immer, und aus dem Munde eines Deiner Feinde mußte ich in einer gehäſſigen Anſpielung vernehmen, was ich lieber von Deinen eigenen Roſenlippen gehört hätte.“

„Und das wäre?“ rief ich erſtaunt, denn ich war mir wirklich nicht bewußt, dem Könige bei meinen häufigen Plaudereien über dieſen Gegenſtand, an dem er viel Gefallen fand, irgend ein Ereigniß von Wichtigkeit verſchwiegen zu haben.“

„Es wurde mir nicht klar geſagt, ſondern nur angedeutet,“ entgegnete der König, „deshalb wünſche ich von Dir ſelbſt die Wahrheit zu vernehmen, welche die Sache gewiß ganz anders geſtalten wird, als man ſie mir darzuſtellen bemüht war. — Du ſollſt Dich während Deines Aufenthaltes in Dresden, in einer Damengeſellſchaft des höhern Adels, in welche Du geladen wareſt, auf ſo unanſtändige Weiſe benommen haben, daß man Dich erbittert fortſchickte.“

„Ach, iſt es das?“ rief ich lachend aus. „Ja, ich kann nicht leugnen, daß ich abſichtlich die dortige prüde Damenwelt vor den Kopf ſtieß, doch ich ſtelle durchaus in Abrede, daß dies auf eine ſchaamloſe Weiſe geſchah. Am allerwenigſten iſt es wahr, daß ich aus jener Geſell-

ſchaft fortgeſchickt wurde; vielmehr war ich es, die einige der allzujüngferlichen Damen aus der Geſellſchaft vertrieb. — Doch ich will Eurer Majeſtät die ganze Geſchichte erzählen, und Sie mögen dann ſelbſt darüber urtheilen, ob ich die Verdammung verdiene, welche man deshalb über mich ausgeſprochen hat.

„Bei einer kleinen Luſtfahrt lernte ich zufällig, kurze Zeit nach meiner Ankunft in Dresden, den Baron von Bülow kennen, einen geiſtreichen, liebenswürdigen Mann, der auch als Schriftſteller eines ſehr vortheilhaften Rufes genießt, und Eurer Majeſtät daher gewiß bekannt iſt.

„Ich unterhielt mich, ſo lange er mein Nachbar war, ſehr angelegentlich mit ihm. Er ſchien Gefallen an mir gefunden zu haben, denn nachdem er ſchon im Laufe des Geſpräches erfahren hatte, wer ich ſei, bat er mich bei dem Abſchiede, mir ſeine Aufwartung machen zu dürfen. Ich geſtand ihm dies natürlich gern zu, und bald wurde ich durch ihn mit mehreren Perſonen der haute volée von Dresden bekannt. Es waren nur Herren, die er bei mir einführte, doch die Schilderung, die ſie von mir entwarfen, hatte wahrſcheinlich auch die Neugier der Damen erweckt, mich ebenfalls kennen zu lernen. Herr von Bülow ſelbſt machte damals kein Haus, denn er lebte, unlängſt von ſeiner Frau geſchieden, als Garçon, ſonſt würde ohne Zweifel er ſelbſt bei ſich eine Soirée veranſtaltet haben, und dann wäre jenes Aergerniß, von dem man Euer Majeſtät erzählt hat, nicht entſtanden.

„Die Damen, die den Wunſch hegten, mich kennen zu lernen, hielten ſich wahrſcheinlich für zu gut, mich in ihr Haus einzuladen, und ſo wurde denn eine Frau von B.....n, die eine Art von Verbindungsglied zwiſchen dem höhern und dem niedern Adel bildete, von dem erſtern geduldet, von dem letztern, eben ihrer hohen Bekanntſchaften wegen, geſucht, dazu auserſehen, die Schwierigkeit zu heben, und den hochadligen Damen die Möglichkeit zu bieten, mich kennen zu lernen, ohne ſich dabei der Gefahr einer Compromittirung auszuſetzen.

„Ich empfing ganz unerwartet von der Frau von B.....n einen Beſuch und noch unerwarteter eine Einladung zu einer Abendgeſellſchaft, wobei ſie nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß ſie um ſo mehr auf meine Zuſage rechne, weil die ganze Geſellſchaft eigentlich nur mir zu Ehren veranſtaltet ſei. Zugleich nannte ſie, wahrſcheinlich um dadurch meine Einwilligung um ſo leichter zu bewirken, einige der höchſten Damen der Dresdner Geſellſchaft, die ihren Zirkel mit ihrer Gegenwart beehren, und gewiß ſehr erfreut ſein würden, mich kennen zu lernen.

„Mir wurde der eigentliche Zuſammenhang der Sache ſogleich klar, und ich fühlte mich dadurch verletzt. Dennoch ſagte ich zu, allein ich beſchloß, mich zu rächen.

„Es war nicht die adlige ſpaniſche Dame, die in den Kreis des ſächſiſchen Adels eingeladen war, ſondern die Tänzerin Lola, die man wie eine Art Sehenswürdigkeit zur Befriedigung hochadliger Neugier vorführen wollte.

Daher ſollte auch nicht jene in dem Abendzirkel erſcheinen, ſondern dieſe.

„Die Geſellſchaft fand an einem Abend Statt, an welchem ich im Theater eine meiner Gaſtrollen gegeben hatte, und ich beſuchte ſie in eben dem Coſtüm, in welchem ich auf der Bühne erſchienen war.

„Mit innerer Befriedigung bemerkte ich die Senſation, die es hervorbrachte, als ich in einer ſo ganz ungewöhnlichen Geſellſchaftstoilette in den Salon trat.

„Ich ſah das Staunen aus allen Geſichtern leuchten, Verlegenheit aus mehreren, namentlich auch aus denen der Wirthin.

„Ich that indeß, als bemerkte ich von dem Allen nichts, trat unbefangen auf ſie zu, begrüßte ſie, und ſagte lächelnd, da man die Tänzerin kennen zu lernen gewünſcht, hätte ich geglaubt, ich würde in dem mir eigenthümlichen Coſtüme am willkommenſten ſein.

„Die gute Frau von B. wußte anfangs nicht, was ſie auf eine ſolche Anrede erwidern ſollte, bald jedoch faßte ſie ſich und ſagte:

„„Mein liebes Kind, das Coſtüm iſt allerdings ſehr ſchön und geſchmackvoll, allein ich fürchte, daß es zu leicht iſt, und deshalb nach dem gehabten Echauffement für Ihre Geſundheit nachtheilig ſein kann. Ich bitte Sie daher, ſich zu bedecken, denn es würde mich untröſtlich machen, zögen Sie ſich meinetwegen eine Erkältung zu.“

„Mit dieſen Worten hing ſie mir einen Shawl um

die Schultern, um mich zu verhüllen. Ich war jedoch boshaft genug, ihr dieſe Verlegenheitsausflucht abzuſchneiden, und indem ich das Tuch wieder abwarf, ſagte ich lachend:

„„Fürchten Sie nichts, gnädige Frau; wer, wie ich, an die kalte Zugluft der Theater gewöhnt iſt, dem kann die milde Temperatur, die in dieſen Zimmern herrſcht, unmöglich Schaden thun.“

„„Nun, wie Sie wollen,“ ſagte ſie reſignirt, da ſie wohl einſehen mochte, daß mit mir nichts anzufangen ſei. Dann führte ſie mich zu einem Platze.

„Der Zufall fügte es ſo glücklich, daß mein Stuhl ſich neben einem Herrn befand, den ich bereits mehrmals geſehen hatte. Ich knüpfte ſogleich mit der größten Unbefangenheit von der Welt ein Geſpräch mit ihm an, wobei ich von Zeit zu Zeit durch einen flüchtig umherſchweifenden Blick mich an der Verlegenheit weidete, welche viele der Damen ſo wenig zu verbergen vermochten, daß ſie ſogar aufſtanden, und ziemlich lärmend die Geſellſchaft verließen. —

„Mir war dies gleichgiltig, denn ich hielt mich in meinem Innerſten überzeugt, keine wirkliche Unanſtändigkeit begangen zu haben, ſondern nur an der Ziererei und Prüderie eine wohlverdiente Strafe zu üben.

„In der That, konnten die Damen im Theater ihre Augen an dieſem Coſtüm weiden, waren ſie dort ſogar bemüht, mich durch ihre Operngläſer ſich ſo nahe als mög-

lich zu rücken, dann konnte keine Verletzung des Anstandes darin liegen, wenn ich mich vor diesem ungleich kleineren Publikum in eben dem Anzuge zeigte, in welchem ich so kurz vorher dem großen mich produzirt hatte, und wahrlich auch nicht in größerer Nähe, als die, welche die prüden Damen, wenn auch auf künstliche Weise, durch ihre Gläser zu bewirken gewußt hatten."

Der König gab mir lachend Recht, und gestand, daß ich nach meiner Auffassung der Sache allerdings nicht zu tadeln sei.

Siebzehntes Kapitel.

Meine Krankheit. — Die Erscheinung der Madonna. — Des Königs Geschenk. — Schließung der Universität. — Tumulte. — Ich treffe mit einem Pöbelhaufen zusammen und muß mich in die Theatinerkirche flüchten. — Wachsende Wuth des Volkes. — Rücknahme des Befehles zur Schließung der Universität. — Angriffe auf mein Haus. — Ich werde gewaltsam der Gefahr entführt. — Nacht in Blutenburg. — Ueberfall der Cavallerie und Polizei. — Transport nach Lindau. — Ankunft in Zürich.

Ein heftiges Unwohlsein zwang mich, das Lager zu hüten.

Der König ließ sich mehrmals am Tage mit der liebevollsten Theilnahme nach meiner Gesundheit erkundigen und kam selbst, so oft seine Geschäfte es erlaubten, mir die Zeit zu verkürzen.

Am zweiten Tage, als der König mich etwas spät verlassen hatte, fühlte ich mich angegriffener als zuvor und nachdem der Schlaf meine Augen geschlossen, quälten mich ängstliche Träume, so daß ich mich gemartet hin- und her-

werfen mußte. Endlich kam es mir vor, als träte die Madonna, ganz ſo, wie ſie auf dem herrlichen Bilde Raphaels in der königlichen Gemäldegallerie dargeſtellt war, an mein Lager, breitete, wie ſegnend, die Hand gegen mich aus und flüſterte mit den Tönen himmliſcher Melodie:

„Bete zu meinem Bilde und Du wirſt geneſen!“

Beruhigend wirkte dieſe himmliſche Traumerſcheinung, denn kaum war ſie verſchwunden, ſo ſank ich in einen erquickenden Schlaf, der bis zum Morgen anhielt.

Als der König an dieſem Tage mich beſuchte und ſich darüber beklagte, mich noch immer nicht wohler zu finden, ſagte ich ihm lachend, ich wüßte wohl ein Mittel zu meiner Geneſung, allein es ſei nicht zu erlangen.

Er forderte mich nun auf, es ihm mitzutheilen und ſcherzend erzählte ich ihm meinem Traum.

Er erwiderte nichts, allein den Tag darauf wurde mir das Bild überbracht und mußte auf Befehl des Königs grade meinem Bette gegenüber aufgehangen werden.

Ich betete voll Inbrunſt zu dem herrlichen Gemälde und es bewährte die mir im Traume verſprochene Heilkraft. Schon am nächſten Tage konnte ich das Bett verlaſſen und bald war meine Geſundheit vollſtändig wiederhergeſtellt.

Ich bedurfte ihrer, um den nahenden Stürmen mit Muth und Entſchloſſenheit zu trotzen.

Sie fanden mich mit meiner ganzen Kraft gerüſtet. Sie haben mich beſiegt, vertrieben, doch nicht gebeugt.

Dieſe Wohlthat verdankte ich der Madonna, welche, meine Gebete erhörend, mich in unglaublich kurzer Zeit wunderbar kräftigte, mich da aufrecht erhielt, wo mancher ſtarke Mann erlegen ſein würde.

Ich nahe jetzt der Kataſtrophe, und will ſo ſchnell als möglich darüber hinwegeilen, weil die Erinnerungen daran zu peinlich-widerlicher Art ſind.

Das Betragen, deſſen die Studenten ſich bei mehreren Gelegenheiten ſchuldig gemacht hatten, reizte den König ſo ſehr, daß er unter dem 9. Februar 1848 die Schließung der Vorleſungen bis zum Winterſemeſter befahl.

Von Mitleid mit den nachtheiligen Folgen ergriffen, die ſowohl für die irregeleitete Jugend als für einen großen Theil der Bürger Münchens, durch eine ſolche Maßregel ihrer gewöhnlichen Erwerbsquellen beraubt, daraus entſtehen mußten, hatte ich den König gebeten, den Schritt zu unterlaſſen, ihn wenigſtens nur im Falle der höchſten Noth zu thun, allein meine Vorſtellungen blieben ohne Erfolg. Er erklärte mir, daß der Uebermuth ſchon zu hoch geſtiegen ſei, um ohne energiſche Mittel gezügelt werden zu können, und ich wagte keinen Widerſtand mehr.

Dieſer unglückliche Befehl, den ich zu hindern bemüht war, und als deſſen Urheberin man mich gleichwohl bezeichnet hat, brachte die traurigſten Folgen herbei.

Die Bürger, durch die Schließung der Univerſität in ihrem Broterwerbe vielfach gehemmt und ohnehin durch

ſchlechte Zeiten gedrückt, machten gemeinſame Sache mit den Studenten. Es fanden Verſammlungen auf dem Rathhauſe Statt, um die Mittel ausfindig zu machen, den König zur Rücknahme der Maßregel zu bewegen. Es wurden dabei Worte geſprochen, Geſinnungen geäußert, Drohungen ausgeſtoßen, welche nur zu deutlich bewieſen, daß man im Falle der Weigerung auch nicht davor zurückbeben würde, Mittel des Zwanges anzuwenden.

Schon am 9. Februar, ſobald der Schließungsbefehl bekannt wurde, fanden Zuſammenrottungen und thätliche Conflicte Statt; ſie wiederholten ſich mit lawinenartig wachſender Aufregung und Wuth am 10., 11 und 12.

Am 9. wollte ein unglücklicher Zufall, daß ich, von einem Gange in die Stadt zurückkehrend, in der Schwabingerſtraße dem wilden Schwarme begegnete, der lärmend umherzog und wohl ſelbſt nicht wußte, was er wollte. Zwei junge Männer, die bei mir eingeführt waren, hatten mich zufällig kommen ſehen. Für meine Sicherheit fürchtend, waren ſie mir entgegengeeilt und wollten mich überreden, umzukehren, um dem aufgeregten Haufen auszuweichen.

Ich würde darin nur eine Handlung ſchmachvoller Feigheit erblickt haben. Ich erkärte ihnen daher, ich könne nicht glauben, daß eine Maſſe von Männern fähig ſei, ſich an einem einzelnen ſchwachen Weibe zu vergreifen, das ruhig ſeinen Weg fortſetze, im Fall der Noth jedoch ſei ich mit Waffen verſehen, mich zu vertheidigen.

„Ich hätte indeß klüger gethan, ihrem Rathe zu folgen und zurückzugehen, ehe ich mit dem Pöbelhaufen zusammentraf. Denn kaum war dies geſchehen, als ich erkannt und mit gemeinen Beſchimpfungen überhäuft wurde.

Dergleichen Aeußerungen der Rohheit verachtend, wollte ich ruhig meinen Weg fortſetzen, doch das Gedränge zeigte ſich ſo dicht, daß es unmöglich war, hindurchzukommen, und als ich den Verſuch machte, mir dennoch halb mit Bitten, halb mit Gewalt einen Weg zu bahnen, ſtreckten ſich drohend erhobene Fäuſte gegen mich aus und ich ſah mich auf eine ſolche Weiſe bedrängt, daß ich meine Waffen zeigen mußte. Die Nächſten wichen ſcheu zurück und ſo war es mir möglich, in die Theatinerkirche zu entkommen, von wo ich unter der Eskorte des Militairs, das inzwiſchen herbeigeeilt war, nach meiner Wohnung eilte.

An dieſem Tage, ſowie am folgenden und nächſtfolgenden ſah ich den König nicht, obgleich ich fortwährend Beweiſe ſeiner Theilnahme und Sorgfalt empfing, indem er ſich mehrmals nach meinem Wohlſein erkundigen und mir wiederholte Verſicherungen ſeiner Gnade geben ließ.

Am 11. endlich erfuhr ich zuerſt durch den allgemeinen Jubel, deſſen laute Aeußerungen bis zu meinen Ohren drangen, und dann durch die Mittheilungen herbeieilender Freunde, daß der König den Befehl zur Schließung der Univerſität zurückgenommen hätte.

Ich freute mich zwar dieſer Maßregel, denn ſie erweckte in mir die Hoffnung, daß damit Ruhe und Ord-

nung auf's Neue gesichert wären, allein sie erfüllte mich zugleich auch mit Besorgniß, denn sie zeigte mir, wie hart der arme König bedrängt worden sein mußte, da er, sonst ein Mann der festesten Consequenz, seinen so bestimmt ausgesprochenen Willen zu widerrufen veranlaßt wurde. Nur der äußerste Zwang konnte ihn dazu vermocht haben.

Indeß war dieses wichtigen Zugeständnisses ungeachtet die Ruhe noch nicht zurückgekehrt. Die Meuterer, übermüthig gemacht durch das, was sie erreicht hatten, spannten ihre Forderungen nun noch höher und glaubten, daß ihnen der König, eingeschüchtert durch den wachsenden Aufstand, jetzt nichts mehr verweigern könne.

Was die aufgeregte Masse fordern sollte, wurde ihnen von der Pfaffenpartei eingeblasen, die aus ihren finstern Höhlen, in denen sie sich bisher versteckt gehalten hatte, hervorzukriechen begann, und laut und ungestüm erfolgte die Forderung meiner Entfernung aus München, meiner Verweisung aus dem Lande.

Der König weigerte sich, einem Begehren nachzugeben, das von ihm eine Handlung verlangte, welche nicht nur den Gefühlen seines Herzens widerstrebte, sondern auch ein Akt ungesetzlicher Willkür und Tyrannei gewesen wäre.

Meine Indigenatserklärung war auf gesetzlichem Wege erfolgt und konnte daher auch nur auf diesem, wenn überhaupt, wieder zurückgenommen werden. Dazu wäre indeß die Anklage wegen irgend eines schweren Verbrechens

erforderlich gewesen und eine solche gegen mich zu erheben war kein Grund vorhanden.

Doch was nicht auf dem Wege des Rechtes und des Gesetzes zu erlangen war, dazu mußte die Gewalt verhelfen, vielleicht sogar der Mord.

Als sich die Nachricht von der bestimmten Weigerung des Königs verbreitete, auch noch diese Forderung des Volkes zu erfüllen, überließ sich der aufgereizte Pöbel der ungezügeltesten Wuth.

Er bewaffnete sich mit Latten, mit aufgerissenen Pflastersteinen und versuchte die Reihen der bewaffneten Macht zu durchdringen, mit denen die Barrierstraße zu beiden Seiten meines Hauses gesperrt worden war, um mich gegen die drohenden Angriffe zu schützen.

Die Gensd'armerie wies herzhaft die Angriffe zurück, obgleich viele ihrer Mannschaft durch Steinwürfe verwundet wurden, und es gelang ihr, das Eindringen des wüthenden Pöbels in mein Haus zu verhindern.

Unter entsetzlichem Lärmen verging die Nacht.

Am Morgen schien es etwas ruhiger geworden zu sein und ich trat hinaus auf den Balkon, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie es auf der Straße aussehe.

Noch war diese mit Menschen aus allen Ständen überfüllt und kaum erblickte mich die Menge, als sie abermals in wüthendes Gebrüll ausbrach.

Es wurde ein erneuter Angriff auf das Haus ge-

macht, das Volk vermochte zwar nicht durchzudringen, allein seine entfesselte Wuth überzeugte mich doch, daß jetzt der Moment gekommen sei, wo auch diese kalten Deutschen von dem Worte zur That überzugehen im Begriffe ständen, und ich ich überlegte, ob es nicht räthlich sein würde, den Bitten meiner Freunde nachzugeben und mich der drohenden Gefahr durch die Flucht zu entziehen.

Noch war ich nicht zu dem Entschlusse gekommen, diesen Beweis der Muthlosigkeit zu geben, als man mir meldete, daß das Volk den Versuch mache, über die Gartenmauer zu mir einzudringen. Man hatte dort kein Militair aufgestellt, weil die Mauer so hoch und dick war, daß ich selbst sie auch ohne Vertheidiger für einen hinreichenden Wall hielt.

Als ich hörte, daß ich ihrer Festigkeit zu viel zugetraut hatte, eilte ich wüthend hinab in den Garten, der Mauer zu, über welche bereits die Köpfe einzelner Meuterer hervorragten, die daran emporzuklettern bemüht waren.

„Wollt Ihr mein Leben haben, Ihr Mörder, so nehmt es hin!“ rief ich der tobenden Menge zu, „doch nicht ohne Gegenwehr will ich fallen, und der Erste, der Hand an mich legt, soll es mit dem eigenen Leben bezahlen.“

Ich zog ein Pistol hervor, das ich, auf den schlimmsten Fall gefaßt, schon am Abend vorher zu mir gesteckt hatte und zielte gegen die Mauer, fest entschlossen, den

Erſten niederzuſchmettern, der es wagen würde, ſie zu überſpringen.

Man mochte von meiner Geſchicklichkeit in der Handhabung dieſer Waffe gehört haben, jeder von Denen, welche bereits über die Mauer ſahen, glaubte ohne Zweifel, er würde der Getroffene ſein und ſchnell verſchwanden die Köpfe all' dieſer Feiglinge.

Ehe dies jedoch geſchah, waren einige Steine gegen mich geſchleudert worden.

Einer derſelben traf mich am Kopfe und nur mein ſtarkes Haar ſchützte mich vor einer gefährlichen Verletzung.

Dennoch fühlte ich mich einen Augenblick betäubt. Dieſen Moment benutzten meine Freunde, die mir, beſorgt um mein Leben, in den Garten nachgeeilt waren, ſie faßten mich, ſchleppten mich zu dem Wagen, der auf ihre Veranlaſſung bereit ſtand, hoben mich, meines verzweifelnden Sträubens ungeachtet hinein; das Hausthor öffnete ſich, die Pferde, durch die Peitſchenhiebe des Kutſchers wüthend gemacht, ſtürmten hinaus, die erſchrockene und erſtaunte Menge wich auseinander, um nicht von den Rädern des Wagens zermalmt zu werden, und ich flog dahin durch die menſchenerfüllten Straßen. Der Wagen war der ſtaunenden Menge entſchwunden, als ſie ihn kaum erblickt hatte. Niemand machte einen Verſuch, ihn aufzuhalten; wer es aber gewagt hätte, der würde es wahrſcheinlich mit dem Leben gebüßt haben.

Welchen Weg ich in dieſem tollen Rennen verfolgte,

weiß ich ſelbſt nicht, denn noch raubte mir der empfangene Steinwurf den vollen Gebrauch meiner Beſinnung; nur ſo viel erinnere ich mich, daß ich mich endlich im Freien auf der Sendlinger Landſtraße erblickte, und daß mein Kutſcher, jetzt gegen Angriffe geſichert und keine Verfolgung mehr befürchtend, langſamer zu fahren begann.

In dem Dorfe Großheſſellohe hielt ich an und auf das Zureden meiner Begleiter ſtieg ich in dem dortigen Gaſthofe ab, theils um einige Erfriſchungen zu mir zu nehmen, theils um mich in eine Art von Verkleidung zu werfen, die mich gegen mögliche Angriffe auf mein Leben ſchützen ſollte.

Nur mit Widerſtreben gab ich mich zu dieſer Maskerade her, allein ich ſagte mir, daß die Vorſicht im Grunde nur zu loben, jedenfalls jedoch eine Mutter der Weisheit ſei, und da ich mich dieſer früher nicht allzuſehr befleißigt hatte, wollte ich in dieſer gefährlichſten Lage meines ganzen Lebens damit den Anfang machen. Ueberdies erinnerte ich mich, daß ſelbſt rühmlichſt bekannte Helden es in ähnlichen kritiſchen Situationen nicht als ihre Würde gefährdend betrachtet hatten, ſich durch allerhand Verkleidungen gegen Gefahr und Verfolgung zu ſichern, und durch dieſe Rückſicht ließ ich mich vollends beſtimmen.

Kaum hatte ich mich umgekleidet, als ein Bote, der Gott weiß wie, meinen Aufenthalt ausfindig gemacht hatte, mir die Nachricht brachte, daß in dem unfern gelegenen Blutenburg mehrere Alemannen wären, die mich zu ſpre-

ſen wünſchten, um von mir Weiſungen über meine Beſchlüſſe und ihr eigenes zu beobachtendes Verfahren zu vernehmen.

Ich begab mich ſogleich ſelbſt nach Blutenburg, wo ich gegen Mitternacht ankam, die Alemannen traf und ihnen meinen Entſchluß mittheilte, nach München zurückzukehren und den König zu ſprechen.

Man hatte mich gegen meinen Willen entführt, und obgleich ich mir die Gefahren nicht verhehlen konnte, die meiner in München vielleicht warteten, widerſtrebte meiner ganzen innern Natur der Gedanke, den Schauplatz ſo vieler Triumphe feig zu fliehen, ohne wenigſtens einen Verſuch zur Wiedergewinnung der verlorenen Stellung zu machen.

Erſt gegen Morgen begab ich mich erſchöpft zur Ruhe, doch während ich ſchlief, wachte der Verrath.

Der Gaſtwirth in Blutenburg hatte bei den Behörden Anzeige von meinem Aufenthalte gemacht, wahrſcheinlich auch von meiner Abſicht, nach München zurückzukehren, und kaum war ich angekleidet, als ich mich von einer Maſſe Reiterei überfallen und durch die Soldateska gezwungen ſah, in Begleitung von zwei Polizeibeamten in entgegengeſetzter Richtung meine Reiſe fortzuſetzen.

Ich war außer mir über dieſe Gewaltthat, ich wollte mich ſogar mit den Waffen dem verhaßten Zwange widerſetzen, allein ich überzeugte mich, daß ich mich dadurch nur rohen Mißhandlungen Preis geben würde, und ſo fügte ich mich denn in das Unvermeidliche.

Am 13. war ich in Lindau.

Am 14. erreichte ich Zürich, wo ich in dem Hotel Baur abſtieg.

So war ich denn flüchtig, landesverwieſen, durch die Gewalt, wenn auch nicht durch den Ausſpruch des Geſetzes, auf dem freien Boden der Schweiz angelangt.

Achtzehntes Kapitel.

Revolutionaire Auftritte in München. — Meine Rückkehr dahin. — Freudige Ueberraſchung des Königs. — Mein verborgner Aufenthalt bei ihm. — Pikante Antwort auf einen Brief des Königs von Preußen. — Der Graf von Chambord und deſſen Freunde. — Die Münchener Nationalgarde.

In Blutenburg, kurz zuvor, ehe die Gewalt mich zwang, Bayern zu verlaſſen, hatte ich den Vorſatz ausgeſprochen, nach München zurück zu kehren, und meine gezwungene Entfernung ließ mich auf dieſen Gedanken verzichten. Ehe ich ihn jedoch auszuführen vermochte, gab die Weltgeſchichte großen erſchütternden Ereigniſſen die Geburt.

Die Pariſer Februar-Revolution brach aus, und verlieh, wenn auch nur für kurze Zeit, ganz Europa eine andere Geſtalt.

Die Nachwirkung der Pariſer Ereigniſſe zeigte ſich auch in Bayern eben ſo gewaltig, wie in dem ganzen übrigen Deutſchland. Am 3. und 4. März fand in München

ein Volksaufſtand ſtatt, der ſo gewaltig war, daß er die ganze Geſtaltung der Dinge änderte und dem Könige einen großen, ja den größten Theil ſeiner bisherigen Macht raubte.

Ich wußte nicht, ob es mir unter dieſen Umſtänden noch wünſchenswerth ſein könnte, ferner in München zu leben. Ehe ich jedoch über dieſen wichtigen Gegenſtand einen Entſchluß faßte, wollte ich mich mit meinem königlichen Freunde darüber berathen.

In all' den vielen Briefen, die ich von König Ludwig während meines Aufenthaltes in der Schweiz erhielt, ſprach er ſeinen Schmerz darüber aus, mich nicht mehr bei ſich zu haben, ſeine Sehnſucht, ſich wieder mit mir unterhalten, über manche wichtige Dinge beſprechen zu können.

Mußte dieſer Wunſch meines Wohlthäters, den er weniger in klaren Worten ausdrückte, als mich errathen ließ, nicht für mich ein Befehl ſein? Mußte er mich nicht veranlaſſen, allen möglichen oder eingebildeten Gefahren zu trotzen, um zu ihm zu gelangen?

Ich that es ungeſäumt, als ich von den neuen Unruhen in Bayern hörte, und in der Nacht vom 8. zum 9. März langte ich heimlich, unerkannt in Bayerns Hauptſtadt an.

Noch war der Schlüſſel, der mir den ungeſehenen Zutritt zu des Königs innerſten Gemächern ſicherte, in meiner Hand. Er öffnete mir, wie ſchon oft, die Pforten und gleich einer Geiſtererſcheinung trat ich in das Arbeitskabinet des Königs, der noch nicht zu Bette gegangen war.

Mit einem Ausrufe freudiger Ueberraſchung flog er

mir entgegen, zog mich an ſeine Bruſt, dann neben ſich nieder, und bis zum anbrechenden Tage ſprachen wir mit einander. Das Morgenroth färbte bereits den Horizont, als er mich zwang, die Ruhe zu ſuchen, deren er ſelbſt bedürftiger war als ich; denn ich fand ihn ſehr angegriffen, durch die Ereigniſſe erſchüttert, und mehr als je entſchloſſen, auf den Reſt der Macht zu verzichten, deren größere, ſchönere Hälfte ihm bereits aus den Händen gerungen war.

Ich that nichts, dieſen Entſchluß zu bekämpfen, denn nach alle dem, was ich während meiner Reiſe geſehen und gehört hatte, und was ich jetzt aus dem Munde des Königs vernahm, war mir die Neigung benommen, je wieder in München eine Rolle ſpielen zu wollen. Vielmehr lächelte mir freundlich der Gedanke zu, ein entzückendes Stillleben an der Seite meines königlichen Freundes zu führen, fern von dem undankbaren Bayernlande, das ihn ſo bitter gekränkt, mich ſo ungerecht beſchimpft hatte.

In irgend einer reizenden Gegend der Schweiz oder Italiens uns anzuſiedeln, in dem Kreiſe des ſelbſtgewählten Privatlebens die Sonne zu ſein, um die ſich, ihr Licht, ihre belebende Wärme ſuchend, Alles drehte; entzückende Ausſicht!

Ich theilte ſie am nächſten Tage dem Könige mit.

Auch ihm lächelte der Gedanke freundlich zu, und er ſagte mir, er ſelbſt hätte ihn ſchon gehegt, und würde unbedingt den Weg, den ich angedeutet, betreten, wenn ſeine

Verſuche, das eingeriſſne Chaos nach ſeinem Sinne zu ordnen, ſich als erfolglos erweiſen ſollten.

Als dieſer Entſchluß gefaßt war, hielt ich längeres Weilen in München nicht für rathſam; der König mochte ſich aber nicht ſo bald wieder von mir trennen, und ſo blieb ich denn auch mehrere Tage unter Bewahrung des ſtrengſten Geheimniſſes über meinen Aufenthalt bei ihm.

Während der langen Unterredungen, die dieſes ſtete Beiſammenſein herbeiführte, beſprach der König alle die Ereigniſſe, die ſich während unſerer Trennung zugetragen hatten. Er ſchilderte mir die Beſorgniß, die er meinetwegen ausgeſtanden, bis er von meiner eigenen Hand die Nachricht empfangen, daß ich in Sicherheit ſei.

Unter Anderem beſchwerte er ſich über einen Brief, den er von ſeinem Schwager empfangen hatte, und worin derſelbe ſich tadelnd über ſein Verhältniß zu mir ausſprach, deſſen Löſung begehrend, ohne damals ſchon zu wiſſen, daß ich für den Augenblick von ihm getrennt war.

„Ich wies ſeine Vorwürfe, die er ernſt ausgeſprochen, ſcherzend zurück," ſagte mir König Ludwig; „und ſchrieb auf ſeinen Brief, der eine andere Antwort verdient hätte, die folgende, die Dir Spaß machen wird, meine Lola."

Er ſuchte unter ſeinen Papieren und überreichte mir ein Blatt, beſchrieben mit der folgenden, geiſtreichen Epiſtel:

Bezweckte zu berichtʼgen,
Erfundʼne zu beſchwichtʼgen
Verleumdung iſt mir Pflicht;

So in Berlin erdachtes,
Nach München hergebrachtes
Abschreckendes Gerücht,
Die Ehr' von Bayerns König.
Es schmerzte mich nicht wenig,
Aus Kunstsinn nur entstand die
Lieb' die ich überwand nie.
Auch war sie ganz nach Plato,
Merk Dir's, Potsdamer Cato!
Zwar nicht zu tiefem Jammer
Schlich ich in ihre Kammer,
Doch sie, die mich so lang er-
hören nicht gewollte,
Drob spanisch-bitter grollte.
Unklugen, fromm zu prahlen,
Schreckbilder auszumalen,
Weg, hast Du Dir erwählet.
Du zechst aus vollen Humpen,
Wie hier der Herr von Gumppen-
berg neulich mir erzählet;
Und Du willst die Dolores
Und Ludwig lehren Mores!
Du, der Du nie gekonnt es!
Nie Aehnliches Erlebter,
Nie Wonne Durchgebebter,
Dieß haß ich wie die Spinne;
Fest steht's in Ludwig's Sinne:
Die Wittelsbacher Minne
Hält erst im Tode inne.

Herzlich mußte ich über diesen Brief lachen, und dankte dem Könige für diese Abwehr der Verleumdung, diese Vertheidigung meiner Ehre.

In dieſen Tagen, die ich gleich einer Gefangenen in dem Schloſſe zubrachte, weil ich nicht wagen durfte, mich zu zeigen, brachte die Pariſer Februar-Revolution das Geſpräch auch auf den Grafen von Chambord, und die Ausſichten, die aus dieſem Ereigniſſe möglicher Weiſe für denſelben erwachſen könnten.

„Ich glaube nicht," ſagte der König, „daß die Vertreibung Ludwig Philipps für den Prätendenten der franzöſiſchen Königskrone von irgend einem Nutzen ſein wird. Er iſt kein Politiker, das beweiſ't ſchon der Umſtand, daß er durch dieſes gewaltige Ereigniß vollſtändig überraſcht wurde. Er hat es nie verſtanden, ſich unter der großen Menge der Franzoſen Sympathie zu gewinnen, und ihm klebt ein Fluch an, der bei dieſem Volke nie zu verwiſchen iſt: der Fluch der Lächerlichkeit, erweckt durch den ſkandalöſen Mitgiftsſtreit."

„Leider iſt das wahr," entgegnete ich, „doch trägt nicht der Graf Chambord ſelbſt davon die Schuld, ſondern ſeine Anhänger, ſeine nächſten Umgebungen. Dieſe haben ihm durch ihren unſinnigen Eifer, ihre Unwiſſenheit, ihre lächerlichen Anſprüche von jeher weit mehr Schaden in der öffentlichen Meinung zugefügt, als er ſelbſt ſich zugefügt haben würde, hätte man ihn allein ſeinen eignen Weg verfolgen laſſen."

„Daß das die Fürſten, eben ſo die Regierenden wie die Kronprätendenten ſo ſelten können," entgegnete der König, „das iſt ja eben ihr Unglück; doch weil das nun

einmal ſo iſt, und bei dem Grafen von Chambord von jeher ſo war, hat er meiner Ueberzeugung nach wenig oder gar keine Hoffnung, jemals auf den Thron von Frankreich zu gelangen, die Franzoſen müßten denn ihrer Republik ſo überdrüſſig gemacht werden, daß ſie in ihrer Verzweiflung den erſten beſten König annähmen, froh, nur überhaupt wieder einen zu bekommen."

„Und einen ſolchen, ſehr möglichen Fall angenommen," ſagte ich, „hätte nicht dann der Graf von Chambord die meiſte Ausſicht auf die Unterſtützung der fremden Monarchen? Würden ſie nicht lieber den legitimen Erben auf dem Throne dieſes mächtigen Reiches ſehen, als den Sproß jenes Uſurpators, den ſie nur ungern in der angemaßten Macht beſtätigten?"

„Mag ſein, Lolita, allein dieſes würde nur geſchehen, wenn es gälte, die Stimme des franzöſiſchen Volkes zu beſtätigen, dem man nie mit Gewalt einen Herrſcher wird aufdringen wollen. Geſchah dies 1814, geſchah es 1830 nicht, ſo würde es in der Zukunft noch weit weniger geſchehen."

„Und weshalb ſollte ſich die Stimme Frankreichs nicht eben ſo gut für den Grafen von Chambord ausſprechen, wie für irgend einen der Orleaniden?"

„Weshalb? Einmal, weil gegen den älteren Stamm der Bourbonen ein Vorurtheil herrſcht, und dann, weil der Graf Chambord durch ſeine Perſönlichkeit auch zu keinen Hoffnungen berechtigt. Vielmehr haftet an ihm nicht nur

jene Lächerlichkeit, die ich bereits erwähnte, ſondern auch noch die der verunglückten Huldigungs-Wallfahrt nach Belgrave-Square im Jahre 1844, die nur dazu diente, die Schwäche ſeiner Partei in das grellſte Licht zu ſetzen."

„Doch alle dieſe Fehler beging nicht er," entgegnete ich. „Sie rühren von ſeinen Freunden her, und ſollte er ſelbſt mit eignen Thaten hervortreten, die ihm das Vertrauen der Nation gewinnen, ſo würde er leicht auch deren Stimme für ſich haben, gälte es eine neue Beſetzung des Thrones."

Wir wurden in dieſem Geſpräche durch lauten Trommelwirbel unterbrochen, der etwas tactwidrig von der Straße herauf ertönte.

Der König, der eben an dem Fenſter vorüberging, blickte hinab, und rief mir dann zu:

„Lola, komm' her, tritt hinter den Vorhang, daß Du nicht bemerkt werden kannſt, und ſieh' Dir dieſe modernen Himmelſtürmer an, dieſe bewaffneten Spießbürger, wahre Carricaturen auf den Soldatenſtand, die ſich den ſtolzen Namen „Nationalgarde" beigelegt haben, den Pariſern wie die Kleidermode ſo auch die politiſche nachäffend. Doch nicht einmal:

„Wie er ſich räuspert und wie er ſpuckt,
Haben ſie ihm abgeguckt."

ihrem Muſterbilde nämlich. Oder meinſt Du nicht, daß die Pariſer Nationalgarde ſich ſchämen würde, wollte man ſie mit dieſer Muſterkarte aller Lächerlichkeiten nebeneinanderſtellen?"

„Und mit Recht würde ein ſolcher Vergleich die Pariſer Nationalgarde beleidigen," erwiderte ich, die vorüberziehenden Freiheitshelden mit ſpöttiſchen Blicken muſternd. „Zwar fehlt es auch unter den Pariſer Epiciers nicht an lächerlichen Geſtalten, aber wie elegant iſt die Haltung der ganzen Maſſe, wie eifrig ſind ſie im Allgemeinen in der pünktlichen Vollziehung des Dienſtes; und dann, was die Hauptſache iſt, und der Pariſer Nationalgarde ein großes Gewicht in der Wagſchaale der politiſchen Ereigniſſe gewährt, wie hat ſie ihren Muth in ernſten, blutigen Kämpfen bewährt."

„Oh, was das betrifft," ſagte der König, „den traut ſich auch dieſe Garde Falſtaffs zu, obgleich er eine ernſte Probe ſchwerlich aushielte. — Ha, hätte ich auf die Truppen zählen können, ſie ſollten mir bei Gott nicht ſo viel abgerungen haben. Doch leider iſt jetzt ſelbſt das Heer angeſteckt von dem allgemeinen Schwindel. Hat doch ſogar mein eigner Sohn in einem Briefe, der in zahlreichen Abſchriften offen unter dem Volke circulirt, die Exceſſe gutgeheißen, die Deine Vertreibung aus München, meine Lola, herbeiführten! — Wo ſolcher Geiſt des Widerſpruches, ſolcher Mangel an Disciplin ſich offenbart, da durfte ich nicht mehr auf den blinden, unbedingten Gehorſam meiner Soldaten rechnen.

„Doch vielleicht wird mein Sohn das Beiſpiel der Auflehnung gegen des Königs Willen, das er gegeben, einſt noch bitter und ſchmerzlich zu bereuen haben, und an ſich ſelbſt die Erfahrung machen, daß die Bande des Ge-

horſams, einmal gelockert, nicht ſo leicht wieder zu der alten Feſtigkeit anzuziehen ſind."

Der König war durch dieſe Betrachtungen, trotz der Heiterkeit, welche der Anblick der Nationalgarde in uns erweckt hatte, in eine ſo finſtere Stimmung gerathen, daß es mir nur mit Mühe gelang, ihn wieder beſſerer Laune zu machen und ein leichteres Geſpräch in Gang zu bringen, indem ich ihm die Pläne mittheilte, die ich mir im Voraus für den Fall entworfen, daß meines Bleibens in München nicht ſein ſollte.

Neunzehntes Kapitel.

Das Gerücht meiner Anwesenheit in München verbreitet sich. — Abreise nach Genf. — Ich verliere das Indigenat. — Unwürdige Verfolgung durch das Ministerium. — Herr Papon und dessen Grund seiner Rache gegen mich. — Herr Hurt-Binet. — Dessen Mystificirung. — Was mich veranlaßte, meine Memoiren zu schreiben. — Mein Grundsatz bei deren Abfassung.

Meine Anwesenheit in München sollte und mußte das unbedingteste Geheimniß bleiben. Deshalb wurden selbst des Königs größte Vertraute nicht davon unterrichtet, schon daß sie im Fall der Noth mit gutem Gewissen sagen konnten, sie wüßten nichts.

Nur von dem dienenden Personale wurden Einige, bei denen es unumgänglich nöthig war, in das Vertrauen gezogen, und dazu solche erwählt, deren Verschwiegenheit der König gewiß zu sein glaubte.

Dennoch verbreitete sich bald das Gerücht, ich sei wieder in München.

Vielleicht stützte sich es auch jetzt wieder, wie früher schon mehrmals, wo es nicht begründet war, auf bloße

Vermuthung, allein dennoch brachte es eine ſolche Gährung hervor, daß der König es gerathener fand, ſich von mir zu trennen.

Ich reiſ'te dem zu Folge ab, und begab mich zunächſt nach Genf, wohin mir mein königlicher Freund an das Haus Lombard-Odier und Compagnie, durch deſſen Vermittelung unſer Verkehr erhalten werden ſollte, einen Empfehlungs- und Creditbrief mitgab.

Ich reiſ'te auf dem graden Wege, und mit möglichſter Eile, dahin, ohne mich um die politiſchen Angelegenheiten Bayerns, dem ich für immer Valet geſagt hatte, auch nur im Geringſten zu bekümmern. Von welchem Staunen mußte ich daher ergriffen werden, als ich, kaum dort angelangt, in Münchner Blättern, vom 17. März, alſo wenige Tage nach meinem Abſchiede von dem Könige datirt, die folgenden beiden, auf mich bezüglichen Bekanntmachungen las:

„Wir von Gottes Gnaden König von Bayern ꝛc., finden Uns zu der Erklärung bewogen, daß die Gräfin von Landsfeld das bayriſche Indigenat zu beſitzen aufgehört hat.

„Ludwig.

„Graf v. Waldkirch."

Erregte aber ſchon dieſe Bekanntmachung mein unwilliges Staunen, was mußte ich dann erſt empfinden, als ich die zweite las, welche lautete:

„In Anbetracht, daß die Gräfin von Landsfeld, welche laut Allerhöchster Entschließung Sr. Majestät des Königs vom heutigen Tage aufgehört hat, das bayrische Indigenat zu besitzen, ihre Versuche nicht aufgiebt, die Ruhe der Hauptstadt und des ganzen Landes zu stören, sind unterm heutigen Tage alle Gerichts- und Polizeibehörden des Königreichs angewiesen worden, auf besagte Gräfin zu fahnden, sie überall, wo man sie finden mag, zu Haft zu bringen und auf die nächste Festung zu schaffen, um sie sofort der richterlichen Untersuchung zu überweisen.

München, den 17. März 1848.

Justizministerium und Ministerium des Innern.

v. Beisler, Staatsrath.

Frh. v. Thon-Dittmer, Staatsrath."

Ich gerieth über diese Bekanntmachungen, besonders aber über die letzte, in einen solchen Zorn, daß ich das letzte Blatt, welches sie enthielt, in kleine Stücken zerriß.

Welche Unwürdigkeit!

Während ich mich ruhig in Genf befand, und bemüht war, in dem geselligen Leben Zerstreuung zu finden für die gehabten Verdrießlichkeiten, war das bayrische Ministerium unverschämt genug, unter Vorschützung schamloser und lügenhafter Beschuldigungen meine Verhaftung in eben dem Augenblicke zu decretiren, als mir, auf ungesetzliche Weise noch dazu, das Indigenat abgesprochen wurde.

als ich daher doch noch die unbeſtreitbare Berechtigung hatte, mich in dem Lande aufzuhalten.

Hätte man auch nur den Schein der Geſetzmäßigkeit bewahren wollen, ſo hätte man doch dem Verhaftsbefehle eine Landesverweiſung voraus gehen laſſen und mir zu deren Verwirklichung eine Friſt gewähren müſſen.

Doch was kümmern ſich dieſe Miniſter, die ſich dem ſogenannten Volke verantwortlich machen, um einen ſolchen Schein, wenn es darauf ankommt, ſich dem ſchmutzigen Gebieter gefällig zu zeigen, dem ſie ſich dienſtbar gemacht haben, und vor deſſen rohen Fäuſten ſie mehr erzittern, als vor dem Stirnrunzeln des mächtigſten Herrſchers.

Wie auch den König dieſe gehäſſige Maßregel ſeiner Polizei, die ganz ſicher ohne Einholung ſeiner Zuſtimmung handelte, verdroſſen hat, geht aus dem Umſtande hervor, daß er gleich darauf ſeinen ſchon lange gehegten Plan, der Krone zu entſagen, verwirklichte, wovon er mich in eben dem Augenblicke, als ſein Entſchluß den Münchnern durch des neuen Königs Adjutanten verkündet wurde, durch einige flüchtige Zeilen von ſeiner eigenen Hand in Kenntniß ſetzte, indem er zugleich die Hoffnung ausſprach, nun bald wieder mit mir, unbekümmert um alle fernere Stürme des politiſchen Lebens, vereinigt zu ſein.

Mich erfüllte dieſe Nachricht mit Freude, denn ich ſah nicht nur durch die Thronentſagung meines königlichen Freundes Ruhe und Glück beſſer und dauernder geſichert, als hätte er den dornenreichen Sitz auf ſeinem wankenden,

von den wilden Flammen der Revolution umſpielten Throne bewahrt, ſondern es erweckte noch ein ſtolzes Gefühl gerechten Selbſtbewußtſeins in mir, daß ich mir ſagen durfte, mein Umgang ſei es hauptſächlich, der den Seltenen mit Geringſchätzung von ſich werfen ließ, was ſo viele Andere mit der Anſtrengung ihres ganzen Lebens, mit Aufopferung jeder ſanfteren Freude, zu erringen ſtrebten.

Doch meine beglückende Hoffnung, mit König Ludwig nun bald ganz vereint zu ſein, ſollte leider nicht verwirklicht werden.

Von einem Tage zum andern erwartete ich ſeine Ankunft in Genf, von einem zum andern ſah ich mich getäuſcht.

Endlich ward ich durch die Umſtände gezwungen, dieſen Ort wieder zu verlaſſen, ohne mit ihm vereinigt worden zu ſein.

Was König Ludwig veranlaßte, ſeinen früheren Plänen ungetreu zu werden, iſt mir nicht klar. Ich fürchte, er hat der Verleumdung ſein Ohr geliehen, die es ſich nun einmal zum Geſetz gemacht zu haben ſcheint, mich zu verfolgen und die mich auch in Genf wieder zum Spielball ihrer Laune erkor.

Ein Menſch, mit dem ein unglücklicher Zufall mich hier in Berührung brachte, Herr Papon von Ryon, hat es öffentlich geſtanden, daß er dem Könige die ſchändlichſten Dinge von mir hinterbrachte.

Hätte aber mein Freund, der mich ſo genau kennen,

mußte, nicht die Insinuationen zurückweisen sollen, die aus der unlautern Quelle gemeiner Rachsucht wegen verletzter Eigenliebe entstanden?

Ich hatte Herrn Payon die Leitung meiner Geschäftsangelegenheiten übertragen, und so lange er sich darauf beschränkte, war ich mit seinem Eifer, seiner Rechtschaffenheit sehr zufrieden. Als er sich indeß auch die Leitung meiner Person anmaßen, mir Vorschriften über mein Leben machen wollte, und ich ihn deshalb in die ihm gebührenden Schranken zurückwies, da ergrimmte er, und die Rache ließ ihn jene sogenannten Memoiren über mich veröffentlichen, die ein Gemisch von Wahrem, Erfundenem und Entstelltem und die Hauptveranlassung sind, daß ich selbst mich bewogen fand, meine Memoiren herauszugeben.

Bei Erwähnung dieses Beweggrundes zur Veröffentlichung der vorliegenden Blätter, muß ich noch einen spaßhaften Umstand anführen, der dazu in einiger Beziehung steht. —

In dem Journal de Genève ist ein Brief abgedruckt, den ein Herr Oskar Hurt-Binet an den Redacteur dieser Zeitung schrieb.

Er sagte darin, ich hätte ihn aufgefordert, meine Memoiren, deren Herausgabe ich beabsichtigte, zu redigiren, und ihm zu diesem Zwecke auch bereits viele einzelne Bruchstücke aus meinem Leben mitgetheilt, mich jedoch dabei in zahlreiche Widersprüche verwickelt, woraus zu ersehen sei, wie wenig ich auf die Wahrheit achtete.

Ich muß die Naivetät dieſes Herrn bewundern.

In Genf hatte ich ihn kennen gelernt. Er ſchien an meiner Geſellſchaft und der, welche er bei mir fand, Gefallen zu finden, und beſuchte mich oft.

So konnte es denn nicht fehlen, daß er mich manches kleine Bruchſtück aus meinem Leben erzählen hörte.

Eines Tages, als ich in ſeiner Gegenwart wieder eine ſolche Scene erzählte, — ſo viel ich mich erinnere, aus der Zeit meines Aufenthaltes in Bengalen, — ſagte er:

„Sie ſollten Ihre Memoiren herausgeben. Das müßte ein intereſſantes Werk werden, und zugleich eine gute Buchhändlerſpeculation.“

„Sie bringen mich da auf einen ſuperben Gedanken,“ erwiderte ich lächelnd; „ſollte ich mich indeß je dazu entſchließen, ſo könnte es nur unter der Bedingung geſchehen, daß Sie die Redaction dieſer Memoiren übernähmen.“

Er erklärte ſich dazu mit Vergnügen bereit, und beſtürmte mich dann mehrmals, ihm das Material zu ſeiner Arbeit zu liefern.

Mir war es indeß mit der Herausgabe meiner Memoiren keineswegs Ernſt geweſen, obgleich er meine ironiſche Einwilligung dafür genommen hatte.

Ich ſuchte ihn durch die Erklärung hinzuhalten, daß ich vor dem Beginn der Arbeit erſt verſchiedene Dokumente beitreiben müßte, deren Erlangung viel Zeit in Anſpruch nehmen würde, allein er bat mich oft und dringend, ihm

zur vorläufigen Bearbeitung wenigſtens einzelne Bruchſtücke mitzutheilen.

Ich machte mir den Spaß, ſeinem Wunſche zu willfahren, allein ich erzählte ihm ein und denſelben Umſtand mehrmals abſichtlich ſo ganz anders, daß ich glaubte, er müßte daraus die Neckerei erkennen, die ich mir mit ihm erlaubt hatte.

Ich täuſchte mich in dieſer Vorausſetzung, denn ſein Brief an den Redacteur des Journal de Genève zeigt deutlich, daß er in dem Wahne befangen iſt, ich hätte in Folge der Schwäche meines Gedächtniſſes dieſelben Sachen bei mehrmaliger Wiederholung verſchieden erzählt, während ich dies ſehr abſichtlich that. Denn wenn ich auch damals die Idee, meine Memoiren herauszugeben, noch nicht hatte, ſo wollte ich doch auch für den Fall, daß mir ein ſolcher Gedanke je kommen ſollte, nicht, daß ein Anderer mir darin das Prävenire ſpielen ſollte.

Dies iſt die Bewandniß, die es ſowohl mit den bereits erſchienenen Memoiren des Herrn Papon hat, als mit den von Herrn Hurt-Binet in Ausſicht geſtellten, und das Publikum mag urtheilen, was es von jenen halten ſoll, was von den meinigen, bei denen ich mir die Regel echter Memoirenſchreiber zur Richtſchnur genommen habe: Mich dem Leſer ganz ſo zu ſchildern, wie ich wirklich bin, ohne meine Fehler zu beſchönigen, aber natürlich auch, ohne mich ſelbſt abſichtlich herabzuſetzen.

Die Aufrichtigkeit, die ungeſchminkte Wahrheitsliebe,

welche man von dergleichen Schriften fordern darf, die ſich faſt ausſchließlich um eine Perſönlichkeit, um das liebe Ich des Verfaſſers drehen, habe ich mir zur ſtrengen Pflicht gemacht, und wer meine Memoiren geleſen hat, der kennt mich, hätte er mich auch nie geſehen, genau, beſſer vielleicht, als viele meiner wirklichen Bekannten, die ſich einbilden, mich zu kennen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Meine Reiſe nach London. — Dortiger Aufenthalt. — Der Bulldog im Hyde-Park. — Bekanntſchaft des Herrn Heald. — Deſſen unerwartete Werbung. — Ich bewillige ihm meine Hand. — Unſere Trauung. — Klage ſeiner Tante wegen Bigamie. — Meine Freilaſſung gegen Caution. — Lord Londonderry.

Ganz Europa war von politiſchen Stürmen zerriſſen, Italien beſonders, wohin ich zu gehen beabſichtigt hatte, war der Schauplatz zahlloſer Revolutionen, im größten Maßſtabe wie im kleinſten, blutgetränkter wie burlesker.

Ich fand an keiner Art dieſer Tragikomödien Gefallen.

In München hatte ich davon nach meinem Geſchmack vollkommen genug geſehen.

Ich ſehnte mich nach Ruhe; dieſe konnte man in jener bewegten Zeit beinahe nur in England finden. Geſchäfte verlangten ohnedies meine Anweſenheit in London, eine gewiſſe Sehnſucht geſellte ſich dazu, mich nach Albions

Küſte zu locken, und ich ſchiffte mich ein, um — abermals Veranlaſſung zu einem Skandal zu geben.

Es iſt nun ſchon einmal mein Schickſal, überall, wo ich mich befinden mag, von Ereigniſſen ereilt zu werden, die mich auf mehr oder minder ärgerliche Weiſe zum Gegenſtande des Geſpräches für das große Publikum machen und den Zeitungsſchreibern, die hungrig über jeden Biſſen herfallen, Stoff zu pikanten Artikeln geben, entweder an und für ſich, oder durch die Ausſchmückung, welche die Phantaſie der Herren Zeitungsſchreiber hinzufügt.

In London, wo ich Geldgeſchäfte von nicht unbeträchtlichem Belange zu ordnen hatte, wurde ich ſofort nach meiner Ankunft von vielen meiner früheren Bekannten aufgeſucht, und die Weltſtadt zeigte ſich nun in altem Glanze.

Mein Hauptvergnügen war hier, wie immer, die Befriedigung meiner Leidenſchaft für ſchöne Pferde. Und wo gäbe es ſchönere, wie in England?

Sie koſteten mich viel Geld, doch ich gab es gern hin. Hatte ich doch etwas dafür.

Allein ſchöne Pferde zu reiten, iſt nur das halbe Vergnügen; die andere Hälfte beſteht darin, ſich auf ihnen ſehen zu laſſen.

Hyde-Park bietet dazu in London die beſte Gelegenheit, und täglich beſuchte ich ihn.

Welche Luſt, die feurigen Thiere zu bändigen, das

bange Staunen der Damen, die laute Bewunderung der Herren zu erwecken!

Eines Tages ritt ich ein Pferd, das ich erſt den Tag zuvor gekauft hatte. Es war ein junges feuriges Thier; noch nicht bekannt mit ſeinen Launen, ſeinen Eigenthümkeiten, koſtete es mich Mühe und Anſtrengung, es zu bemeiſtern, mich bei den wilden Sätzen, die es machte, im Sattel zu erhalten.

Dennoch würde ich es bezwungen haben, denn ſchon fing es an, ſeinen Herrn in mir zu erkennen, da fuhr ein Bulldog mit lautem Gebell ihm zwiſchen die Beine.

Es ſtieg kerzengerade in die Höhe, drehte ſich im Kreiſe herum, wankte einen Augenblick und überſchlug.

Ich hatte keinen Schaden genommen und war im Nu wieder auf den Beinen. Da ſah ich, wie der Bulldog, ein plumpes, häßliches Thier, mein Pferd gebiſſen hatte, daß ihm das Blut am Beine herab rann, während es im wilden Galopp davonſprengte.

Wüthend ſtürzte ich auf den Hund zu, der nach ſeiner vollbrachten Heldenthat ruhig ſtehen blieb, an die Stelle gebannt durch den Pfiff ſeines Herrn, der geſehen haben mochte, was vorgegangen war, und nun herangetrabt kam.

Schnell hatte ich den Dolch, meinen treuen Begleiter, gezogen, und mit raſchem Stoße bohrte ich ihn dem Bulldog, der mich nicht kommen ſah, weil ſein Herr ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte, von der Seite in den

Leib, daß er, nicht todt zwar, doch unfähig, ſich zu wehren, niederſtürzte.

Kaum war dieſe That vollbracht, als der Reiter, dem der Hund gehörte, vom Pferde ſprang, mit zorniger Geberde auf mich zukam, und mich zur Rede ſetzen wollte.

Ich ſah ihn mit funkelnden Blicken an.

Schon hatte er den Mund geöffnet, wahrſcheinlich um heftige, wohl gar beleidigende Worte auszuſtoßen.

Ich kam ihm zuvor.

„Sir!“ ſagte ich; „Ihr Hund biß mein Pferd, ein ſchönes, muthiges Thier, daß es darüber wild wurde, und mit mir überſchlug. Er gefährdete mein Leben, machte die abgeſetzte Reiterin vielleicht zum Gelächter aller Zeugen und hat daher von mir ſeine Strafe empfangen. — Ich hoffe, Sie werden erkennen, daß ich in meinem Rechte bin.“ —

„Das ſind Sie, Miß;“ entgegnete der Herr. „Ich muß dies anerkennen, wenn ich auch den Tod meines Hundes beklage. Das ſchöne Thier war mir ſehr werth; doch er frevelte an Ihnen und ich kann Ihnen nicht zürnen, daß Sie für dieſen Frevel Rache übten, ſo ſelten auch die Art, wie dies geſchah, für eine zarte Dame iſt. — Doch jetzt, Miß, erlauben Sie mir, Ihnen meinen Arm anzubieten, bis Sie zu Ihrem Pferde gelangen, welches, wie ich ſehe, Ihr Reitknecht dort bereits am Zügel geführt bringt.“

So war es.

Doch mein Pferd hinkte von der empfangenen Wunde.

Ich konnte es daher nicht wieder beſteigen, und ſah mich gezwungen, noch länger den Arm meines Begleiters zu behalten, der ſich mir jetzt als Sir Heald, Lieutenant in der Garde Ihrer Majeſtät der Königin von England, vorſtellte.

Er führte mich in mein Hotel, kam am nächſten Tage wieder, und überraſchte mich ſchon nach einer ſehr kurzen Bekanntſchaft durch einen Heirathsantrag, um ſo mehr, da er die ſonſt übliche Courmacherei und ſüße Liebeswerberei verſchmäht und mir ſeine Aufmerkſamkeit nur durch ſein öfteres Kommen bewieſen hatte, ſo wie durch die Offenheit, mit der er mir alle Familienangelegenheiten auseinanderſetzte.

Sein Benehmen war ungewöhnlich, ſogar etwas derb, aber eben das gefiel mir an ihm. Dabei ſprach er jetzt, nachdem er ſeine Werbung einmal angebracht hatte, mit einem ſo glühenden Ausdrucke wahrer Liebe, daß ich thörigt genug war, ihm nach kurzem Beſinnen mein Jawort zu geben.

Ich, die ich mich ſo oft als eine entſchiedene Feindin der Ehe gezeigt, die ich ſo glänzende Partieen zurückgewieſen, mir zugeſchworen hatte, meine Freiheit nie zu opfern, ließ mich dennoch verleiten, einem jungen Manne, den ich erſt kurze Zeit kannte, meine Hand zu reichen!

Es war ein flüchtiger Einfall, eine Laune, und ich habe ſie ſchwer gebüßt.

Am 19. Juli wurde Heald volljährig, dadurch freier

Herr ſeines, nicht unbeträchtlichen Vermögens, und noch an demſelben Tage vollzog ein Prieſter unſere Trauung.

Mein junger Gatte war ſelig in meinem Beſitze, und wäre er ſo geblieben, wie er ſich in den Flitterwochen, in den Honigmonaten unſerer Ehe zeigte, keine Frau konnte ſich je einen beſſeren Mann wünſchen, als der war, den ich damals beſaß.

Bald ſollte ich Urſache zur Reue über die eingegangene Verbindung bekommen, jedoch für den Augenblick noch nicht durch meinen Mann ſelbſt, ſondern durch eine Verwandte von ihm.

Die Familie meine Mannes zeigte ſich unzufrieden mit ſeiner Heirath, und da ſie ihm, der im Beſitze ſeiner vollen Selbſtſtändigkeit war, keine Rechenſchaft über ſein Thun und Laſſen abverlangen durfte, ließ ſie ſich zu einem Verſuche verleiten, unſere Ehe zu trennen.

Die Tante Healds, die Schweſter ſeines Vaters, die von meiner frühern Ehe mit dem Kapitain James gehört hatte, machte gegen mich eine Klage wegen Bigamie anhängig. Ich wußte mich frei von dieſem Vergehen, hielt meine frühere Ehe für gänzlich zerriſſen, und theilte dem Mr. Bockins, meinem Anwalte, alle Gründe mit, weshalb ich mich für durchaus berechtigt zu Eingehung einer zweiten Verbindung halten mußte.

Er ſtimmte zwar den Gründen, die ich ihm aufſtellte, bei, allein dennoch ſah ich mich gezwungen, ſchon

am 6. Auguſt vor den Schranken des Gerichts zu erſcheinen.

Mein Mann begleitete mich, und ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er mir während der ganzen läſtigen Verhandlung die rührendſte Aufmerkſamkeit bewies. Er ließ meine Hand nicht aus der ſeinigen, drückte ſie mehrmals zärtlich, um mich zu ermuthigen, obgleich es deſſen nicht bedurft hätte, da ich mir keines Unrechts bewußt war, und gab mir vor allen anweſenden Zeugen ſo viele Beweiſe ſeiner Liebe, daß er dadurch weſentlich beitrug, die Meinung gegen ſeine Tante zu ſtimmen, die ſich unberufen in ſeine Angelegenheit eingedrängt hatte, welche ſie, genau genommen, nichts anging.

Herr Bockins beſtritt die Befugniß der Tante Healds, wenn hier überhaupt von Bigamie die Rede ſein könne, was er vor der Hand noch in Abrede ſtellen müſſe, darauf eine Klage zu erheben, da das Recht zu einer ſolchen nur den dadurch Verletzten zuſtehe, in vorliegendem Falle alſo dem Kapitain James oder dem Lieutenant Heald.

Nun habe aber der Erſtere von der ganzen Sache keine Kenntniß, der Letztere jedoch ſei offenbar mit dem Prozeſſe nicht nur nicht einverſtanden, ſondern ſogar dagegen eingenommen, und wenn er auch zugeben wolle, daß Grund vorhanden ſei, eine Unterſuchung anzuſtellen, ſo müſſe er doch auf meine augenblickliche Freilaſſung antragen und erbiete ſich Behufs derſelben zu einer Kautionsſtellung.

Der vorsitzende Richter genehmigte diesen Antrag und decretirte meine Freilassung gegen eine Kaution von 1000 Pfund Sterling aus meinen eigenen Mitteln, und Bürgschaft über weitere 1000 Pfund durch zwei Zeugen.

Dieser Antrag stützte sich auf den anerkennenswerthen Grundsatz der englischen Gerechtigkeitspflege, den auch der Richter bei dieser Gelegenheit anführte:

„Das Gesetz präsumirt die Unschuld eines Angeklagten so lange, als dessen Schuld nicht erwiesen ist."

Gerade umgekehrt ist das Verfahren der Polizei: Sie präsumirt die Schuld des Angeklagten und behandelt ihn als Schuldigen, bis er seine Unschuld bewiesen hat, wobei ihm noch in der Regel tausend Schwierigkeiten gemacht werden, den Beweis zu liefern.

So endete diese unangenehme Sache für mich, und ich hatte die Genugthuung, zu sehen, daß die öffentliche Meinung sich vollkommen gegen die Ungerechtigkeit aussprach, die sowohl von Seiten der Tante Heald darin lag, diese Klage anzustellen, als von der der Behörde, sie von einer Person anzunehmen, die dazu nicht befugt war.

Daily News nahmen daraus Veranlassung, sich sehr scharf über die Mangelhaftigkeit der englischen Gesetzgebung auszusprechen, die deshalb jedoch wohl so bald noch nicht verbessert werden mag.

Für meinen Gemahl hatte diese Sache noch eine weitere unangenehme Folge: Lord Londonderry, der Obrist seines Regimentes, forderte ihn auf, den Dienst zu ver-

laſſen, weil durch ſeine Heirath mit mir die Ehre des Offizierkorps gefährdet ſei.

Der Examiner übernahm es ſtatt meiner, die Lächerlichkeit einer ſolchen Forderung in das gehörige Licht zu ſetzen, allein mein Mann gab ihr dennoch nach, weil er ohnehin die Abſicht gehabt hatte, den Abſchied zu nehmen, um mit mir das Feſtland zu bereiſen, das er noch nicht kannte, und ſo manche Städte zu beſuchen, für welche ich mich ihm zum Cicerone angeboten hatte.

Er erhielt daher den nachgeſuchten Urlaub, bis auf ſeine deshalb eingereichte Bitte der Abſchied eingegangen ſein würde, und nachdem ich alle meine Effecten verſteigert hatte, verließen wir England, wohin ich wahrſcheinlich nie wieder zurückkehren werde.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Abreiſe nach dem Continent. — Aufenthalt in Paris. — Erſte Sturmwolken am ehelichen Horizont. — Reiſe nach Rom. — Nach Spanien. — Heftiger Auftritt in Toloſa. — Unwürdige Entweichung meines Gatten. — Meine Feſtigkeit führt ihn zurück. — Neue Anfälle der Eiferſucht. — Das Machtgebot des Tyrannen. — Ich bin keine Sclavin! — Letzte Trennung.

Wir gingen zunächſt wieder nach Paris.

Während unſeres kurzen dortigen Aufenthaltes gab mir mein Gatte einen rührenden Beweis ſeiner Liebe, indem er mir durch ein gerichtliches Document ein Witthum von 2000 Pfund Sterling jährlich ausſetzte.

Gleichwohl machte ich ſchon hier die traurige Erfahrung, daß ich mich in Herrn Heald getäuſcht. Er fing an, ſich ſehr ungleich, zuweilen heftig und aufbrauſend, zuweilen mürriſch und übellaunig zu zeigen.

Ich ertrug dieſes Benehmen mit einer Geduld und Sanftmuth, die ich mir ſelbſt nicht zugetraut hatte. Ich machte ihm Vorſtellungen, bat ihn, ſeine frühere Liebens-

würdigkeit nicht zu vergeſſen, und ſuchte ſeine Verdrießlichkeit dadurch zu entſchuldigen, daß ſie erſt da ſich zu zeigen anfing, als er aus England den Abſchied nachgeſchickt erhalten hatte.

Ich fand es natürlich, daß ſein Scheiden aus einem Stande ihn betrübte, dem er mit Luſt und Liebe angehört hatte, der ſo manche Vortheile, eine ehrenvolle Stellung im Leben ſichert, und der beſonders bei ihm der Eitelkeit durch eine glänzende Uniform ſchmeichelte.

Die Männer ſind eben ſo wenig im Stande, ſich von dieſer Leidenſchaft und Schwäche loszumachen, als wir, obgleich ſie uns gewöhnlich vorwerfen, wir wären ausſchließlich damit behaftet.

Das Leben in Paris bot in dieſer Jahreszeit nicht die Zerſtreuungen, die ich meinem Gatten mehrmals mit ſo glänzenden Farben geſchildert hatte. Ich glaubte daher, daß die Langeweile, über die er zuweilen klagte, auch mit ein Grund ſeiner üblen Laune ſei, und in der Hoffnung, ihn durch Zerſtreuung aufzuheitern, machte ich ihm den Vorſchlag, nach Rom zu gehen, welches im Sommer der Sammelplatz von Fremden zu ſein pflegt, und überdies durch ſeine reichen Kunſtſchätze und die Maſſe ſeiner Alterthümer ſo viel Stoff zu Abwechslung und Unterhaltung bietet, daß man in der Siebenhügelſtadt des geſelligen Umganges leichter entbehren kann, als an jedem anderen Orte. —

Heald ging mit Freuden auf meinen Plan ein. Er

verſprach ſich viel Unterhaltung von Rom, und ſchon zu Ende des Auguſt ſchifften wir uns in Marſeille dahin ein.

Rom gewährte uns indeſſen nicht, was wir von ihm erwartet hatten. Die Nachwehen der Revolution waren noch zu fühlbar, um das ſorgloſe Touriſtenleben zu geſtatten. Die Langeweile und üble Laune, die meinen Gatten in Paris gequält hatten, ſtellten ſich auch hier wieder ein, und bald fand ich Urſache, den Verluſt meiner Freiheit zu beklagen, empfindlich den Druck der Feſſeln zu fühlen, in die ich mich ſo unbeſonnen und übereilt geſchmiedet hatte.

Gleichwohl bezwang ich noch den Zorn, den ich oft ſchon in mir aufſteigen fühlte, und der leicht zu Ausbrüchen meiner gewöhnlichen Hitze führen konnte, und als mein Mann den Wunſch gegen mich ausſprach, mein Vaterland Spanien kennen zu lernen, willigte ich ein, ſo wenig Gefallen ich auch bei meinem letzten Beſuche deſſelben an dem Lande meiner Geburt gefunden hatte.

Wir ſchifften uns ein, doch ſchon in Toloſa kam es zu einem heftigen Ausbruche des Grolles, den wir ſeit einiger Zeit gegenſeitig genährt hatten.

Ich traf dort einen alten Bekannten aus Paris. Mein Mann fand, daß ich meine Freude über das Wiederſehen zu lebhaft äußerte, daß ich mich zu vertraut unterhielt.

Ich bat ihn, ſich dergleichen Bemerkungen über mein Benehmen gegen andere Männer ein für alle Mal zu er-

ſparen, gab ihm die Verſicherung, daß die Aeußerungen ſeiner Eiferſucht zu nichts fruchten könnten, als höchſtens dazu, meinen Trotz zu reizen, und fügte dann hinzu:

„Ich werde die Treue, die ich Dir am Altare gelobte, nie verletzen, Dir alſo auch nie Veranlaſſung zu begründeter Eiferſucht geben; dagegen mache ich indeß Anſpruch darauf, in meinem Benehmen gegen die Männer nichts von dem zu ändern, wie ich es durch mein langes, freies Künſtlerleben gewohnt bin. Ueber die Sache kannſt Du beruhigt ſein, deshalb bitte ich mir aus, daß Du über den Schein, der Dir vielleicht nicht gefällt, künftig nie wieder ſolchen Lärm erhebſt.“

Meine Worte, die ich allerdings nicht mit der größten Sanftmuth geſprochen haben mochte, reizten ihn zu noch unverzeihlicherer Heftigkeit, als er bisher ſchon gezeigt hatte, und er verließ mich endlich mit der Drohung, daß ich Urſache finden würde, mein Betragen gegen ihn, meine Widerſpenſtigkeit, wie er es nannte, zu bereuen.

Am nächſten Morgen war er verſchwunden.

Er hatte ſich heimlich entfernt und die Unwürdigkeit begangen, mich beinahe von allen Hilfsmitteln entblößt zurückzulaſſen.

Wahrſcheinlich hatte er geglaubt, dadurch meine Unterwürfigkeit zu erzwingen.

Er ſollte ſeinen Irrthum erkennen!

Zwar befand ich mich für den Augenblick in einer peinlichen Lage, allein ich hatte in meinem Leben ſchon

ſchlimmere Momente gehabt, und mein Zorn hielt meinen Muth aufrecht.

Mein Mann hatte mir ein engliſches, in Toloſa etablirtes Handlungshaus bezeichnet, durch das ich ihm ſchreiben könnte, im Fall ich mich bereit erklären wollte, dem mich zu fügen, was er ſeine gerechten Anſprüche nannte.

Ich benutzte die mir gegebene Adreſſe nur, um ihm zu ſchreiben, daß ich mich lieber dem größten Elend ausgeſetzt ſehen, als ſeiner Tyrannei unterwerfen wolle, und daß er nur an eine Wiedervereinigung denken dürfe, wenn er geneigt ſei, mir volle Freiheit meines Handelns zu gewähren, in welchem Falle er der Unverletzlichkeit meiner Treue verſichert ſein dürfe.

Meine Feſtigkeit bezwang ſeinen Unmuth. Er mochte überdies einſehen, daß er mir Unrecht gethan hatte, und am nächſten Tage kehrte er reuig zu mir zurück.

Ich erſparte ihm ein beſchämendes Geſtändniß, und einige Zeit lebten wir nun wieder ganz glücklich mit einander.

Dies ſollte jedoch nicht lange währen.

Bald kehrten ſeine Anfälle von Eiferſucht zurück, oft ohne die geringſte Veranlaſſung, und zuletzt ſteigerten ſie ſich zu ſolcher Heftigkeit, daß ich mit keinem Manne mehr ein freundliches Wort ſprechen durfte, ohne von ihm mit den bitterſten und heftigſten Vorwürfen wegen meiner „Koketterie“ überhäuft zu werden, ſobald wir uns allein befanden.

Die gereizte Stimmung, die darauf auf beiden Seiten entstand, mußte zu einem gänzlichen Bruche führen.

Er sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Es war abermals ein Pariser Bekannter, der ihn herbeiführte.

Wir trafen mit ihm in Barcelona zusammen.

Ich hatte in Paris viele heitere Stunden in seiner Gesellschaft verlebt, und begrüßte ihn daher mit unverhehlter Freude.

Nachdem ich ihn meinem Gatten vorgestellt hatte, unterhielten wir uns von unseren vergangenen Erlebnissen. Er mußte mir von allen unseren gemeinschaftlichen Bekannten erzählen, und wir vertieften uns dabei in ein so eifriges Gespräch, daß wir, wie ich gestehen muß, der Anwesenheit meines Mannes ganz vergaßen, und seiner nicht mehr achteten.

Der junge Mann hatte im Verlaufe der Unterhaltung meine Hand ergriffen und sie längere Zeit in der seinigen gehalten. Ich wußte das nicht einmal, so gleichgiltig war es mir, und ich will darauf schwören, daß auch er sich nichts dabei dachte. Denn nie hatte er zu meinen Anbetern, geschweige zu meinen vertrauteren Freunden gehört, sondern nur zu dem großen Kreise der Bekannten.

Gleichwohl sah Herr Heald in dieser unschuldigen Handlung ein „unwürdiges Betragen," und kaum hatte der junge Mann sich entfernt, als die bisher nur mühsam unterdrückte Wuth in ungezähmten Ausdrücken hervorbrach.

„Du wirſt dieſem Menſchen das Haus verbieten, wenn er ſich erdreiſten ſollte, ſeinen Beſuch zu wiederholen," brüllte er ſo laut, als ſei ich taub.

„Weshalb?" fragte ich ſtaunend.

„Weil ich es will!" rief er mit gleicher Heftigkeit.

„Mit welchem Rechte ſprichſt Du Deinen Willen ſo gebieteriſch aus?" ſagte ich, nur mühſam meine Gelaſſenheit bewahrend.

„Weil ich Dein Gemahl bin, — Dein Herr!" ſchrie er mich an.

„Mein Herr?" wiederholte ich, und zuckte verächtlich die Achſeln.

„Weib," rief er, „reize mich nicht weiter, oder —!"

Er beging die Rohheit, mir mit der geballten Fauſt zu drohen.

Jetzt war meine Geduld erſchöpft.

Ich vermochte die Faſſung, die ich bisher bewieſen hatte, nicht länger zu bewahren, und indem ich mit zornfunkelnden Blicken einen Schritt auf ihn zutrat, zog ich meinen Dolch, erhob ihn mit entſchloſſener Geberde, und entgegnete ihm mit donnernder Stimme:

„Ich bin nicht Ihre Sclavin, mein Herr, und wenn Sie es wagen wollten, in Ihrer verächtlichen Rohheit noch einen Schritt weiter zu gehen, ſo würden Sie es mit dem Leben zu büßen haben."

Er blickte mich ſtarr an, als wollte er prüfen, ob

ich im Stande ſein würde, die ausgeſtoßene Drohung zur That werden zu laſſen.

Mein funkelnder Blick, meine ganze Haltung mußten ihn davon überzeugt haben, denn einen Fluch zwiſchen den Zähnen murmelnd, verließ er das Zimmer, deſſen Thür er donnernd in das Schloß warf.

Ich ſah ihn ſeitdem nicht wieder!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

(Schluß.)

Abreise nach Paris. — Aufenthalt daselbst. — Meine Gesellschaft. — Ein geistreicher Journalist. — Erfreuliche Aussicht in die Zukunft.

Nach der Erfahrung in Tolosa hatte ich meine Vorkehrungen so getroffen, daß mich eine abermalige Flucht meines eifersüchtigen Herrn Gemahls nicht wieder in ähnliche Verlegenheit bringen konnte, wie die, in welcher ich mich dort befunden hatte.

Ich war daher jetzt im Besitze der nöthigen Mittel, vollkommen frei und nach meinem eigenen Willen handeln zu können.

Diese benutzte ich denn auch ungesäumt, und am Abend jenes Tages, an welchem der beschriebene Auftritt mit meinem Manne Statt gefunden hatte, verließ ich Barcelona.

Paris war das Ziel meiner Reiſe.

Dort hatte ich die meiſten Bekannten zurückgelaſſen; dort bot das Leben die reichſten, mannigfaltigſten Genüſſe; dort konnte ich, zurückgetreten in den Privatſtand, wie ich jetzt war, ganz meinen eigenen Neigungen leben, nicht wie früher ein fortwährender Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit.

Die ſchmerzliche Erinnerung an den Tod des armen Dujarrier hatte die Zeit verwiſcht, und mit freudiger Sehnſucht eilte ich der gewaltigen Seineſtadt entgegen.

Ich erreichte ſie heitern Sinnes.

Bald war ich eingerichtet, anſtändig, doch ohne übertriebenen Luxus; denn trotz der Schmähungen, die über mich ergoſſen worden ſind, ich hätte das unglückliche Bayernland ausgeſogen, bin ich nicht reich, ſondern muß mich in meinen Ausgaben einer weiſen Sparſamkeit befleißigen, obgleich ich genug zu einem gemächlichen Leben beſitze.

Doch wie viel koſtet dies, beſonders in Paris, wo die Anforderungen des Luxus ſo unendlich hoch geſteigert ſind, und wenn man nicht die Abſicht hat, ſich einer Einſiedlerin gleich in ſeiner Klauſe einzuſchließen.

Zu dem Entſchluſſe, eine frömmelnde Betſchweſter zu werden, den weltlichen Genüſſen zu entſagen, bleibt mir aber Zeit genug.

Für jetzt bin ich noch jung, will des Lebens mich

noch erfreuen, aus dem Becher ſeiner ſüßen Genüſſe ſchlürfen.

An die Erbauung einer Einſiedelei, oder die Aufſuchung einer Wüſte, in welche ich mich, eine büßende Magdalene, vergraben kann, um den Anfang meiner Heiligſprechung zu machen, werde ich ſpäter denken.

Bis dahin bleibt mein Wahlſpruch der Don Juan's:

„Es lebe die Luſt! Es lebe die Freude!“

Dieſe ſuche und finde ich in meinem gegenwärtigen Leben in dem ungezwungenen Umgange mit geiſtreichen Leuten jedes Geſchlechtes, jedes Standes.

Ich mache kein Haus, wie die Journale, die es noch immer nicht müde werden können, ſich mit mir zu beſchäftigen, behauptet haben, doch meine Thür iſt Niemand verſchloſſen, der den Empfehlungsbrief angenehmer Unterhaltungsgabe, geſelliger Talente, vorzuzeigen vermag.

In meiner Geſellſchaft findet man daher die politiſchen Meinungen der verſchiedenſten Schattirungen, die Repräſentanten aller Abſtufungen der menſchlichen Geſellſchaft vereinigt, und eben wegen dieſer Amalgamirung der ungleichartigſten Elemente iſt die Unterhaltung ungezwungener, als an irgend einem Orte, wo die Farben, beſonders die politiſchen, ſchroffer, ohne die dazwiſchenliegenden Schattirungen, zuſammentreffen.

Von der Toleranz, und beſonders von dem Geiſte, der in meinen kleinen Zirkeln herrſcht, möge ein Geſpräch

den Beweis liefern, das unlängſt in einem ſogenannten „Salon“ geführt wurde, und eine ſo geiſtreiche Charakteriſtik unſerer neuern Zuſtände, eine ſo witzige Anſpielung auf die Haltung unſerer verſchiedenen Journale enthält, daß ich nicht umhin kann, es hier zu wiederholen.

Ein Legitimiſt, ein Orleaniſt und ein Bonapartiſt ſtritten ſich, ohne die Grenzen eines freundſchaftlichen Meinungsaustauſches zu überſchreiten, über die franzöſiſche Revolution.

„La révolution française,“ rief der Legitimiſt, „iſt nichts als eine Carnevalspoſſe. Dieſe Behauptung wird belegt durch das Anagramm der Worte, welches zugleich die Auslegung derſelben enthält: L'on sait voir une farce.“

„Zugegeben die Auslegung von der Bedeutung der Sache durch das Anagramm,“ warf lachend der Orleaniſt ein, „doch nicht zugegeben das Anagramm ſelbſt. Ich kenne ein anderes und das lautet: La France veut son roi. I. — Dieſes I, welches von dem Sinne des Ganzen ausgeſchloſſen zu ſein ſcheint, hat gleichwohl eine tiefe, prophetiſche Bedeutung. Sie werden das ſelbſt zugeſtehen, meine Herren, wenn ich Sie darauf aufmerkſam mache, daß das I der dritte Vokal iſt: Eine unverkennbare Vorherverkündigung der drei Julitage. Zugleich iſt es aber auch der neunte Buchſtabe im Alphabet, und da haben

Sie ganz deutlich den neunten Auguſt, den Tag der Thronbeſteigung Ludwig Philipps."

„Die Auslegung iſt nicht übel, nur etwas zu geſucht," bemerkte der Bonapartiſt. „Ich muß ſie daher verwerfen, obgleich ich mit Ihnen die prophetiſche Autorität des Anagrammes anerkenne. Auch ich habe ein ſolches: Es iſt das ſchon längſt bekannte: Un Corse la finira. Vote! — Der erſte Satz iſt zu einem Ausſpruche des Weltgerichtes geworden; das Wort Vote aber iſt das an die ganze franzöſiſche Nation gerichtete Gebot eben dieſes Weltgerichtes, das Gebot allgemeiner Abſtimmung."

Einer unſerer geiſtreichſten Journaliſten hatte aus geringer Entfernung dem ganzen Geſpräche zugehört. Er trat jetzt zu der Gruppe und ſagte:

„Ich glaube, meine Herren, daß Sie die Löſung Ihres Streites finden werden, wenn Sie mit Aufmerkſamkeit die prophetiſche Bedeutung prüfen, welche in den Namen unſerer verſchiedenen politiſchen Journale, ſo wie in der politiſchen Haltung derſelben liegt. Sie werden daraus erkennen können, welches der drei Anagramme die größte Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, zur Wahrheit zu werden."

„Laſſen Sie doch hören!" riefen alle Drei zugleich. „Wir ſind wirklich neugierig, dieſe ſeltſame Art der Aus-

legung unſerer modernen politiſchen Zuſtände ſo wie unſerer Zukunft zu vernehmen.“

„Ich bin gern bereit, ſie zu geben,“ ſagte der Journaliſt, und indem er der Reihe nach die einflußreichſten Journale aufzählte, gab er ſo die verſprochene Deutung:

„Im Jahre 1848 verlangte Le Peuple die Réforme der Wahl. Das Miniſterium Guizot führte durch ſeinen hartnäckigen Widerſtand eine Révolution démocratique et sociale herbei. L'Opinion publique verlangte hierauf le Travail affranchi, das heißt, befreit von der Tyrannei des Kapitales, und daß dieſe, ſo befreite Arbeit, unterſtützt durch die Populaire Inſtitution einer Bank des Crédit, dem Univers eine Ère nouvelle der Démocratie pacifique eröffne, und ihm das Schauſpiel einer vraie République gebe. Doch das Siècle war zu verderbt. Die République wurde mehr als einem Corsaire Preis gegeben und die Voix du Peuple verkannt. Die Assemblée nationale verlor ihre Temps in ſtürmiſchen und unfruchtbaren Débats. Die Presse hätte die Patrie aufklären ſollen, doch ſtatt deſſen bot ſie ein entſetzliches Charivari. Endlich ließ die Union monarchique, welche die Feinde der Liberté, des Pays und der National-Ehre umfaßt, aus der Wahlurne einen Namen hervorgehen, der nicht ſehr Constitutionnel war, den gefälligen Courrier der künftigen Restauration: Ein wunderbares Evénement, welches jeden Abend durch die Caſſandra der Gazette

de France, dieſes Moniteur officiel der Reaction, prophezeit wird.“*)

Allgemeiner Beifall belohnte dieſe eben ſo treffende wie witzige Anſpielung, als der Journaliſt geendet hatte.

Dieſe Probe möge einen Begriff davon geben, auf welche Weiſe man ſich in meinen kleinen Zirkeln zu unterhalten pflegt, aus denen der läſtige Zwang verbannt iſt, der andere Geſellſchaften oft ſo ſteif und langweilig macht, und die vielleicht binnen kurzer Zeit noch einen erhöhten Reiz für alle meine Beſucher erhalten, wenn ſich die Hoffnung verwirklicht, die in neueſter Zeit wieder bei mir erweckt wurde: Die Hoffnung, König Ludwig von Bayern für längere Zeit in Paris zu ſehen.

Der letzte Brief, den ich von ihm erhielt, brachte mir die erfreuliche Verſicherung, daß er in meiner Heirath mit Herrn Heald keine Verletzung der Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn erblickt, daß er die Verleumdungen über mich, die man ihm von verſchiedenen Seiten zuzubringen bemüht war, mit Verachtung zurückweiſ't, ſeitdem ich ihn über die unlautere Quelle derſelben aufklärte, und daß

---

*) Die Namen der Zeitungen deutſch zu geben, würde den ganzen Sinn entſtellt, ihn wenigſtens der Spitze beraubt haben; gleichwohl mochte der Ueberſetzer dieſe pikante Kleinigkeit nicht ganz weglaſſen, und ſuchte ſie daher ſo verſtändlich zu machen, als dies mit Beibehaltung der Anſpielungen möglich war.

er mir noch immer mit der früheren Freundſchaft zugethan iſt.

So darf ich denn, wie laut auch die Welt das Gegentheil behaupten mag, mich der freudigen Ausſicht hingeben, den Herbſt meines Lebens an der Seite dieſes ſeltenen Mannes zufrieden und glücklich hinzubringen.

Ende des dritten und letzten Theiles.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

5A 4587